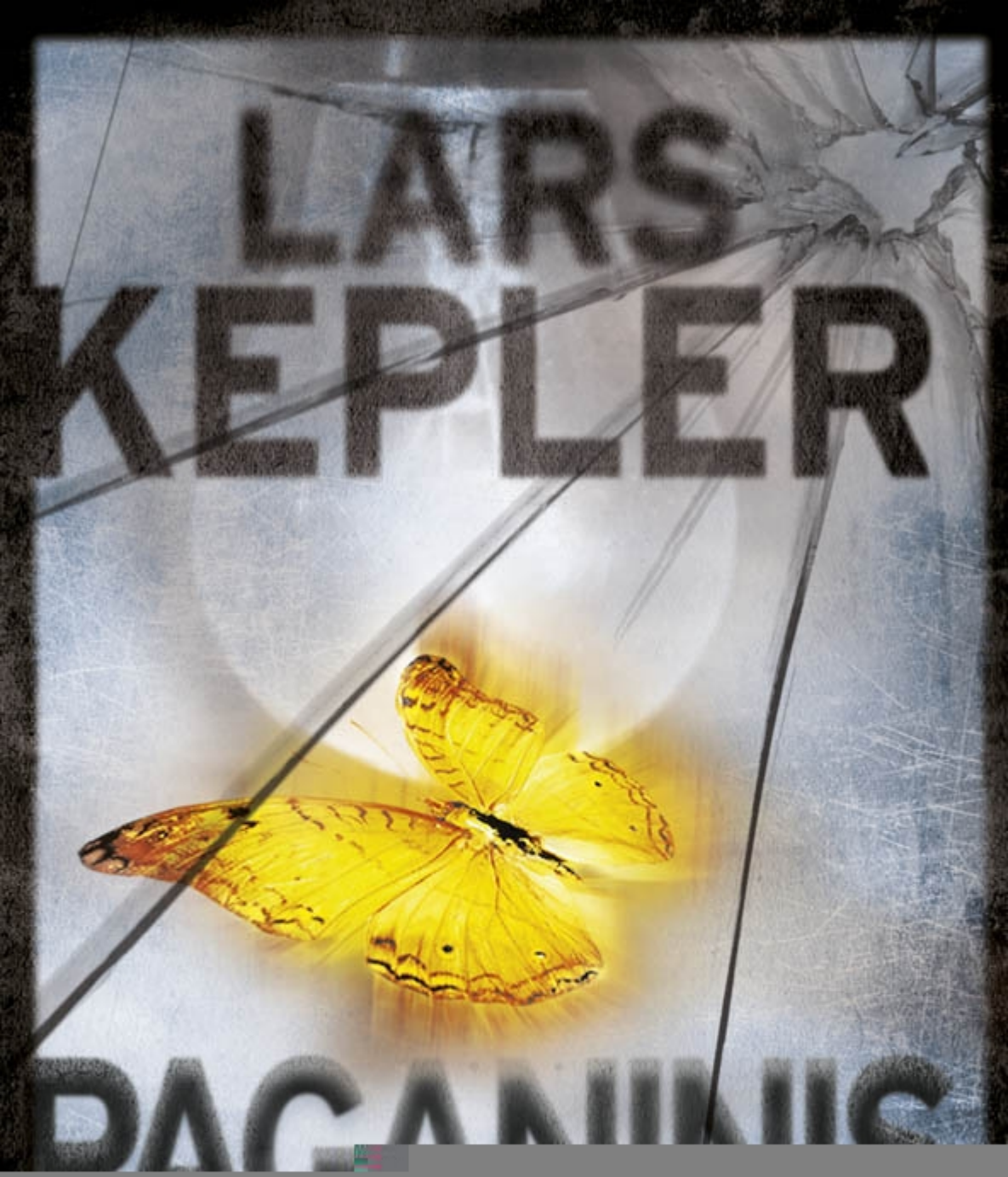
LARS
KEPLER

LARS KEPLER

PAGANINIS

FLUCH

KRIMINALROMAN

Übersetzung aus dem Schwedischen
von Paul Berf

IMPRESSUM

Lübbe Digital

Vollständige E-Book Ausgabe

des in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG erschienenen Werkes

Lübbe Digital in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG

Dieser Titel ist auch als Hörbuch bei Lübbe Audio lieferbar

Titel der schwedischen Originalausgabe:

»Paganinikontraktet«

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2010 by Lars Kepler

Published in the German language by arrangement with

Bonnier Group Agency, Stockholm, Sweden

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2011 by Bastei Lübbe GmbH & Co. KG , Köln

Umschlaggestaltung: Kirstin Osenau

Umschlagmotive: © shutterstock / Max Bukowski,

© iStockphoto / Neil Bromfield

Datenkonvertierung E-Book: le-tex publishing services GmbH, Leipzig

ISBN 978-3-8387-1016-7

Es herrscht Windstille, als die große, ziellos treibende Motorjacht in der hellen Nacht auf dem Wasser der Jungfrufjärden genannten Bucht in den südlichen Stockholmer Schären gefunden wird.
Das Meer hat eine schläfrige, blaugraue Farbe und bewegt sich so sanft wie Nebelschwaden.
Der alte Mann rudert in seinem Kahn hinaus. Mehrmals ruft er hinüber, obwohl er bereits ahnt, dass ihm niemand antworten wird. Seit fast einer Stunde hat er die Jacht von Land aus beobachtet und gesehen, wie sie rückwärts der Strömung Richtung Meer folgt.
Jetzt legt er seinen Kahn seitlich gegen das Motorboot, nimmt die Ruder hoch und vertäut sein Boot an der Badeplattform der Jacht. Er steigt die Metallleiter hinauf und über die Reling. Mitten auf dem Achterdeck steht ein rosa Liegestuhl.
Der alte Mann wartet einen Moment und lauscht. Als er nichts hört, öffnet er die Glastür und steigt die Treppe in den Salon hinunter. Graues Licht fällt durch die großen Fenster auf eine Einrichtung aus lackiertem Teak und den dunkelblauen Stoff der Polster. Er setzt seinen Weg auf der Treppe mit Paneelen aus glänzendem Holz fort, kommt an Pantry und Bad vorbei und gelangt in die große Kajüte. Dämmerlicht sickert durch die kleinen Fenster unter der Decke und beleuchtet schwach ein pfeilförmiges Doppelbett.
Am Kopfende des Betts sitzt eine junge Frau in Jeansjacke in einer schlaffen, zusammengekauerten Haltung. Mit weit gespreizten Beinen lehnt sie an der Wand, eine Hand ruht auf einem rosa Kissen. Sie sieht den alten Mann mit ängstlich fragendem Gesichtsausdruck unverwandt an.
Es dauert eine Weile, bis der Mann begreift, dass die Frau tot ist.
In ihren langen schwarzen Haaren trägt sie eine Spange in Form einer weißen Taube, einer Friedenstaube.
Als der alte Mann zu ihr tritt und ihre Wange berührt, kippt ihr Kopf nach vorn, und ein dünner Striemen Wasser rinnt zwischen ihren Lippen heraus und über das Kinn.

Das Wort Musik bedeutet ursprünglich ›Kunst der Musen‹ und geht auf den griechischen Mythos von den neun Musen zurück.
Alle neun Musen waren Töchter des mächtigen Gottes Zeus und der Titanin Mnemosyne, der Göttin der Erinnerung. Euterpe, die Muse der Musik, wird mit einer Doppelflöte an den Lippen dargestellt und ihr Name bedeutet die Ergötzende.

Für die Begabung, die man Musikalität nennt, existiert keine allgemein akzeptierte Definition. Manche Menschen sind unfähig, die unterschiedlichen Frequenzen von Tönen zu hören, andere werden dagegen mit einem schier unglaublichen Musikgedächtnis und jenem absoluten Gehör geboren, das es ihnen erlaubt, einen Ton ohne jede Hilfe von Referenzpunkten exakt zu bestimmen.

Im Laufe der Jahrhunderte hat die Welt eine ganze Reihe außerordentlicher musikalischer Genies gesehen, von denen manche sehr berühmt geworden sind, zum Beispiel Wolfgang Amadeus Mozart, der seit seinem sechsten Lebensjahr in Europa von Hof zu Hof reiste, und Ludwig van Beethoven, der viele seiner großen Werke erst komponierte, als er schon vollkommen taub war.

Der legendäre Nicolò Paganini wurde 1782 im italienischen Genua geboren. Er war ein Geiger und Komponist, ein Autodidakt. Bis zum heutigen Tag sind nur wenige Geiger in der Lage gewesen, Paganinis schnelle und komplizierte Werke zu spielen. Bis zu seinem Tod wurde Paganini von dem Gerücht verfolgt, um seine einzigartige Geschicklichkeit zu erlangen, habe er einen Pakt mit dem Teufel geschlossen.

1

Eine Vorahnung

Penelope Fernandez läuft ein kalter Schauer über den Rücken. Ihr Herz schlägt plötzlich schneller, und sie wirft hastig einen Blick über die Schulter. Vielleicht hat sie in diesem Moment eine Vorahnung davon, was ihr an diesem Tag zustoßen wird.
Trotz der Hitze im Studio empfindet Penelope ihr Gesicht als kühl. Dieses Gefühl begleitet sie, seit sie die Maske verlassen hat, wo der kalte Schwamm mit Puder auf ihre Haut gedrückt wurde. Die Spange mit der Friedenstaube hatte man aus ihren Haaren entfernt, um das Gel einmassieren zu können, das ihre Locken wie Luftschlangen bündelt. Penelope Fernandez ist Vorsitzende der Schwedischen Friedens- und Schlichtungsgesellschaft, und in diesem Moment führt man sie leise in das Nachrichtenstudio, wo sie im Scheinwerferlicht gegenüber von Pontus Salman Platz nimmt, dem geschäftsführenden Direktor der Rüstungsfirma Silencia Defence AB.
Nachrichtenmoderatorin Stefanie von Sydow wechselt das Thema, blickt in die Kamera und berichtet über die massiven Stellenstreichungen bei Bofors nach der Übernahme der Aktiengesellschaft durch den britischen Waffenkonzern BAE Systems Limited, um sich anschließend an Penelope zu wenden.
»Frau Fernandez, Sie haben sich in mehreren Debatten äußerst kritisch zu der gängigen Praxis bei der Abwicklung von schwedischen Waffenexporten geäußert. Kürzlich haben Sie sogar eine Parallele zum französischen Angolagate-Skandal gezogen, in dessen Verlauf Spitzenpolitiker und Geschäftsleute wegen Bestechlichkeit und Waffenschmuggel angeklagt und inzwischen zu langen Haftstrafen verurteilt worden sind … aber etwas Derartiges ist in Schweden doch mit Sicherheit noch nicht vorgekommen, oder?«
»Das kann man unterschiedlich interpretieren«, antwortet Penelope Fernandez. »Entweder sind unsere Politiker tatsächlich andere Menschen, oder unser Rechtssystem funktioniert einfach anders.«
»Sie wissen ganz genau«, wirft Pontus Salman ein, »dass wir auf eine

lange Tradition von …«
»Nach schwedischem Gesetz«, unterbricht Penelope ihn, »sind Herstellung und Export von Kriegswaffen verboten.«
»Da unterliegen Sie einem Irrtum«, erklärt Salman.
»Paragraph 3 und 6 Kriegswaffenkontrollgesetz.«
»Aber Silencia Defence hat im vorliegenden Fall einen positiven vorläufigen Bescheid bekommen«, erklärt ihr Widersacher lächelnd.
»Natürlich, denn wenn es nicht so wäre, würde es sich um illegale Waffengeschäfte im großen Stil handeln und …«
»Aber wir haben ja eine Genehmigung«, unterbricht er sie.
»Und darüber vergessen Sie, wozu Waffen eingesetzt werden …«
»Einen Moment bitte, Frau Fernandez.« Stefanie von Sydow nickt Pontus Salman zu, der die Hand gehoben hat, um der Moderatorin zu signalisieren, dass er noch nicht fertig ist.
»Alle geschäftlichen Transaktionen werden vorab geprüft«, erläutert er. »Entweder direkt von der Regierung oder von der Staatlichen Waffenkontrollbehörde, falls Ihnen die ein Begriff sein sollte.«
»Frankreich verfügt über vergleichbare Behörden«, wendet Penelope ein.
»Dennoch konnten trotz des Waffenembargos der Vereinten Nationen, trotz eines verbindlichen Verbots, Waffen im Wert von acht Milliarden Kronen in Angola landen und …«
»Wir reden hier aber von Schweden.«
»Ich habe Verständnis dafür, dass die Menschen Angst haben, ihren Job zu verlieren. Aber trotzdem muss es erlaubt sein zu fragen, womit Sie den Export solch riesiger Mengen Munition nach Kenia rechtfertigen? Es ist ein Land, das …«
»Sie haben nichts in der Hand, nichts, um unsere Vorgehensweise beanstanden zu können«, unterbricht Salman sie. »Nichts, nicht die kleinste Kleinigkeit, oder?«
»Ich kann hier leider nicht …«
»Gibt es irgendetwas Konkretes, was Sie kritisieren?«, wirft Stefanie von Sydow ein.
»Nein«, antwortet Penelope Fernandez und senkt den Blick. »Aber ich …«
»Ich denke, dann wäre jetzt eine Entschuldigung angebracht«, sagt Pontus Salman.

Penelope sieht ihm in die Augen, spürt Wut und Frustration aufwallen, zwingt sich aber zu schweigen. Pontus Salman lächelt bedauernd und beginnt, über die Fabrik in Trollhättan zu sprechen, über die zweihundert Arbeitsplätze, die dort geschaffen wurden, seit Silencia Defence die Erlaubnis erhalten hat, die Produktion aufzunehmen. Er erläutert, welche Bedeutung der positive Vorbescheid hat und wie weit die Produktion fortgeschritten ist.
Seelenruhig lässt er sich über all das aus, damit für seine Opponentin keine Zeit mehr bleibt.
Penelope hört zu und verbannt den gefährlichen Stolz aus ihrem Herzen. Stattdessen denkt sie daran, dass sie und Björn schon bald an Bord seines Boots gehen werden. Sie werden das pfeilförmige Bett im Bug beziehen, den Kühlschrank und das kleine Gefrierfach füllen. Sie sieht das Glitzern in den beschlagenen Schnapsgläsern vor sich, wenn sie marinierte Heringe, Senfheringe und Matjesheringe, Pellkartoffeln, gekochte Eier und Knäckebrot essen. Sie werden achtern den Tisch decken, vor einer kleinen Insel in den Schären ankern und in der Abendsonne stundenlang zusammensitzen.

*

Penelope verlässt den Fernsehsender und geht in Richtung Valhallavägen. Fast zwei Stunden hat sie darauf gewartet, an einem Gespräch in einer anderen Vormittagssendung teilzunehmen, bis der Produzent ihr mitgeteilt hat, man habe ihren Beitrag gestrichen, um nicht auf die fünf einfachen Tipps für einen sommerlich schlanken Bauch verzichten zu müssen.
In der Ferne sieht sie auf einer weiten freien Fläche die bunten Zelte des Zirkus Maximus. Ein Tierpfleger spritzt mit einem Schlauch zwei Elefanten ab. Der eine hebt den Rüssel und fängt den harten Wasserstrahl mit dem Maul auf.
Penelope ist erst vierundzwanzig Jahre alt und hat lockige schwarze Haare, die über ihre Schulterblätter fallen. Um ihren Hals glänzt eine kurze Silberkette mit einem kleinen Konfirmationskreuz. Ihr Teint hat einen samtigen, goldgelben Ton. Wie Olivenöl oder Honig, formulierte es einst ein Junge, als sie sich in der Mittelstufe in einer Hausaufgabe

gegenseitig beschreiben sollten. Ihre Augen sind groß und ernst. Mehr als einmal hat man ihr gesagt, wie sehr sie der Filmdiva Sophia Loren ähnelt.
Penelope nimmt ihr Handy und ruft Björn an, um ihm zu sagen, dass sie unterwegs ist und vom Karlaplan aus die U-Bahn nehmen wird.
»Penny? Ist etwas passiert?«, fragt er mit gehetzter Stimme.
»Nein, wieso?«
»Es ist alles vorbereitet, das habe ich dir auf den AB gesprochen, nur du fehlst noch.«
»Wir haben es doch nicht eilig, oder?«
Als Penelope auf der langen, steilen Rolltreppe steht, die zur U-Bahn hinunterführt, verspürt sie aus heiterem Himmel ein dumpfes Unbehagen, ihr Herz schlägt schneller, sie schließt die Augen. Die Treppe sinkt tiefer hinab, wird schmaler und die Luft immer kühler.
Penelope Fernandez stammt aus La Libertad, einer der größten Provinzen El Salvadors. Penelopes Mutter Claudia Fernandez wurde während des Bürgerkriegs verhaftet und Penelope in einer Zelle geboren, in der fünfzehn internierte Frauen ihr Bestes gaben, um ihrer Mutter beizustehen. Claudia war Ärztin und beteiligte sich aktiv an Aufklärungskampagnen für die Bevölkerung. In dem berüchtigten Gefängnis des Regimes landete sie, als sie versuchte, bei der Urbevölkerung dafür zu werben, das Recht auf Gewerkschaftsbildung einzufordern.
Erst als Penelope das U-Bahn-Gleis erreicht, öffnet sie die Augen. Das Gefühl, eingeschlossen zu sein, ist verschwunden. Sie denkt erneut an Björn, der sie im Motorbootclub auf Långholmen erwartet. Sie liebt es, von seinem Boot aus nackt schwimmen zu gehen, einfach ins Wasser zu springen und nichts anderes zu sehen als Meer und Himmel.
Die U-Bahn saust leicht schwankend dahin, und die Sonne scheint herein, als die Wagen den Tunnel verlassen und in die oberirdisch gelegene Station Gamla Stan einfahren.
Penelope Fernandez hasst Krieg, Brutalität und Waffengewalt. Es ist eine leidenschaftliche Abneigung, die sie motiviert hat, in Uppsala einen Magister in Politik zu machen und Friedens- und Konfliktforschung zu studieren. Sie hat zusammen mit Jan Oduya für die französische Hilfsorganisation Action Contre la Faim in Darfur gearbeitet. Sie hat in

Dagens Nyheter einen weithin beachteten Artikel über die Frauen in den Flüchtlingslagern und ihren Versuch geschrieben, nach jedem Übergriff von Neuem Alltag zu schaffen. Vor zwei Jahren hat sie Frida Blom als Vorsitzende der Schwedischen Friedens- und Schlichtungsgesellschaft abgelöst.
Penelope steigt an der Haltestelle Hornstull aus und tritt in den Sonnenschein hinaus, macht sich plötzlich aus unerklärlichen Gründen Sorgen und läuft den Pålsundsbacken zum südlichen Mälarufer hinunter, überquert schnellen Schritts die Brücke zur Insel Långholmen und folgt dem Weg nach links zum Bootshafen. Aufgewirbelter Straßenstaub hängt wie Dunst in der stehenden Luft.
Björns Boot liegt direkt unter der Väster-Brücke im Schatten, die Bewegungen des Wassers erzeugen ein Netz aus Licht, das sich schaukelnd in den grau gestrichenen Stahlbalken hoch über ihnen spiegelt.
Sie sieht ihn mit einem Cowboyhut auf dem Kopf auf dem Achterdeck stehen. Er rührt sich nicht, hat die Arme um seinen Körper gelegt und die Schultern hochgezogen.
Penelope steckt zwei Finger in den Mund und pfeift gellend. Björn schreckt zusammen, und sein Gesicht wird vollkommen nackt, als hätte er plötzlich schreckliche Angst. Er schaut zur Straße hinüber und sieht Penelope. Als er auf die Laufplanke tritt, sind seine Augen immer noch voller Angst.
»Was ist los?«, fragt sie und steigt die Treppe zu den Liegeplätzen der Boote hinunter.
»Nichts«, antwortet Björn, rückt den Hut auf seinem Kopf gerade und versucht zu lächeln.
Sie umarmen sich, und sie spürt, dass seine Hände ganz kalt sind und sein Hemd am Rücken nassgeschwitzt ist.
»Du bist ja ganz verschwitzt«, sagt sie.
Björn weicht ihrem Blick aus.
»Ich habe mich ins Zeug gelegt, damit wir möglichst schnell loskommen.«
»Hast du meine Tasche mitgebracht?«
Er nickt und deutet in Richtung Kajüte. Das Boot wiegt sich leicht unter ihren Füßen, ihr steigt der Duft von sonnenwarmem Plastik und

lackiertem Holz in die Nase.
»Hallo?«, fragt sie heiter. »Wo bist du?«
Seine strohfarbenen Haare stehen in kleinen filzigen Dreadlocks in alle Richtungen ab. Die hellblauen Augen sind kindlich, lächelnd.
»Ich bin hier«, antwortet er und senkt den Blick.
»Und woran denkst du die ganze Zeit?«
»Daran, dass wir zusammen sein dürfen«, antwortet er und legt seine Arme um ihre Taille. »Daran, mitten in der Natur Sex zu haben.«
Seine Lippen berühren flüchtig ihre Haare.
»Das erhoffst du dir also?«, flüstert sie.
»Ja«, antwortet er.
Sie muss über seine Ehrlichkeit lachen.
»Die meisten … zumindest die meisten Frauen finden, dass das ein bisschen überbewertet wird«, sagt sie. »Zwischen Ameisen und Steinen auf der Erde zu liegen und …«
»Es ist wie nackt schwimmen.«
»Dann wirst du wohl versuchen müssen, mich zu überzeugen«, erwidert sie neckisch.
»Das wird mir ganz sicher gelingen.«
»Wie denn?«, sagt sie und lacht, als sich das Handy in ihrer Stofftasche meldet.
Der Klingelton des Telefons lässt Björn erstarren. Jegliche Farbe verschwindet aus seinen Wangen. Sie wirft einen Blick auf das Display und sieht, dass es ihre jüngere Schwester ist.
»Es ist Viola«, sagt sie zu Björn, dann meldet sie sich.
»Hola, Schwesterherz.«
Ein Auto hupt, und ihre Schwester ruft etwas abseits des Telefons.
»Verdammter Irrer«, meckert ihre Schwester.
»Was ist los?«
»Es ist aus«, sagt ihre Schwester. »Ich habe mit Sergej Schluss gemacht.«
»Mal wieder«, fügt Penelope hinzu.
»Ja«, antwortet Viola leise.
»Entschuldige«, sagt Penelope. »Ich kann verstehen, dass du traurig bist.«
»Ach, halb so wild, aber … Mama meinte, ihr würdet mit dem Boot

rausfahren, und da dachte ich … ich würde gerne mitkommen, wenn ich darf.«
Es wird vollkommen still.
»Mitkommen.« Penelope hört die fehlende Begeisterung in ihrer eigenen Stimme. »Björn und ich brauchen eigentlich mal ein bisschen Zeit für uns, aber …«

2

Der Verfolger

Sie hat einen luftigen blauen Sarong um die Hüften geschlungen und trägt ein weißes Bikinioberteil mit Peace-Zeichen auf der rechten Brust. So bekleidet steht Penelope am Steuer. Durch die Windschutzscheibe fällt Sommerlicht zu ihr herein. Vorsichtig umschifft sie Kungshamns Leuchtturm und manövriert die große Motorjacht anschließend in den schmalen Sund.
Ihre Schwester Viola steht von dem pinkfarbenen Liegestuhl auf dem Achterdeck auf. Die letzte Stunde hat sie dort mit Björns Cowboyhut und einer riesigen spiegelnden Sonnenbrille gelegen und mit schläfrigen Bewegungen einen Joint geraucht.
Viola unternimmt fünf schlaffe Versuche, mit den Zehen die Streichholzschachtel vom Deck aufzuheben, ehe sie schließlich aufgibt. Penelope kann sich ein Lächeln nicht verkneifen. Viola betritt durch die Glastür den Salon und fragt, ob sie übernehmen soll.
»Ansonsten gehe ich nämlich runter und mixe mir eine Margarita«, sagt sie und steigt weiter die Treppe hinab.
Auf dem Vordeck liegt Björn mit der Taschenbuchausgabe von Ovids *Metamorphosen* als Kopfkissen auf einem Badetuch.
Penelope sieht, dass das Geländer vor seinen Füßen an der Verankerung rostet. Björn hat das Boot zum zwanzigsten Geburtstag von seinem Vater geschenkt bekommen, jedoch nie das nötige Geld gehabt, es instand zu halten. Außer einer Reise ist dieses große Motorboot das einzige Geschenk gewesen, das er jemals von seinem Vater bekommen hat. Als der Vater seinen fünfzigsten Geburtstag feierte, lud er Björn und Penelope in eines seiner nobelsten Luxushotels ein, das Kamaya Resort an der kenianischen Ostküste. Penelope hielt es dort ganze zwei Tage aus, dann reiste sie zum Flüchtlingslager Kubbum in Darfur im südlichen Sudan, wo die französische Hilfsorganisation Action Contre la Faim stationiert war.
Als sie sich der Skurusundsbrücke nähern, senkt Penelope die Geschwindigkeit von acht auf fünf Knoten. Von dem dichten Verkehr

hoch über ihnen ist nichts zu hören. Sie gleiten in das schattige Wasser unter der Brücke, als ihr ein schwarzes Schlauchboot neben dem Brückenpfeiler auffällt. Es ist ein Modell, das auch von den Küstenjägern des Militärs benutzt wird. Ein RIB mit einem Rumpf aus Glasfiber und sehr leistungsstarken Motoren.
Penelope hat die Brücke fast hinter sich gelassen, als sie entdeckt, dass in dem Boot jemand sitzt. Mit dem Rücken zu ihr hockt im Zwielicht ein Mann. Sie weiß nicht, warum ihr Herz bei seinem Anblick plötzlich schneller schlägt. Es hat etwas mit seinem Nacken und den schwarzen Kleidern zu tun. Obwohl er von ihr abgewandt sitzt, fühlt sie sich von ihm beobachtet.
Während sie wieder in den Sonnenschein hinausfährt, läuft ihr ein Schauer über den ganzen Körper, und die Gänsehaut auf ihren Armen verschwindet erst wieder nach längerer Zeit.
Als sie Duvnäs hinter sich gelassen haben, beschleunigt sie auf fünfzehn Knoten. Die beiden Motoren grollen, das Wasser schäumt hinter ihnen auf und das Boot schießt über die glatte Wasserfläche.
Penelopes Handy klingelt. Sie sieht, dass es die Nummer ihrer Mutter ist. Vielleicht hat sie die Diskussion im Fernsehen gesehen. Einen Moment lang denkt Penelope, dass ihre Mutter anruft, um ihr zu sagen, wie kompetent sie gewirkt hat, weiß aber genau, dass das nur Wunschdenken ist.
»Hallo, Mama.«
»Au«, flüstert ihre Mutter.
»Was ist?«
»Mein Rücken … ich muss unbedingt zum Naprapathen«, sagt Claudia Fernandez, und man hört ein Geräusch, als fülle sie ein Glas mit Leitungswasser. »Ich wollte nur kurz hören, ob Viola mit dir gesprochen hat.«
»Sie ist bei uns auf dem Boot.« Penelope hört ihre Mutter trinken.
»Sie ist bei euch, wie schön … Ich hatte mir überlegt, dass ihr das vielleicht guttun würde.«
»Es wird ihr bestimmt guttun.«
»Was werdet ihr essen?«
»Heute Abend gibt es marinierte Heringe, Kartoffeln, Eier …«
»Sie mag keinen Hering.«

»Mama, Viola hat mich erst vor …«
»Ich weiß, du hast nicht damit gerechnet, dass sie mitkommt«, unterbricht Claudia Fernandez sie. »Deshalb frage ich ja.«
»Ich habe auch noch Fleischbällchen gemacht«, erklärt Penelope geduldig.
»Genug für alle?«, fragt ihre Mutter.
»Genug? Kommt ganz darauf an …«
Sie unterbricht sich und starrt auf das glitzernde Wasser hinaus.
»Ich kann auf meine Portion verzichten«, fährt sie schließlich fort.
»Natürlich nur, wenn es nicht genug sein sollte«, erwidert ihre Mutter.
»Das habe ich schon verstanden«, sagt Penelope leise.
»Muss ich deswegen jetzt Mitleid mit dir haben?«, fragt ihre Mutter mit unterdrücktem Ärger in der Stimme.
»Es ist nur … Viola ist nun wirklich erwachsen und …«
»Jetzt enttäuschst du mich aber.«
»Das tut mir leid.«
»Du isst regelmäßig meine Fleischbällchen zu Weihnachten und an Mittsommer und …«
»Das muss ich nicht«, sagt Penelope schnell.
»Schön«, bemerkt ihre Mutter kurz. »Dann lass es eben.«
»Ich wollte damit nur sagen, dass …«
»Du kommst an Mittsommer nicht zu mir«, unterbricht ihre Mutter sie wütend.
»Aber Mutter, warum musst du nur …«
Es klickt, als ihre Mutter auflegt. Penelope verstummt augenblicklich, ist frustriert, sieht das Handy an und schaltet es aus.
Die Jacht fährt langsam über das grüne Spiegelbild grünender Hügel. Die Treppe zur Pantry knarrt, und kurz darauf schwankt Viola mit dem Margaritaglas in der Hand zu Penelope herauf.
»War das Mama?«
»Ja.«
»Hat sie Angst, dass ich nichts zu essen bekomme?«, fragt Viola lächelnd.
»Es gibt etwas zu essen«, antwortet Penelope.
»Mama glaubt, dass ich nicht alleine klarkomme.«
»Sie macht sich nur Sorgen«, erwidert Penelope.

»Um dich macht sie sich nie Sorgen«, sagt Viola.
»Ich komme zurecht.«
Viola nippt an ihrem Drink und schaut zum Fenster hinaus.
»Ich habe die Diskussion im Fernsehen gesehen«, sagt sie.
»Heute Morgen? Mit Pontus Salman?«
»Nein, das war … letzte Woche«, sagt sie. »Du hast mit so einem arroganten Mann gesprochen, der … er hatte einen schönen Namen und …«
»Palmcrona«, sagt Penelope.
»Ja genau, Palmcrona …«
»Ich bin wütend geworden, rot angelaufen und hatte Tränen in den Augen, wollte Bob Dylans *Masters of War* zitieren oder einfach nur weglaufen und die Tür hinter mir zuschlagen.«
Viola sieht aufmerksam hin, als Penelope sich streckt und das Dachfenster öffnet.
»Ich hätte nicht gedacht, dass du dich unter den Armen rasierst«, sagt sie leichthin.
»Nein, aber ich bin so oft in den Medien, dass …«
»Die Eitelkeit zugeschlagen hat«, scherzt Viola.
»Ich will nicht bloß wegen ein paar Haaren unter den Armen als rechthaberisch abgetan werden.«
»Und wie sieht es mit der Bikinilinie aus?«
»Geht so …«
Penelope hebt den Sarong an, und Viola lacht schallend.
»Björn gefällt es«, erklärt Penelope.
»Mit seinen Dreads kann er ja wohl auch kaum etwas anderes sagen.«
»Aber du rasierst dich natürlich überall, wie sich das gehört«, erwidert Penelope mit schneidender Stimme. »Für deine verheirateten Typen und Idioten mit Muskelpaketen und …«
»Ich weiß, dass ich bei Männern einen schlechten Geschmack habe«, unterbricht Viola sie.
»Den hast du doch sonst nicht.«
»Mag sein, aber ich habe nie etwas richtig durchgezogen.«
»Du bräuchtest bloß deinen Notenschnitt verbessern und …«
Viola zuckt mit den Schultern.
»Ehrlich gesagt habe ich die Hochschulprüfung mitgeschrieben.«

Sie durchpflügen sanft das klare Wasser, in großer Höhe folgen Möwen dem Boot.
»Und wie ist es gelaufen?«
»Ich fand sie einfach«, meint Viola und leckt Salz vom Rand ihres Glases.
»Dann ist es also gut gelaufen.«
Viola nickt und stellt das Glas ab.
»Wie gut?«, fragt Penelope und versetzt ihr einen Stoß in die Seite.
»Volle Punktzahl«, antwortet Viola mit gesenktem Blick.
Penelope schreit vor Freude auf und umarmt ihre Schwester fest.
»Begreifst du eigentlich, was das heißt?«, ruft Penelope aufgeregt. »Du kannst jeden Studiengang belegen, den du willst, und dir die Universität aussuchen, du musst nur noch entscheiden, ob du Wirtschaft, Medizin oder Journalistik studieren willst.«
Die Schwestern lachen mit geröteten Wangen, und Penelope umarmt Viola noch einmal so schwungvoll, dass diese ihren Hut verliert.
Penelope streicht ihrer Schwester über den Kopf und ordnet ihre Frisur, wie sie es schon seit der Kindheit getan hat, sie nimmt die Spange mit der Friedenstaube aus ihrem Haar und steckt sie in die Locken ihrer Schwester, mustert sie und lächelt zufrieden.

3

Ein Boot wird in den Schären treibend zurückgelassen

Wie ein Messer spaltet der Bug mit einem klebrig fließenden Geräusch die glatte Oberfläche. Sie fahren sehr schnell. Große Wellen schlagen an Land. Sie schwenken abrupt über sich brechende Wogen, holpern klatschend, Wasser spritzt auf. Penelope steuert mit donnernden Motoren auf die Bucht hinaus. Der Bug der Jacht hebt sich, und hinter dem Heck teilt sich weißes schäumendes Wasser.
»Du bist verrückt, Madita«, ruft Viola und zieht die Spange aus ihrem Haar, so wie sie es als Kind immer getan hat, wenn die Frisur gerade fertig war.
Als sie bei der Insel Gåsö haltmachen, wacht Björn auf. Sie kaufen Eis und trinken einen Kaffee. Viola will auf der kleinen Golfbahn Minigolf spielen, und es ist schon Nachmittag, als sie weiterfahren.
Backbord breitet sich die weite Wasserfläche aus wie ein schwindelerregend großer Steinboden.
Sie wollen vor Kastskär anlegen, einer lang gezogenen, unbewohnten Insel mit schmaler Taille, an deren Südseite es eine üppig grüne Bucht gibt, in der sie ankern, baden, grillen und übernachten werden.
»Ich geh nach unten und leg mich was hin«, sagt Viola gähnend.
»Tu das«, erwidert Penelope.
Viola steigt die Treppe hinunter, und Penelope schaut nach vorn. Sie senkt die Geschwindigkeit, und als sie auf Kastskär zugleiten, behält sie das elektronische Lot im Auge, das sie vor Untiefen warnt. Das Wasser wird rasch seichter, von vierzig auf fünf Meter Tiefe.
Björn kommt ins Steuerhaus und küsst Penelope in den Nacken.
»Soll ich das Essen vorbereiten?«, fragt er.
»Viola braucht bestimmt noch ein Stündchen Schlaf.«
»Du hörst dich an wie deine Mutter«, sagt er sanft. »Hat sie schon angerufen?«
»Ja.«
»Um zu hören, ob Viola mitkommen durfte?«
»Ja.«

»Habt ihr euch gestritten?«
Sie schüttelt den Kopf.
»Was ist los?«, fragt er. »Bist du traurig?«
»Nein, es ist nur, dass Mama …«
»Was?«
Penelope wischt sich lächelnd Tränen von den Wangen.
»Ich darf an Mittsommer nicht zu ihr kommen«, sagt sie.
Björn umarmt sie.
»Du solltest nichts darauf geben, was sie sagt.«
»Mache ich«, beteuert sie.
Langsam, ganz langsam manövriert Penelope das Boot in den innersten Teil der Bucht. Die Motoren grollen sanft. Das Boot ist der Insel jetzt so nah, dass ihr vom Land der Geruch feuchter Vegetation entgegenschlägt. Sie ankern, lassen noch etwas Kette nachlaufen und treiben auf die Felsen zu. Björn springt mit dem Tau auf die steile Uferböschung und schlingt es um einen Baumstamm.
Die Erde ist moosbewachsen. Er bleibt stehen und sieht Penelope an. Vögel bewegen sich in den Baumwipfeln, als die Ankerwinsch rattert. Penelope zieht eine Jogginghose und weiße Turnschuhe an, springt an Land und greift nach seiner Hand. Er legt die Arme um sie.
»Wollen wir uns die Insel anschauen?«
»Gab es da nicht was, wovon du mich überzeugen wolltest?«, fragt sie zögernd.
»Die Vorteile des Jedermannsrechts«, erwidert er.
Sie nickt lächelnd, und er streicht ihr die Haare aus dem Gesicht und lässt den Finger über ihre markanten Wangenknochen und die dichten schwarzen Augenbrauen laufen.
»Wie kannst du nur so schön sein?«
Er küsst sie leicht auf den Mund und geht anschließend auf den niedrigen Wald zu.
Mitten auf der Insel gibt es eine kleine Lichtung mit hohem Gras in dichten Soden. Schmetterlinge und kleine Hummeln fliegen über den Blumen. In der Sonne ist es heiß, zwischen den Bäumen zur Nordseite hin glitzert das Wasser. Sie stehen still, zögern, sehen sich lächelnd an und werden dann ernst.
»Und wenn jemand kommt?«, sagt sie.

»Auf dieser Insel ist außer uns kein Mensch.«
»Bist du sicher?«
»Wie viele Inseln gibt es in den Stockholmer Schären? Dreißigtausend? Bestimmt noch mehr«, erwidert er.
Penelope zieht ihr Bikinioberteil aus, streift die Schuhe ab, zieht den Bikinislip zusammen mit der Sporthose herunter und steht plötzlich splitternackt im Gras. Ihr erstes Gefühl von Verlegenheit weicht praktisch sofort reiner Freude. Sie merkt, dass die Seeluft auf ihrer Haut und die Wärme, die noch immer von der Erde abstrahlt, wirklich sehr erregend sind.
Björn betrachtet sie, murmelt, dass er nicht sexistisch erscheinen will, sie aber trotzdem noch ein bisschen länger ansehen möchte. Sie ist groß, ihre Arme sind muskulös und trotzdem üppig weich. Die schmale Taille und die kräftigen Schenkel lassen sie aussehen wie eine antike Göttin. Björn merkt, dass seine Hände zittern, als er sein T-Shirt und die geblümten, knielangen Badeshorts auszieht. Er ist jünger als sie, sein Körper ist noch jungenhaft, fast unbehaart, auf den Schultern bereits von der Sonne verbrannt.
»Jetzt will ich dich aber auch ansehen«, sagt sie.
Er wird rot und geht breit grinsend zu ihr.
»Darf ich das nicht?«
Er schüttelt den Kopf und verbirgt sein Gesicht an ihrem Hals und in ihren Haaren.
Sie küssen sich, ganz still, stehen nur dicht zusammen und küssen einander. Penelope spürt seine warme Zunge in ihrem Mund und wird von einem überbordenden Glücksgefühl durchflutet. Sie muss ein breites Lächeln unterdrücken, um ihn weiterküssen zu können. Sie atmen schneller. Sie spürt Björns Erektion, sein heftig pochendes Herz. Voller Eifer legen sie sich ins Gras, finden einen Platz zwischen den Soden. Sein Mund bewegt sich zu ihren Brüsten, den braunen Brustwarzen, er küsst ihren Bauch und spreizt ihre Schenkel. Er sieht sie an. Es kommt ihm vor, als leuchteten ihre Körper in der Abendsonne von selbst. Auf einmal ist alles extrem intim und sensibel. Als er anfängt, sie sehr sanft und ruhig zu lecken, ist sie bereits feucht und geschwollen und muss nach kurzer Zeit seinen Kopf wegschieben. Sie schließt die Schenkel, lächelt und errötet unter den Augen. Sie flüstert ihm zu, dass er kommen

soll, zieht ihn an sich, weist ihm mit der Hand den Weg und lässt ihn in sich hineingleiten. Er atmet schwer in ihr Ohr, und sie blickt nach oben, in den rosa verfärbten Himmel.
Hinterher steht sie nackt im warmen Gras, streckt sich, geht ein paar Schritte und schaut zu den Bäumen.
»Was ist?«, fragt Björn mit belegter Stimme.
Sie sieht ihn an, er sitzt nackt auf der Erde und lächelt zu ihr hinauf.
»Du hast dir die Schultern verbrannt.«
»Wie jeden Sommer.«
Er streicht vorsichtig über die rote Haut auf seinen Schultern.
»Lass uns zurückgehen – ich habe Hunger«, sagt sie.
»Aber vorher muss ich noch eine Runde schwimmen.«
Sie zieht Slip und Hose wieder an, schlüpft in die Schuhe und hält das Bikinioberteil in der Hand. Sie lässt den Blick über seinen unbehaarten Brustkorb, die Muskeln der Arme, das Tattoo auf der Schulter, den fahrlässigen Sonnenbrand und seinen heiteren, verspielten Blick schweifen.
»Nächstes Mal musst du unten liegen«, sagt sie lächelnd.
»Nächstes Mal«, wiederholt er fröhlich. »Dann habe ich dich also überzeugt, wusste ich's doch.«
Sie lacht und winkt ihm abwehrend zu. Er legt sich auf den Rücken und blickt in den Himmel. Als sie durch den Wald zu dem kleinen steilen Uferstück zurückgeht, an dem ihr Boot ankert, hört sie ihn vor sich hin pfeifen.
Bevor sie zur Jacht hinuntergeht, bleibt sie stehen und zieht das Bikinioberteil wieder an.
Als Penelope an Bord geht, fragt sie sich, ob Viola noch in der Achterpiek schläft. Sie denkt, dass sie einen Topf mit neuen Kartoffeln und einigen Dillkronen aufsetzen und sich anschließend waschen und umziehen wird. Seltsamerweise ist das Achterdeck ganz feucht wie nach einem Regenschauer. Viola muss es aus irgendeinem Grund gescheuert haben. Das Boot fühlt sich verändert an. Penelope weiß nicht, was es ist, aber vor Unbehagen bekommt sie eine Gänsehaut. Als plötzlich die Vögel verstummen, ist es fast vollkommen still. Nur das leise Gluckern des Wassers gegen den Rumpf und ein gedämpftes Knarren vom Seil um den Baum dringen an ihr Ohr. Auf einmal ist Penelope sich jeder ihrer

Bewegungen bewusst. Sie geht achtern die Treppe hinunter und sieht, dass die Tür zur Gästekajüte offen steht. Die Lampe ist an, aber Viola ist nicht da. Penelope merkt, dass ihre Hand zittert, als sie an die Tür zu der kleinen Toilette klopft. In einiger Entfernung sieht sie Björn ins Wasser gehen. Sie winkt ihm zu, aber er bemerkt sie nicht.
Penelope öffnet die Glastüren zum Salon, geht an den blauen Sofas, dem Teakholztisch und dem Steuer vorbei.
»Viola?«, ruft sie leise.
Sie geht zur Pantry hinunter, holt einen Topf aus dem Schrank, stellt ihn jedoch zunächst nur auf der Kochplatte ab, da ihr Herz plötzlich schneller schlägt. Sie wirft einen Blick in das große Badezimmer und bewegt sich dann zum Vorpiek, wo sie und Björn schlafen. Sie öffnet die Tür, sieht sich in der dunklen Kajüte um und glaubt im ersten Moment, sich selbst im Spiegel zu sehen.
Viola sitzt ganz still, und ihre Hand ruht auf dem rosa Kissen vom Trödel.
»Was machst du hier?«
Penelope hört sich ihre Schwester fragen, warum sie hier im Schlafzimmer ist, obwohl sie längst begriffen hat, dass etwas nicht stimmt. Violas Gesicht ist teigig weiß und feucht, ihre Haare sind nass und strähnig:
»Viola? Was ist los? Viola?«
Sie weiß, was passiert ist, was nicht stimmt, es kommt kein Atem von ihrer Schwester, ihre Haut strahlt keine Wärme ab, es ist nichts mehr von ihr da, ihre Lebensflamme ist erloschen. Der enge Raum wird dunkler, schließt sich um Penelope. Mit fremder Stimme wimmert sie und stolpert rückwärts, reißt Kleider herunter, stößt mit der Schulter hart gegen den Türpfosten, dreht sich um und läuft die Treppe hinauf.
Als sie aufs Achterdeck hinauskommt, ringt sie nach Luft, als wäre sie dem Ersticken nahe. Sie hustet und schaut sich mit eiskaltem Grauen im Körper um. In hundert Metern Entfernung sieht sie am Ufer einen fremden Mann in schwarzen Kleidern. Penelope erfasst den Zusammenhang. Sie weiß, dass es der Mann ist, der sich im Schatten unter der Brücke in dem Militärschlauchboot aufhielt, der ihr den Rücken zuwandte, als sie das Boot passierte. Sie begreift, dass dieser schwarz gekleidete Mann Viola getötet hat und noch nicht fertig ist.

Der Mann steht am Wasser und winkt Björn zu, der zwanzig Meter vom Land entfernt schwimmt, er ruft etwas und hebt den Arm. Björn hört ihn und hält inne, tritt auf der Stelle und blickt suchend zum Ufer.
Die Sekunden stehen still. Penelope rennt zum Steuer, wühlt in der Werkzeugkiste, findet ein großes Messer und läuft zum Achterdeck.
Sie sieht Björns langsame Schwimmzüge, die Wasserringe um ihn herum. Er sieht den Mann am Ufer mit fragender Miene an. Dieser winkt ihn heran, er möchte, dass Björn zu ihm kommt. Björn lächelt unsicher und beginnt, landeinwärts zu schwimmen.
»Björn«, schreit Penelope, so laut sie kann. »Schwimm weiter raus!«
Der Mann am Ufer dreht sich zu ihr um und läuft auf das Boot zu.
Penelope kappt das Tau, rutscht auf dem nassen Holzdeck aus, rappelt sich wieder auf, stolpert zum Steuer und lässt den Motor an. Ohne sich umzuschauen, holt sie den Anker ein und schaltet gleichzeitig in den Rückwärtsgang.
Björn muss sie gehört haben, denn er hat sich vom Land abgewandt und schwimmt stattdessen auf die Jacht zu. Penelope steuert ihn an und sieht im selben Moment, dass der schwarz gekleidete Mann die Richtung gewechselt hat und den Anstieg hinauf zur anderen Inselseite läuft. Ohne wirklich nachzudenken, wird ihr klar, dass der Mann sein schwarzes Schlauchboot in der nördlich gelegenen Bucht an Land gezogen haben muss.
Sie weiß, dass sie keine Chance haben werden, es abzuhängen.
Donnernd wendet sie das große Boot und hält auf Björn zu. Sie schreit ihm etwas zu, nähert sich, bremst ab und streckt ihm einen Bootshaken entgegen. Das Wasser ist kalt. Björn wirkt verängstigt und erschöpft. Sein Kopf geht immer wieder unter. Sie verletzt ihn mit der Spitze des Bootshakens, er blutet an der Stirn.
»Du musst dich festhalten«, ruft sie.
Das schwarze Schlauchboot fährt bereits in einem Bogen um die Insel herum. Das Geräusch seiner Motoren ist deutlich zu hören. Björn verzieht das Gesicht vor Schmerz. Nach mehreren Versuchen gelingt es ihm endlich, den Arm um den Bootshaken zu legen. Penelope zieht ihn, so schnell sie kann, zur Badeplattform. Er schafft es, sich am Rand festzuhalten. Penelope verliert den Bootshaken und sieht ihn im Wasser davontreiben.

»Viola ist tot«, schreit sie und hört die Mischung aus Panik und Verzweiflung in ihrer Stimme.
Sobald Björn sich an der Leiter festgeklammert hat, läuft sie zum Steuer und gibt Vollgas.
Björn klettert über die Reling, und sie hört, wie er ihr zuschreit, dass sie geradeaus nach Ornäs huvud fahren soll.
Das Geräusch der brüllenden Motoren des schnellen Schlauchboots kommt immer näher.
Penelope fährt eine enge Kurve, es knallt laut unter dem Rumpf.
»Er hat Viola umgebracht«, wimmert Penelope.
»Pass auf die Felsen auf«, warnt Björn mit klappernden Zähnen.
Das Schlauchboot hat Stora Kastskär umfahren und beschleunigt auf der glatten, offenen Wasserfläche.
Über Björns Gesicht läuft Blut.
Sie nähern sich rasch der großen Insel. Björn dreht sich um und sieht das Schlauchboot in etwa dreihundert Meter Entfernung.
»Zum Anleger!«
Sie schwenkt herum, stellt auf volle Kraft zurück und schaltet den Motor aus, als der Bug krachend gegen den Bootssteg stößt. Das Boot schürft in ganzer Länge seitlich an einer nassen Holzleiter entlang. Wellen schlagen schäumend gegen die Felsen und rollen zurück. Das Boot neigt sich zur Seite. Treppenstufen zersplittern. Wasser schlägt über die Reling. Sie gehen von Bord und betreten den Anleger. Hinter sich hören sie den Rumpf in den Wellen knirschend gegen den Anleger schaukeln. Sie rennen an Land, während das Schlauchboot näher kommt. Penelope rutscht aus, stützt sich mit der Hand ab und klettert keuchend das steile Ufer zum Waldsaum hoch. Unter ihr verstummen die Motoren des Schlauchboots, und Penelope weiß, dass ihr Vorsprung minimal ist. Zusammen mit Björn läuft sie zwischen die Bäume und tiefer in den Wald hinein, wobei ihre Gedanken in Panik fliegen und ihre Augen nach einer Stelle Ausschau halten, an der sie sich verstecken können.

4

Der schwebende Mann

Paragraph 21 des Polizeigesetzes legt fest, auf welche Weise sich ein Polizist Zugang zu einem Haus, einem Raum oder einem anderen Ort verschaffen darf, wenn Grund zu der Annahme besteht, dass dort jemand gestorben, bewusstlos oder anderweitig nicht in der Lage ist, Hilfe zu rufen.
Polizeimeister John Bengtsson erhält an diesem Samstag im Juni den Auftrag, die oberste Wohnung in der Grevgatan 2 zu untersuchen, weil Carl Palmcrona, der Generaldirektor der Staatlichen Waffenkontrollbehörde, aus unerklärlichen Gründen nicht zur Arbeit erschienen ist und einen Termin mit dem Außenminister verpasst hat.
Es ist bei Weitem nicht das erste Mal, dass John Bengtsson in eine Wohnung eindringt, um nach Toten oder Verletzten zu suchen. In den meisten Fällen ist dies auf Veranlassung von Angehörigen geschehen, die einen Selbstmord befürchteten. Schweigende, vor Angst gelähmte Eltern, die im Treppenhaus warten mussten, während er hineinging und die Zimmer durchsuchte. Manchmal hat er junge Männer mit kaum fühlbarem Puls nach einer Überdosis Heroin gefunden, und manchmal ist er auf Mordschauplätze gestoßen, auf Frauen, die jemand im heimischen Wohnzimmer im Licht des Fernsehers zu Tode geprügelt hatte.
Als er das Haus betritt, hat John Bengtsson sowohl ein Brecheisen als auch eine Sperrpistole dabei. Er nimmt den Aufzug in die fünfte Etage und klingelt an der Tür. Daraufhin wartet er einen Moment, stellt seine schwere Tasche auf dem Treppenabsatz ab und mustert das Schloss in der Tür. Plötzlich hört er ein Stockwerk tiefer ein schlurfendes Geräusch. Es klingt, als ginge jemand mit leisen, fast schleichenden Schritten die Treppe hinunter. Polizeimeister John Bengtsson horcht einen Moment, streckt anschließend die Hand aus und drückt die Klinke hinunter: Die Tür ist unverschlossen und gleitet auf ihren vier Scharnieren sanft auf.
»Ist jemand zu Hause?«, ruft er.
John Bengtsson wartet einige Sekunden, zieht die Tasche hinter sich her über die Schwelle, schließt die Tür, putzt sich die Füße auf der Türmatte

ab und geht den großen Flur entlang.
Aus einem der angrenzenden Zimmer ertönt ruhige Musik. Er bewegt sich in ihre Richtung, klopft an und tritt ein. Er gelangt in einen geräumigen Wohnraum, spartanisch möbliert mit drei von Carl Malmsten entworfenen Sofas, einem flachen Glastisch und dem kleinen Gemälde eines Schiffs im Sturm an einer Wand. Von einer flachen, durchsichtigen Musikanlage geht ein eisiges bläuliches Licht aus. Aus den Lautsprechern schallt melancholische, fast fragende Geigenmusik.
John Bengtsson durchquert das Zimmer, erreicht eine Doppeltür, öffnet sie und blickt in einen Salon mit hohen Jugendstilfenstern. Das Sommerlicht draußen wird von den kleinen Scheiben in den oberen Fensterpartien gebrochen.
Mitten in dem weißen Raum schwebt ein Mann.
Der Anblick hat etwas Übernatürliches.
John Bengtsson starrt den Toten an, und es scheint eine Ewigkeit zu dauern, bis er die Wäscheleine entdeckt, die an einem Lampenhaken befestigt ist.
Der gut gekleidete Mann ist vollkommen still, als wäre er bei einem Sprung in die Höhe erstarrt, mit gestreckten Fußgelenken und Schuhspitzen, die zum Erdboden zeigen.
Erhängt – aber da ist noch etwas anderes, etwas, das nicht passt, nicht stimmt.
John Bengtsson darf das Zimmer keinesfalls betreten. Der Fundort muss intakt hinterlassen werden. Sein Herz schlägt schnell, er spürt den stampfenden Rhythmus seines Pulses, schluckt schwer, kann den Blick jedoch nicht von dem schwebenden Mann in dem leeren Raum losreißen.
In John Bengtssons Kopf taucht, wie geflüstert, ein Name auf: Joona, ich muss mit Joona Linna sprechen.
Es sind keine Möbel in dem Zimmer, nur ein erhängter Mann, der aller Wahrscheinlichkeit nach Carl Palmcrona ist, der Generaldirektor der Staatlichen Waffenkontrollbehörde.
Die Wäscheleine ist in der Mitte der Decke an einem Lampenhaken im Zentrum der Deckenrosette befestigt.
Da ist nichts, worauf er hätte steigen können, denkt John Bengtsson.
Die Decke ist mindestens dreieinhalb Meter hoch.
John Bengtsson versucht, sich zu beruhigen, klar zu denken, um alles in

sich aufnehmen zu können, was er sieht. Das Gesicht des Erhängten ist bleich wie feuchter Zucker, und er meint, in den aufgerissenen Augen nur vereinzelte punktuelle Blutungen zu erkennen. Der Mann trägt über seinem hellgrauen Anzug einen dünnen Mantel und flache Schuhe. Eine schwarze Tasche und ein Handy liegen ein Stück von der Urinpfütze entfernt, die sich unter seinem Körper gebildet hat, auf dem Parkett.
Plötzlich erzittert der erhängte Mann.
John Bengtsson ringt nach Luft.
Es wummert schwer über der Decke, vom Dachboden ertönen Hammerschläge, jemand geht im Speicher über den Fußboden, es wummert erneut, und Palmcronas Körper zittert. Das Geräusch einer Bohrmaschine ertönt und verstummt. Ein Mann ruft etwas. Er brauche mehr Kabel, die Kabeltrommel, ruft er.
John Bengtsson spürt, dass sich sein Puls allmählich beruhigt, als er durch den Salon zurückgeht. Die Wohnungstür steht offen. Er hält inne, denkt, dass er sich ganz sicher ist, sie ordentlich zugemacht zu haben, erkennt jedoch, dass er sich in diesem Punkt auch irren kann. Er verlässt die Wohnung, und noch bevor er seinem Kommissariat Meldung macht, ruft er Joona Linna von der Landeskriminalpolizei an.

5

Die Landesmordkommission

Es ist die erste Juniwoche. In Stockholm werden die Menschen schon seit Wochen morgens viel zu früh wach. Die Sonne geht um halb vier auf, und es bleibt fast die ganze Nacht hell. Der Frühsommer ist ungewöhnlich warm gewesen. Traubenkirsche und Flieder sind fast gleichzeitig ausgeschlagen. Schwere Blütendolden verströmen ihre Düfte vom Kronobergspark bis zum Eingang des Landespolizeiamts.
Die Landeskriminalpolizei ist Schwedens einzige zentrale operative Polizeieinheit, die für die Bekämpfung schwerer Kriminalität auf nationaler und internationaler Ebene zuständig ist.
Carlos Eliasson, der Leiter der Landeskriminalpolizei, steht an dem niedrigen Fenster im achten Stock mit Blick auf die steilen Böschungen des Kronobergparks. Er hält ein Telefon in der Hand, wählt Joona Linnas Nummer, hört, dass er ein weiteres Mal mit der Mailbox verbunden wird, unterbricht die Verbindung, legt das Telefon auf den Schreibtisch und sieht auf die Uhr.
Petter Näslund betritt Carlos' Büro, räuspert sich leise, bleibt stehen und lehnt sich an ein Plakat mit der Aufschrift »Wir überwachen, beschatten und greifen ein«.
Aus dem Nebenzimmer dringt ein schläfriges Telefonat, in dem es um europäische Haftbefehle und das Schengener Informationssystem geht.
»Pollock und seine Jungs sind gleich hier«, sagt Petter.
»Ich kann die Uhr lesen«, antwortet Carlos ruhig.
»Die belegten Brötchen sind jedenfalls fertig«, sagt Petter.
Carlos verkneift sich ein Lächeln.
»Hast du gehört, dass sie Leute rekrutieren wollen?«
Petter wird rot und senkt den Blick, sammelt sich und schaut dann wieder auf. »Ich würde … Fällt dir jemand ein, der besser in die Landesmordkommission passen würde?«
Die Landesmordkommission besteht aus sechs Experten, die bei Mordermittlungen in ganz Schweden helfen. Die Kommission arbeitet ausgesprochen methodisch, auf der Basis eines Konzepts mit der

Abkürzung PEST, Polizeiliche Ermittlungen bei schweren Straftaten. Die Mitglieder der Landesmordkommission ächzen unter einer enormen Arbeitsbelastung. Sie sind so gefragt, dass sie praktisch nie die Zeit finden, sich im Landespolizeiamt zu treffen.
Sobald Petter Näslund den Raum verlassen hat, setzt Carlos sich auf seinen Stuhl und betrachtet die Paradiesfische im Aquarium. Als er sich nach der Dose mit Fischfutter streckt, klingelt das Telefon.
»Ja«, meldet er sich.
»Sie kommen jetzt hoch«, teilt Magnus von der Rezeption ihm mit.
»Danke.«
Carlos unternimmt einen letzten Versuch, Joona Linna zu erreichen, ehe er sich von seinem Stuhl erhebt, sich selbst einen Blick im Spiegel zuwirft und das Zimmer verlässt. Als er in den Korridor hinaustritt, ertönt ein Klingelton, und die Aufzugtüren gleiten lautlos auseinander.
Beim Anblick der Männer von der Landesmordkommission schießt ihm ein Bild durch den Kopf. Eine Erinnerung an ein Konzert mit den Rolling Stones, in dem er vor einigen Jahren mit ein paar Kollegen war. So wie sie damals auf die Bühne gekommen waren, hatten sie an eine Gruppe entspannter Geschäftsleute erinnert. Genau wie die Mitglieder der Landesmordkommission trugen die Musiker alle dunkle Anzüge und Krawatten.
An der Spitze Nathan Pollock, die grauen Haare zu einem Pferdeschwanz gebunden, gefolgt von Erik Eriksson mit seiner diamantenbesetzten Brille, die ihm in der Gruppe den Namen Elton eingebracht hat, dahinter schlendert Niklas Dent neben P. G. Bondesson und schließlich der Kriminaltechniker Tommy Kofoed, der in gebückter Haltung mürrisch auf den Boden starrt.
Carlos führt die Gruppe ins Besprechungszimmer. Benny Rubin, der operative Chef, sitzt bereits mit einer Tasse Kaffee an dem runden Tisch und erwartet sie. Tommy Kofoed nimmt sich einen Apfel aus dem Obstkorb und beginnt vernehmlich zu kauen. Nathan Pollock sieht ihn an und schüttelt den Kopf, sodass Kofoed mit fragendem Gesichtsausdruck mitten in einem Bissen innehält.
»Herzlich willkommen«, begrüßt Carlos die Anwesenden. »Es freut mich, dass alle die Zeit gefunden haben zu kommen, da heute einige wichtige Punkte auf der Tagesordnung stehen.«

»Sollte Joona Linna nicht auch dabei sein?«, erkundigt sich Tommy Kofoed.
»Doch«, antwortet Carlos zögernd.
»Er macht, was er will«, sagt Pollock halblaut.
»Joona hat doch letztes Jahr diese Morde in Tumba aufgeklärt«, sagt Tommy Kofoed. »Ich muss immer daran denken, wie sicher er sich war … Er wusste, in welcher Reihenfolge die Morde begangen wurden.«
»Gegen jede verdammte Logik«, meint Elton.
»Ich weiß so ziemlich alles über Kriminaltechnik«, fährt Tommy Kofoed fort. »Aber Joona ging einfach rein und sah sich die Blutspuren an, ich kapiere das nicht …«
»Er hat eben das Ganze gesehen«, meint Nathan Pollock. »Das Ausmaß an Gewalt, die Anstrengung, den Stress und wie müde die Schritte im Reihenhaus verglichen mit denen im Umkleideraum wirkten.«
»Ich kann es immer noch nicht glauben«, murmelt Tommy Kofoed.
Carlos räuspert sich und wirft einen Blick auf die informelle Tagesordnung.
»Die Wasserschutzpolizei hat sich heute Morgen gemeldet«, berichtet er.
»Ein alter Fischer hat eine tote Frau gefunden.«
»In seinem Netz?«
»Nein, er hat bei Dalarö ein großes Motorboot mit der Strömung treiben sehen, ist hinausgerudert, an Bord gegangen, und da saß sie im Vorpiek auf dem Bett.«
»Na, das dürfte ja wohl kaum etwas für die Kommission sein«, meint Petter Näslund.
»Ist sie ermordet worden?«, fragt Nathan Pollock.
»Vermutlich Selbstmord«, antwortet Petter schnell.
»Nichts Eiliges«, erklärt Carlos und nimmt sich ein Stück Marmorkuchen. »Aber ich wollte es trotzdem erwähnen.«
»Noch was?«, fragt Tommy Kofoed mürrisch.
»Uns liegt eine Anfrage der Polizei von Västra Götaland vor«, sagt Carlos. »Eine schriftliche Zusammenfassung liegt auf dem Tisch.«
»Ich werde den Fall nicht übernehmen können«, sagt Pollock.
»Ihr habt alle Hände voll zu tun – das ist mir durchaus bewusst«, meint Carlos und fegt gemächlich Krümel vom Tisch. »Vielleicht sollten wir woanders anfangen und zuerst über … über die neue Stelle bei der

Landesmordkommission sprechen.«
Benny Rubin sieht sich in der Runde um und erläutert, dass der Polizeiführung die große Arbeitsbelastung der Kommission bewusst ist und sie deshalb als erste Sofortmaßnahme Mittel bereitgestellt hat, damit die Landesmordkommission um eine Planstelle erweitert werden kann.
»Ich bitte um Wortmeldungen«, sagt Carlos.
»Wäre es nicht besser, wenn Joona bei diesem Punkt dabei wäre?«, fragt Tommy Kofoed, lehnt sich über den Tisch und wühlt zwischen den in Plastikfolie verpackten Broten.
»Es ist nicht einmal sicher, dass er überhaupt kommt«, erwidert Carlos.
»Wir können ja erst einmal Kaffee trinken«, sagt Erik Eriksson und rückt seine funkelnde Brille gerade.
Tommy Kofoed befreit ein Lachsbrot von der Folie, nimmt den Dillzweig herunter, träufelt etwas Zitronensaft über den Fisch und rollt ein Besteck aus der Serviette.
Auf einmal öffnet sich die Tür zum großen Besprechungsraum, und Joona Linna kommt mit zerzausten blonden Haaren herein.
»*Syö tilli, pojat*«, sagt er auf Finnisch.
»Genau.« Nathan Pollock lacht. »Esst den Dill auf, Jungs!«
Nathan und Joona sehen sich fröhlich in die Augen. Tommy Kofoed errötet und schüttelt lächelnd den Kopf.
»*Tilli*«, wiederholt Nathan Pollock und lacht schallend, als Joona zu Tommy Kofoed geht und den Dillzweig auf das Brot zurücklegt.
»Können wir jetzt weitermachen?«, fragt Petter.
Joona gibt Nathan Pollock die Hand, geht zu einem freien Stuhl, hängt sein dunkles Jackett über den Stuhlrücken und setzt sich.
»Ich bitte um Entschuldigung«, sagt Joona gedämpft.
»Du bist herzlich willkommen«, erwidert Carlos.
»Danke.«
»Wir wollten gerade über die neue Stelle sprechen«, fährt Carlos fort.
Er zupft sich an der Unterlippe, und Petter Näslund rutscht unruhig auf seinem Stuhl herum.
»Ich denke … ich denke, ich überlasse Nathan das Wort.«
»Okay, liebend gern, und ich spreche in dieser Sache nicht nur für mich. Wir sind alle einer Meinung, wir hoffen, dass du Lust hast, zu uns zu kommen, Joona.«

Es wird vollkommen still im Raum. Niklas Dent und Erik Eriksson nicken. Petter Näslund sitzt wie eine schwarze Scheibe im Gegenlicht.
»Wir würden uns wirklich freuen«, sagt Tommy Kofoed.
»Ich weiß euer Angebot zu schätzen«, antwortet Joona und fährt sich mit den Fingern durch seine dichten Haare. »Wie kompetent ihr seid, habt ihr oft genug bewiesen, und ich respektiere eure Arbeit …«
Die anderen lächeln mit gesenkten Köpfen.
»Aber was mich angeht … ich kann einfach nicht mit dieser PEST-Methode arbeiten.«
»Das wissen wir«, sagt Kofoed sofort. »Sie ist ein bisschen starr, kann aber durchaus hilfreich sein, immerhin hat sie gezeigt, dass …«
Er verstummt.
»Wir wollten dich trotzdem fragen«, sagt Nathan Pollock.
»Ich denke, das ist nichts für mich«, antwortet Joona.
Alle senken die Blicke, jemand nickt, und Joona entschuldigt sich, als sein Handy klingelt. Er steht vom Tisch auf und verlässt den Raum. Eine Minute später kehrt er zurück und nimmt sein Jackett vom Stuhl.
»Es tut mir leid«, sagt er, »ich hätte wirklich gerne an unserer Besprechung teilgenommen, aber …«
»Ist etwas passiert?«, erkundigt sich Carlos.
»John Bengtsson von der Schutzpolizei hat mich angerufen«, sagt Joona. »Er hat gerade Carl Palmcrona gefunden.«
»Gefunden?«, fragt Carlos.
»Erhängt«, antwortet Joona.
Sein symmetrisches Gesicht wird sehr ernst, und seine Augen schimmern wie graues Glas.
»Wer ist Palmcrona?«, fragt Nathan Pollock.
»Der Generaldirektor der Staatlichen Waffenkontrollbehörde«, antwortet Tommy Kofoed schnell. »Er ist der Mann, der über schwedische Waffenexporte entscheidet.«
»Haben nicht alle Stellen bei der Kontrollbehörde eine hohe Sicherheitsstufe?«, fragt Carlos.
»Allerdings«, antwortet Kofoed.
»Dann sollte sich das auch jemand vom Staatsschutz ansehen.«
»Aber ich habe John Bengtsson nun einmal versprochen zu kommen«, entgegnet Joona. »Irgendetwas stimmt da nicht.«

»Was?«
»Es war … Nein, ich muss es erst mit eigenen Augen sehen.«
»Klingt interessant«, sagt Tommy Kofoed. »Darf ich mitkommen?«
»Wenn du willst«, antwortet Joona.
»Wenn das so ist, bin ich auch dabei«, erklärt Pollock schnell.
Carlos versucht, die Besprechung wieder aufzunehmen, erkennt jedoch, dass es zwecklos ist. Die drei verlassen das sonnendurchflutete Besprechungszimmer und treten in die Kühle des Korridors hinaus.

6

Wie der Tod kam

Zwanzig Minuten später parkt Kriminalkommissar Joona Linna seinen schwarzen Volvo auf dem Strandvägen. Hinter ihm hält ein silbergrauer Lincoln Towncar. Joona steigt aus seinem Wagen und wartet auf die beiden Kollegen von der Landesmordkommission. Gemeinsam gehen sie um die Straßenecke und betreten das Haus Grevgatan 2.
Im alten, knarzenden Aufzug ins oberste Stockwerk fragt Tommy Kofoed mit seiner schroffen Stimme, was Joona bislang erfahren hat.
»Die Kontrollbehörde hat Carl Palmcrona als vermisst gemeldet«, berichtet Joona. »Er hat keine Familie, und keiner seiner Kollegen kannte ihn privat. Aber als er nicht zur Arbeit kam, wurde die Schutzpolizei gebeten, der Sache nachzugehen. John Bengtsson hat Palmcrona erhängt in seiner Wohnung gefunden und mich angerufen. Er meinte, er habe den Verdacht, dass es sich um ein Verbrechen handelt, und wollte, dass ich sofort vorbeikomme.«
Nathan Pollocks wettergegerbtes Gesicht verzieht sich.
»Was hat ihn denn dazu gebracht, ein Verbrechen zu vermuten?«
Der Aufzug hält, und Joona zieht das Gitter zur Seite. Vor der Tür zu Palmcronas Wohnung steht John Bengtsson. Er stopft ein Taschenbuch in die Jackentasche und gibt Joona die Hand.
»Das sind Tommy Kofoed und Nathan Pollock von der Landesmordkommission«, erläutert Joona.
»Also, die Tür war nicht abgeschlossen, als ich kam«, berichtet John, nachdem die Männer sich kurz begrüßt haben. »Ich habe Musik gehört und Palmcrona erhängt in einem der großen Zimmer gefunden. Im Laufe der Jahre habe ich ziemlich viele Burschen heruntergeholt, aber diesmal, ich meine … es dürfte sich kaum um Selbstmord handeln, und in Anbetracht von Palmcronas gesellschaftlicher Stellung dachte ich …«
»Es war gut, dass du angerufen hast«, sagt Joona.
»Hast du den Toten angefasst?«, fragt Tommy Kofoed mürrisch.
»Ich habe nicht einmal das Zimmer betreten«, antwortet John.
»Sehr gut«, murmelt Kofoed und beginnt, zusammen mit John

Bengtsson Trittplatten auszulegen.
Kurz darauf können auch Joona und Nathan Pollock den Flur betreten. John Bengtsson erwartet sie neben einem blauen Sofa. Er zeigt auf die Doppeltür, die zu einem hellen Raum führt und einen Spaltbreit offen steht. Joona geht über die Trittplatten und stößt die Flügel der Tür weit auf.
Warmes Sonnenlicht flutet durch eine Reihe hoher Fenster herein. Carl Palmcrona hängt mitten in dem geräumigen Zimmer. Er trägt einen hellen Anzug, einen Sommermantel und dünne Halbschuhe. Fliegen krabbeln über sein bleiches Gesicht, um Augen und Mundwinkel, legen kleine gelbe Eier und umschwirren die Urinpfütze und den schlanken Aktenkoffer auf dem Fußboden. Die dünne Wäscheleine hat sich tief in Palmcronas Hals eingeschnitten, die Schnurfurche ist dunkelrot, und es ist Blut ausgetreten und unter seine Hemdbrust gelaufen.
»Hingerichtet«, konstatiert Tommy Kofoed und zieht ein Paar Schutzhandschuhe an.
Auf einmal ist jede Andeutung von schlechter Laune aus seiner Stimme und seinem Gesicht verschwunden. Lächelnd geht er auf die Knie und beginnt, den hängenden Körper zu fotografieren.
»Wir werden vermutlich Verletzungen an der Halswirbelsäule feststellen«, sagt Pollock und zeigt hoch.
Joona blickt zur Decke hinauf und anschließend auf den Fußboden.
»Es handelt sich also um eine Demonstration«, fährt Kofoed eifrig fort und lässt die Kamera Blitze auf den Toten werfen. »Was ich meine, ist, der Mörder versucht erst gar nicht, das Verbrechen zu vertuschen, sondern will uns ganz im Gegenteil etwas sagen, irgendetwas zum Ausdruck bringen.«
»Ja genau, das habe ich mir auch überlegt«, meldet sich John Bengtsson zu Wort. »Das Zimmer ist leer, es gibt keine Stühle oder Leitern, auf die er hätte steigen können.«
»Also, was will man uns hier sagen«, fährt Tommy Kofoed fort, senkt die Kamera und mustert den Körper mit zusammengekniffenen Augen.
»Erhängen wird gerne mit Verrat in Verbindung gebracht, mit Judas Ischariot, der …«
»Warte mal«, unterbricht Joona ihn sanft.
Sie sehen seine vage Geste Richtung Fußboden.

»Was ist?«, fragt Pollock.
»Ich glaube, es war Selbstmord«, erklärt Joona.
»Ja klar, ein typischer Selbstmord«, sagt Tommy Kofoed und lacht ein bisschen zu laut. »Er hat mit den Flügeln geschlagen und ist hochgeflogen und …«
»Die Aktentasche«, fährt Joona fort. »Wenn er die Tasche hochkant gestellt hätte, wäre er da hochgekommen.«
»Aber nicht bis zur Decke«, wendet Pollock ein.
»Die Schlinge könnte er schon vorher angebracht haben.«
»Das ist richtig, aber ich denke trotzdem, dass du dich irrst.«
Joona zuckt mit den Schultern und murmelt:
»Zusammen mit der Musik und dem Knoten …«
»Sollen wir uns die Aktentasche nicht einfach ansehen?«, fragt Pollock.
»Ich muss erst noch ein paar Spuren sichern«, sagt Kofoed. Schweigend beobachten sie Tommy Kofoed, der mit seinem kleinen, gekrümmten Körper vorwärtskrabbelt und einen schwarzen Plastikfilm mit einer dünnen Gelatineschicht auf dem Boden ausrollt. Anschließend walzt er den Film vorsichtig mit einem Gummiroller aus.
»Kannst du mir bitte zwei Biopacks und einen großen Behälter holen?«, fragt er und zeigt auf den Materialkoffer.
»Wellpappe?«, fragt Pollock nach.
»Ja, bitte«, antwortet Kofoed und fängt die Biopacks auf, die Pollock ihm in hohem Bogen zuwirft.
Er sichert die biologischen Spuren auf dem Fußboden und winkt anschließend Nathan Pollock ins Zimmer.
»Du wirst auf der hinteren Seite des Aktenkoffers Fußabdrücke finden«, sagt Joona. »Er ist nach hinten gekippt, und der Körper hat diagonal geschaukelt.«
Nathan Pollock sagt nichts, geht zu der ledernen Aktentasche und geht auf die Knie. Als er sich streckt und die Tasche hochkant stellt, fällt sein silbriger Pferdeschwanz über seine Schulter. Auf dem schwarzen Leder sind deutlich sichtbar hellgraue Schuhabdrücke zu erkennen.
»Was habe ich euch gesagt?«, fragt Joona.
»Verdammt«, sagt Tommy Kofoed beeindruckt und lächelt über das ganze müde Gesicht.
»Selbstmord«, murmelt Pollock.

»Zumindest rein technisch«, sagt Joona.
Sie betrachten den hängenden Körper.
»Womit haben wir es hier zu tun?«, fragt Kofoed. »Eine Person, die Entscheidungen über die Ausfuhr von Waffen trifft, hat sich das Leben genommen.«
»Nichts für uns«, seufzt Pollock.
Tommy Kofoed rollt die Handschuhe von den Händen und deutet auf den hängenden Mann.
»Joona? Was war das mit dem Knoten und der Musik?«
»Das da ist ein doppelter Schotstek«, sagt Joona und zeigt auf den Knoten um den Lampenhaken. »Den habe ich mit Palmcronas langer Karriere bei der Marine in Verbindung gebracht.«
»Und die Musik?«
Joona hält inne und sieht ihn nachdenklich an.
»Was sagt dir die Musik?«, fragt er.
»Ich weiß nicht, es ist eine Sonate, für Geige«, antwortet Kofoed.
»Frühes neunzehntes Jahrhundert oder …«
Er verstummt, als es an der Tür klingelt. Die vier sehen einander an. Joona geht in den Flur, und die anderen folgen ihm, bleiben aber im Salon zurück, um vom Treppenhaus aus nicht gesehen zu werden.
Joona geht durch den Flur, zögert und überlegt kurz, durch den Spion zu schauen, verzichtet dann jedoch darauf. Als er die Hand ausstreckt und die Klinke herunterdrückt, spürt er, dass Luft durchs Schlüsselloch strömt. Die schwere Tür gleitet auf. Der Treppenabsatz liegt im Dunkeln. Die Lampen im Hausflur sind inzwischen erloschen, und durch die rotbraunen Fensterscheiben im Treppenhaus fällt nur schwaches Licht herein. Plötzlich hört Joona langsame Atemzüge, jemand atmet in seiner unmittelbaren Nähe. Ein raues, schweres Atmen einer verborgenen Person. Joonas Hand schiebt sich zu seiner Pistole, als er vorsichtig hinter der offenen Tür hervorlugt. In dem Lichtstreifen im Spalt an den Türangeln steht eine hoch aufgeschossene Frau mit großen Händen. Sie ist etwa fünfundsechzig Jahre alt und steht vollkommen still. Auf ihrer Wange klebt ein großes, hautfarbenes Pflaster. Ihre grauen Haare sind zu einer kurzen, mädchenhaften Pagenfrisur geschnitten. Sie sieht Joona ohne die leiseste Andeutung eines Lächelns unverwandt in die Augen.
»Haben Sie ihn heruntergeholt?«, fragt sie.

7

Hilfsbereite Menschen

Joona hatte eigentlich geglaubt, dass er es pünktlich zu der für ein Uhr angesetzten Besprechung mit der Landesmordkommission schaffen würde.
Er wollte vorher lediglich mit Disa in Rosendals Gärtnerei auf Djurgården zu Mittag essen. Joona kam zu früh, blieb einen Moment im Sonnenlicht stehen und betrachtete den Dunst, der über dem kleinen Stück Land mit Weinstöcken hing. Dann sah er Disa mit ihrer Stofftasche über der Schulter näher kommen. Ihr schmales Gesicht mit den intelligenten Zügen war von Sommersprossen übersät, und ihre Haare, die sonst immer zu zwei zerzausten Zöpfen gebunden waren, fielen ausnahmsweise offen über ihre Schultern. Sie hatte sich schön gemacht und trug ein klein geblümtes Kleid und Sommersandalen mit Keilabsatz.
Sie umarmten sich behutsam.
»Hallo«, sagte Joona. »Wie schön du bist.«
»Du aber auch«, erwiderte Disa.
Sie bedienten sich am Buffet und setzten sich an einen der Tische im Freien. Joona war aufgefallen, dass sie sich die Fingernägel lackiert hatte. Disa war Chefarchäologin, hatte daher meistens kurz geschnittene, erdige Nägel. Sein Blick wanderte von ihren Händen zum Obstgarten.
Disa begann zu essen und sprach mit vollem Mund:
»Königin Kristina bekam vom Herzog von Kurland einen Leoparden geschenkt. Sie hielt ihn hier draußen auf Djurgården.«
»Das wusste ich nicht«, sagte Joona.
»Ich habe in der Buchführung des Schlosses gelesen, dass die Zahlkammer 40 Taler in Silbermünzen als Bestattungsbeihilfe für ein Mädchen zahlen musste, das der Leopard zerfleischt hatte.«
Sie lehnte sich zurück und nahm das Glas in die Hand.
»Red nicht so viel, Joona Linna.«
»Entschuldige«, sagte Joona. »Ich …«
Er verstummte und spürte plötzlich alle Energie aus seinem Körper

weichen.
»Was?«
»Bitte erzähl weiter von dem Leoparden.«
»Du siehst traurig aus …«
»Ich musste gerade an Mutter denken … gestern war es genau ein Jahr her, dass sie gestorben ist. Ich bin zum Friedhof gefahren und habe eine weiße Iris auf ihr Grab gelegt.«
»Ich vermisse Ritva sehr«, sagte Disa.
Sie legte das Besteck ab und schwieg eine Weile.
»Weißt du, was sie sagte, als ich sie das letzte Mal sah? Sie nahm meine Hand«, erzählte Disa, »und dann meinte sie, dass ich dich verführen und zusehen sollte, schwanger zu werden.«
»Das kann ich mir lebhaft vorstellen.« Joona lachte.
Die Sonne leuchtete in den Gläsern und spielte in Disas eigentümlichen dunklen Augen.
»Ich habe ihr geantwortet, ich würde nicht glauben, dass das funktionieren könnte, und daraufhin meinte sie, ich solle weggehen und mich niemals umsehen, niemals zurückkommen.«
Er nickte, wusste aber nicht, was er dazu sagen sollte.
»Dann wärst du ganz allein«, fuhr Disa fort. »Ein großer, einsamer Finne.«
Er streichelte ihre Finger.
»Das will ich nicht.«
»Was?«
»Ich will kein großer, einsamer Finne sein«, sagte er sanft. »Ich will mit dir zusammen sein.«
»Und ich will dich beißen, ziemlich fest sogar. Kannst du mir das erklären? Wenn ich dich sehe, fangen meine Zähne an zu kribbeln.«
Joona streckte die Hand aus, um sie zu berühren. Er wusste, dass er zu spät zu seiner Besprechung mit Carlos Eliasson und der Landesmordkommission kommen würde, blieb aber dennoch bei Disa sitzen, plauderte mit ihr und dachte gleichzeitig daran, dass er noch ins Nordische Museum gehen würde, um sich die samische Brautkrone anzusehen.

*

Während sie auf Joona Linna warteten, hatte Carlos Eliasson der Landesmordkommission von der jungen Frau erzählt, die man tot auf einem Motorboot in den Stockholmer Schären gefunden hatte. Im Protokoll hielt Benny Rubin fest, dass die Ermittlungen keine Eile erforderten und man die Untersuchung der Wasserschutzpolizei abwarten würde.
Joona kam ein bisschen zu spät, und die Besprechung hatte kaum begonnen, als auch schon John Bengtsson von der Schutzpolizei anrief. Die beiden kannten sich seit vielen Jahren und spielten seit über einem Jahrzehnt Hallenbandy gegeneinander. John Bengtsson war ein sympathischer Mann, aber als bei ihm Prostatakrebs diagnostiziert wurde, verkrümelten sich die meisten seiner Freunde. Mittlerweile war John Bengtsson zwar wieder kerngesund, aber wie viele Menschen, die einmal zu spüren bekommen haben, wie sich die Übermacht des Todes vor ihnen auftürmt, hatte er etwas Zerbrechliches, Zauderndes.
Joona stand im Korridor vor dem Besprechungszimmer und lauschte John Bengtssons bedächtigen Worten. Die Stimme des Polizeibeamten war von jener jähen Müdigkeit erfüllt, die sich in den Minuten nach starkem Stress einstellt. Er beschrieb, wie er unmittelbar zuvor den Generaldirektor der Staatlichen Waffenkontrollbehörde in seiner Wohnung erhängt aufgefunden hatte.
»Selbstmord?«, erkundigte sich Joona.
»Nein.«
»Mord?«
»Kannst du nicht einfach herkommen?«, fragte John. »Was ich sehe, passt irgendwie nicht zusammen. Der Körper schwebt über dem Fußboden, Joona.«

*

Gemeinsam mit Nathan Pollock und Tommy Kofoed hatte Joona soeben konstatiert, dass es sich um einen Selbstmord handelte, als es an der Tür von Palmcronas Wohnung klingelte. Im Zwielicht auf dem Treppenabsatz stand eine große Frau mit Lebensmitteltüten in ihren breiten Händen.
»Haben Sie ihn heruntergeholt?«, fragte sie.

»Heruntergeholt?«, wiederholte Joona.
»Direktor Palmcrona«, erwiderte sie.
»Was meinen Sie mit herunterholen?«
»Ich bitte um Entschuldigung, ich bin nur die Haushälterin, ich dachte …«
Die Situation machte sie verlegen, und sie begann, die Treppe hinunterzugehen, blieb jedoch abrupt stehen, als Joona ihre Frage beantwortete:
»Er hängt noch.«
»Ja«, hatte sie gesagt und ihn mit einem vollkommen ausdruckslosen Gesicht angesehen.
»Haben Sie ihn heute dort hängen sehen?«
»Nein«, antwortete sie.
»Was hat sie dann veranlasst, mich zu fragen, ob wir ihn heruntergeholt haben? Ist etwas passiert? Haben Sie etwas Besonderes gesehen?«
»Eine Schlinge, die von einem Lampenhaken im kleinen Salon herabhing«, lautete ihre Antwort.
»Sie haben die Schlinge gesehen?«
»Selbstverständlich.«
»Hatten Sie denn nicht die Befürchtung, dass er sie benutzen könnte?«, fragte Joona.
»Sterben ist kein Albtraum«, antwortete sie mit einem zurückhaltenden Lächeln.
»Was haben Sie gesagt?«
Die Frau hatte nur den Kopf geschüttelt.
»Was denken Sie, wie ist er gestorben?«, fragte Joona sie daraufhin.
»Ich denke mir, dass sich die Schlinge um seinen Hals zuzog«, antwortete sie leise.
»Und wie kam die Schlinge um seinen Hals?«
»Ich weiß nicht … vielleicht brauchte sie Hilfe«, meinte sie fragend.
»Was meinen Sie mit Hilfe?«
Ihre Augen rollten nach hinten, und Joona dachte schon, dass sie ohnmächtig werden würde, aber dann stützte sie sich mit der Hand an der Wand ab und begegnete von Neuem seinem Blick.
»Man findet überall hilfsbereite Menschen«, sagte sie schwach.

8

Åhlén

Das Schwimmbad des Landespolizeiamts ist still und leer, hinter der Glaswand ist es ruhig, und in der Cafeteria sitzen keine Gäste. Das Wasser in dem großen blauen Becken ist fast spiegelglatt. Das Licht der Unterwasserlampen, die das Becken von unten beleuchten, schaukelt langsam auf Wänden und Decke. Joona Linna schwimmt eine Bahn nach der anderen, hält sein Tempo und kontrolliert den Rhythmus seiner Atemzüge.

Er schwimmt, während verschiedene Erinnerungen durch sein Bewusstsein taumeln, zum Beispiel Disas Gesicht, als sie meinte, ihre Zähne würden kribbeln, wenn sie ihn sehe.

Joona erreicht den Beckenrand, wendet unter Wasser und stößt sich mit den Beinen ab. Es ist ihm nicht bewusst, dass er schneller schwimmt, als er sich in Gedanken plötzlich in Carl Palmcronas Wohnung in der Grevgatan befindet. Erneut betrachtet er den hängenden Körper, die Urinpfütze, die Fliegen im Gesicht. Der Tote hatte Mantel und Schuhe angehabt, sich aber trotzdem die Zeit genommen, Musik anzustellen. Das Ganze hatte Joona das Gefühl einer zugleich geplanten und spontanen Tat vermittelt, eine bei Selbstmord keineswegs ungewöhnliche Mischung.

Er schwimmt schneller, wendet, erhöht weiter die Schlagzahl und lässt innerlich Revue passieren, wie er durch Palmcronas Flur geht und nach dem Klingeln die Tür öffnete, woraufhin er die hoch aufgeschossene Frau mit den großen Händen erblickt, die hinter der Tür im Dämmerlicht des Treppenabsatzes steht.

Joona macht am Beckenrand heftig atmend Pause und legt seine Arme auf das Plastikgitter, das die Überlaufrinne abdeckt. Seine Atemzüge beruhigen sich schnell, aber die Schwere in den Schultermuskeln, die von der Milchsäure kommt, nimmt noch zu. Eine Gruppe von Polizisten in Trainingsanzügen betritt das Schwimmbad. Die Beamten haben zwei Rettungspuppen, eine Kinder- und eine Übergewichtpuppe, dabei.

»Sterben ist kein Albtraum«, hatte die große Frau gesagt und dabei

gelächelt.
Seltsam gestresst steigt Joona aus dem Becken. Er weiß nicht, was es ist, aber Carl Palmcronas Tod lässt ihm keine Ruhe. Aus irgendeinem Grund sieht er immer noch den leeren, hellen Raum vor sich. Hört die ruhige Geigenmusik in Kombination mit dem trägen Surren der Fliegen.
Joona weiß genau, dass es sich um einen Selbstmord handelt, und versucht sich zu sagen, dass der Fall nichts für die Landeskripo ist. Trotzdem würde er nur zu gern zum Fundort eilen und ihn sich noch einmal ansehen, ihn untersuchen, jedes Zimmer durchgehen und überprüfen, ob er etwas übersehen hat.
Während seines Gesprächs mit der Haushälterin hatte er gedacht, sie wäre verwirrt, dass sich der Schock wie dichter Nebel um sie gelegt, sie konfus und verdächtig gemacht hätte, weshalb sie ihm so eigenartig und unzusammenhängend geantwortet hatte. Doch jetzt versucht Joona, die Sache genau umgekehrt zu sehen. Vielleicht war sie ja gar nicht verwirrt, gar nicht geschockt, sondern hatte seine Fragen möglichst konkret beantwortet. Wenn das zutreffen sollte, behauptete die Haushälterin, Edith Schwartz, dass jemand Carl Palmcrona bei der Schlinge geholfen hatte, dass es helfende Hände, hilfsbereite Menschen gegeben hatte. Wenn es so war, dann erzählte sie, dass sein Tod kein selbst verschuldetes Ereignis gewesen war, dass er seinen Tod nicht alleine herbeigeführt hatte.
Irgendetwas stimmt da nicht.
Er weiß, dass er recht hat, kann das Gefühl aber nicht greifen.
Joona betritt die Herrenumkleide, schließt seinen Schrank auf, holt das Handy heraus und ruft den Chef der Pathologie Nils Åhlén an.
»Ich bin noch nicht fertig«, lauten Åhléns erste Worte.
»Es geht um Palmcrona. Was ist dein erster Eindruck, auch wenn du …«
»Ich bin noch nicht fertig«, unterbricht Åhlén ihn.
»Auch wenn du noch nicht fertig bist.«
»Komm am Montag vorbei.«
»Ich komme jetzt«, erwidert Joona.
»Um fünf wollen meine Frau und ich uns eine Couch ansehen.«
»Ich bin in fünfundzwanzig Minuten bei dir.« Joona beendet das Gespräch, bevor Åhlén Zeit hat zu wiederholen, dass er noch nicht fertig ist.

Als Joona geduscht und sich umgezogen hat, hört er Stimmengewirr von lachenden und plappernden Kindern und begreift, dass bald die Schwimmschule im Landespolizeiamt beginnt.
Er überlegt, was es bedeutet, dass der Generaldirektor der Staatlichen Waffenkontrollbehörde erhängt aufgefunden wurde. Die Person, die letztlich alle wichtigen Entscheidungen über Herstellung und Ausfuhr von Kriegswaffen in Schweden trifft, ist tot.
Was ist, wenn ich mich irre, was ist, wenn er doch ermordet wurde?, fragt sich Joona. Ich muss mit Pollock sprechen, bevor ich zu Åhlén fahre, vielleicht sind er und Kofoed schon dazu gekommen, sich das Material von der Tatortuntersuchung anzusehen.
Joona geht mit großen Schritten durch den Korridor, läuft eine Treppe hinunter und ruft seine Assistentin Anja Larsson an, um sich zu erkundigen, ob Nathan Pollock im Haus ist.

9

Über Nahkampf

Joonas dichte Haare sind immer noch klatschnass, als er die Tür zu Saal 11 öffnet, wo Nathan Pollock vor einer exklusiven Gruppe von Männern und Frauen, die eine Spezialausbildung für den Einsatz bei Geiselnahmen absolvieren, eine Vorlesung hält.
An die Wand hinter Pollock ist mithilfe eines Notebooks eine anatomische Tafel vom menschlichen Körper projiziert worden. Auf einem Tisch liegen sieben verschiedene Handfeuerwaffen aufgereiht, angefangen bei einer kleinen silbrigen Sig Sauer P238 bis zu einem mattschwarzen Sturmgewehr der Marke Heckler & Koch mit einem 40-Millimeter-Granatwerfer.
Einer der jungen Polizisten steht vor Pollock, der ein Messer zieht, es verdeckt am Körper hält, nach vorn eilt, einen Schnitt an der Kehle des Polizisten andeutet und sich anschließend an die Gruppe wendet.
»Der Nachteil eines solchen Schnitts besteht darin, dass der Feind unter Umständen schreit, dass die Bewegungen seines Körpers nicht kontrolliert werden können und das Verbluten eine gewisse Zeit dauert, weil nur eine Arterie geöffnet wird«, erläutert Pollock.
Er tritt erneut zu dem jungen Polizisten und legt den Arm so um sein Gesicht, dass sich die Armbeuge um den Mund des Mannes schließt.
»Wenn ich dagegen so vorgehe, kann ich einen möglichen Schrei ersticken, den Kopf kontrollieren und beide Arterien mit einem einzigen Schnitt öffnen«, erklärt er.
Pollock lässt den jungen Polizisten los und sieht, dass Joona Linna an der Tür steht. Er muss hereingekommen sein, als er den Griff demonstriert hat. Der junge Polizist streicht sich über den Mund und kehrt zu seinem Platz zurück. Pollock lächelt breit und winkt Joona zu, weil er möchte, dass dieser nach vorne kommt, aber Joona schüttelt den Kopf.
»Ich müsste mal kurz mit dir reden, Nathan«, sagt er leise.
Einige Polizisten drehen sich um und sehen ihn an. Pollock geht zu ihm, und sie geben sich die Hand. Joonas Jackett ist von dem Wasser, das ihm in den Nacken gelaufen ist, dunkel verfärbt.

»Tommy Kofoed hat bei Palmcrona Fußabdrücke gesichert«, sagt Joona. »Ich muss wissen, ob er dabei etwas Unerwartetes gefunden hat.«
»Ich hätte nicht gedacht, dass es so eilig ist«, antwortet Nathan mit gedämpfter Stimme. »Wir haben natürlich alle Folienabdrücke fotografiert, sind aber noch nicht dazu gekommen, die Ergebnisse auszuwerten. Ich habe nicht den geringsten Überblick …«
»Aber du hast etwas gesehen.«
Als ich die Bilder auf dem Computer abgespeichert habe … Es könnte da ein Muster geben, aber es ist noch zu früh, um …«
»Sag es einfach – ich muss los.«
»Es gibt anscheinend Abdrücke von zwei verschiedenen Schuhpaaren in zwei Kreisen rund um den Körper.«
»Begleite mich zu Åhlén«, bittet Joona ihn.
»Jetzt?«
»Ich muss in zwanzig Minuten da sein.«
»Mist, ich kann nicht«, erwidert Nathan und macht eine Geste in den Raum hinein. »Aber mein Handy ist an, falls du mich etwas fragen musst.«
»Danke«, sagt Joona, dreht sich zur Tür um und will gehen.
»Du möchtest dieser Truppe hier nicht kurz Guten Tag sagen?«, erkundigt sich Nathan.
Alle haben sich bereits umgedreht, und Joona winkt den Beamten kurz zu.
»Das hier ist Joona Linna, von dem ich euch schon erzählt habe«, sagt Nathan Pollock mit erhobener Stimme. »Ich versuche, ihn zu überreden, eine Gastvorlesung über Nahkampf zu halten.«
Es wird still, alle sehen Joona an.
»Die meisten von euch wissen wahrscheinlich deutlich mehr über Kampfsport als ich«, sagt Joona schmunzelnd. »Aber eins habe ich immerhin gelernt … wenn es ernst wird, gelten plötzlich völlig andere Regeln, dann ist es nur noch Kampf und kein Sport.«
»Hört gut zu«, sagt Pollock.
»In der Realität überlebt man nur, wenn man in der Lage ist, sich neuen Gegebenheiten anzupassen und sie zum eigenen Vorteil zu nutzen«, fährt Joona ruhig fort. »Trainiert, diese Gegebenheiten auszunutzen. Ihr befindet euch beispielsweise in einem Auto oder auch auf einem Balkon.

Der Raum könnte voller Tränengas sein, der Fußboden ist vielleicht von Glasscherben übersät. Verschiedene Waffen könnten im Spiel sein. Vielleicht befindet ihr euch am Anfang einer Ereigniskette, vielleicht an deren Ende. Vermutlich muss man mit seinen Kräften haushalten, um weiterarbeiten zu können, unter Umständen eine ganze Nacht lang … Sprungtritte oder coole Roundkicks kommen da nicht infrage.«
Einige der Polizisten lachen.
»Bei einem Nahkampf ohne Waffen«, fährt Joona fort, »geht es oft darum, ein gewisses Maß an Schmerz zu akzeptieren, um den Kampf schnell zu beenden, aber … so gut kenne ich mich da auch wieder nicht aus.«
Joona verlässt den Hörsaal. Zwei Polizisten klatschen. Die Tür schließt sich und es wird still im Raum. Nathan Pollock lächelt in sich hinein, als er zum Tisch zurückkehrt.
»Ich hatte eigentlich vorgehabt, den folgenden Filmausschnitt für eine spätere Gelegenheit aufzuheben«, sagt er und klickt etwas auf dem Bildschirm seines Computers an. »Diese Aufnahme ist heute schon ein Klassiker. Sie stammt von der Geiselnahme in der Nordea-Bankfiliale in der Hamngatan vor neun Jahren. Zwei Bankräuber. Joona Linna hat die Geiseln bereits befreit und einen der Täter, der mit einer Uzi bewaffnet war, unschädlich gemacht. Es war ein ziemlich heftiger Schusswechsel. Der zweite Täter hat sich versteckt, ist aber nur mit einem Messer bewaffnet. Die Täter haben alle Überwachungskameras zugesprayt, diese jedoch übersehen … Wir sehen uns das Ganze in Zeitlupe an, denn es geht nur um ein paar Sekunden.«
Pollock startet den Film in Zeitlupe. Eine körnige Videoaufnahme, von schräg oben gefilmt. Man sieht eine Bankfiliale. Am unteren Rand des Bilds laufen die Sekunden mit. Möbel sind umgekippt, Papiere und Formulare liegen auf dem Boden. Joona schiebt sich geschmeidig seitwärts, hat die Pistole erhoben, den Arm gestreckt. Seine Bewegungen sind langsam, als befände er sich unter Wasser. Der Bankräuber versteckt sich hinter der weit geöffneten Tür zum Tresorraum und hält ein Messer in der Hand. Plötzlich rennt er mit großen, fließenden Sätzen los. Joona richtet die Pistole auf ihn, zielt auf den Brustkorb und drückt ab.
»Die Pistole klemmt«, kommentiert Pollock. »Eine beschädigte Patrone

hängt im Lauf fest.«
Die körnige Videoaufnahme flimmert. Joona weicht zurück, während der Mann mit dem Messer auf ihn zuläuft. Das Ganze ist gespenstisch still, alles scheint zu schweben. Joona löst das Magazin, es fällt zu Boden. Er sucht nach einem neuen, merkt aber, dass ihm dazu keine Zeit mehr bleibt. Stattdessen dreht er die unbrauchbar gewordene Pistole in der Hand so, dass der Lauf in einer Linie mit den kräftigen Knochen des Unterarms liegt.
»Ich verstehe nicht«, sagt eine Frau.
»Er verwandelt die Pistole in einen Tonfa«, erklärt Pollock.
»In einen was?«
»Das ist eine Art Schlagstock, wie ihn amerikanische Polizisten häufig benutzen, er verlängert die Reichweite und verstärkt die Kraft des Schlags, indem er die Trefferfläche verkleinert.«
Der Mann mit dem Messer hat Joona erreicht. Er macht einen großen, zögernden Schritt. Die Klinge glänzt auf ihrer halbkreisförmigen Bahn zu Joonas Rumpf. Die zweite Hand ist erhoben und folgt der Körperdrehung. Joona beachtet das Messer gar nicht und macht stattdessen einen großen Satz nach vorn und schlägt in derselben Bewegung eine Gerade. Er trifft den Bankräuber mit der Mündung der Pistole direkt unter dem Adamsapfel am Hals.
Das Messer fliegt träumerisch wirbelnd zu Boden, und der Mann fällt auf die Knie, reißt den Mund auf, hält sich den Hals und kippt nach vorn.

10

Die Ertrunkene

Joona Linna sitzt auf dem Weg ins Karolinska-Institut in Solna in der Fleminggatan im Auto und denkt an Carl Palmcronas hängenden Körper, die gespannte Wäscheleine, den Aktenkoffer auf dem Fußboden.
In Gedanken versucht Joona, um den Toten zwei Kreise aus Schuhspuren auf dem Boden hinzuzufügen.
Dieser Fall ist noch nicht abgeschlossen.
Joona biegt in den Klarastrandsleden Richtung Solna ein. Er fährt am Kanal entlang, an dem die Bäume bereits ihre Samen verstreuenden Kelche ausgebildet haben und sich ins Wasser hinauslehnen, ihre Äste zur glatten, spiegelnden Oberfläche hinabsenken.
Vor seinem inneren Auge sieht er erneut die Haushälterin, Edith Schwartz, jedes Detail, die Adern auf ihren großen Händen, in denen sie die Einkaufstüten hielt, und hört ihre Antwort, hilfsbereite Menschen gebe es überall.
Die Rechtsmedizin liegt inmitten grünender Bäume und gepflegter Rasenflächen auf dem großen Campus des Karolinska-Instituts. Ein roter Backsteinbau am Retzius väg 5, zu allen Seiten von mächtigen Gebäuden umgeben.
Joona fährt auf den leeren Gästeparkplatz. Er sieht, dass Gerichtsmediziner Nils Åhlén über den Bordstein gefahren ist und seinen weißen Jaguar mitten auf dem sorgsam gepflegten Rasen geparkt hat.
Joona winkt der Frau an der Rezeption zu, die seine Geste mit einem erhobenen Daumen beantwortet, geht durch den Korridor, klopft an Åhléns Tür und tritt ein. Wie üblich ist das Büro des Gerichtsmediziners vollkommen frei von überflüssigen Gegenständen.
Die Jalousien sind heruntergezogen, dennoch fällt durch die Lamellen Sonnenlicht herein, das auf allen weißen Flächen des Raumes leuchtet, in den grauen Feldern aus gebürstetem Stahl jedoch verschwindet.
Åhlén trägt eine Pilotenbrille mit weißen Bügeln und unter seinem Arztkittel ein weißes Poloshirt.
»Ich habe einen Strafzettel für einen falsch geparkten Jaguar

ausgestellt«, sagt Joona.
»Gut«, kommentiert Åhlén.
Joona wird ernst, seine Augen bekommen eine silbrig dunkle Farbe.
»Wie ist er gestorben?«
»Palmcrona?«
»Ja.«
Das Telefon klingelt, und Åhlén schubst den Obduktionsbericht in Joonas Richtung.
»Um darauf eine Antwort zu bekommen, hättest du nicht herzukommen brauchen«, sagt er, bevor er nach dem Hörer greift.
Joona setzt sich ihm gegenüber auf einen Stuhl mit weißer Ledersitzfläche. Die Obduktion von Carl Palmcronas Körper ist abgeschlossen. Joona blättert in dem Bericht und überfliegt einige willkürlich ausgewählte Punkte:
74. Die Nieren wiegen insgesamt 290 Gramm. Glatte Oberfläche, Gewebe graurot, feste, elastische Konsistenz, deutliche Zeichnung.

75. Abführende Harnleiter sind von normalem Aussehen.

76. Die Harnblase ist leer, die Schleimhaut blass.

77. Die Prostata ist nicht vergrößert, das Gewebe ist bleich.

Åhlén schiebt die Pilotenbrille auf seiner schmalen, leicht gekrümmten Nase hoch, beendet das Telefonat und blickt anschließend auf.
»Wie du siehst«, sagt er gähnend, »gibt es da nichts Unerwartetes. Die Todesursache fällt in die Rubrik Asphyxie, will sagen Ersticken … Beim vollständigen Erhängen handelt es sich allerdings eher selten um ein Ersticken im üblichen Sinn, sondern um ein Abschnüren der Arterienversorgung.«
»Das Gehirn erstickt, weil der Zufluss sauerstoffgesättigten Bluts unterbunden wird.«
Åhlén nickt.
»Arterienkompression, bilaterales Abklemmen der Carotis, das geht natürlich alles ungeheuer schnell, Bewusstlosigkeit binnen weniger Sekunden …«

»Aber vor dem Erhängen hat er noch gelebt?«, fragt Joona.
»Ja.«
Åhléns schmales Gesicht ist glatt rasiert und finster.
»Kannst du die Fallhöhe schätzen?«, fragt Joona.
»Es liegen weder an der Halswirbelsäule noch an der Schädelbasis Frakturen vor – sodass ich schätzen würde, dass es sich nur um vierzig oder fünfzig Zentimeter gehandelt haben kann.«
»Ja …«
Joona denkt an die Aktentasche mit den Abdrücken von Palmcronas Schuhen. Er öffnet nochmals den Bericht und blättert bis zum Abschnitt »Äußere Besichtigung« vor, der Untersuchung der Haut am Hals, den gemessenen Winkeln.
»Woran denkst du?«, fragt Åhlén.
»Ich frage mich, ob die Möglichkeit besteht, dass er mit derselben Schlinge erwürgt und anschließend bloß an der Decke aufgehängt wurde.«
»Nein«, antwortet Åhlén.
»Warum nicht?«
»Warum nicht? Es gab nur eine Furche, und die war perfekt«, erläutert Åhlén. »Wenn eine Person sich erhängt, schneidet das Seil oder die Leine in den Hals ein und das …«
»Aber das könnte ein Täter doch wissen«, unterbricht Joona ihn.
»Aber es ist praktisch unmöglich, das zu rekonstruieren. Du weißt doch, beim vollständigen Erhängen muss die Furche der Schnur um den Hals wie eine Pfeilspitze geformt sein, mit der Spitze nach oben, genau am Knoten …«
»Weil das Gewicht des Körpers die Schlaufe zuzieht.«
»Ja, genau … Und aus dem gleichen Grund soll sich der tiefste Teil der Furche genau gegenüber der Spitze befinden.«
»Dann starb er also definitiv durch Erhängen«, konstatiert Joona.
»Ohne jeden Zweifel.«
Der große, hagere Pathologe beißt sich sanft in die Unterlippe.
»Könnte man ihn zum Selbstmord gezwungen haben?«, fragt Joona.
»Nicht mit Gewalt – dafür gibt es jedenfalls keine Anzeichen.«
Joona schließt den Bericht, trommelt mit beiden Händen leicht darauf und denkt, dass die Andeutungen der Haushälterin über andere

Menschen, die in Palmcronas Tod verwickelt waren, doch nur wirres Gerede gewesen sind. Trotzdem wollen ihm die zwei verschiedenen Fußabdrücke nicht aus dem Sinn, die Tommy Kofoed gefunden hat.
»Dann bist du dir in Bezug auf die Todesursache also sicher?«, fragt Joona und sieht Åhlén in die Augen.
»Womit hattest du eigentlich gerechnet?«
»Das hier«, antwortet Joona zögernd und legt den Finger auf die Mappe mit dem Obduktionsbericht, »ist haargenau das, womit ich gerechnet habe, aber gleichzeitig ist da etwas, was mich einfach nicht loslässt.«
Åhlén lächelt schmallippig.
»Nimm den Bericht mit und lies ihn als Gutenachtgeschichte.«
»Okay«, erwidert Joona.
»Ich glaube allerdings, dass du Palmcrona vergessen kannst … etwas Spannenderes als einen Selbstmord wirst du nicht finden.«
Åhléns Lächeln erstirbt, und sein Blick senkt sich, Joonas Blick dagegen ist weiter scharf, konzentriert.
»Du hast sicher recht«, sagt er.
»Ja«, antwortet Åhlén. »Und wenn du willst, kann ich für dich gerne noch ein bisschen spekulieren. Carl Palmcrona war höchstwahrscheinlich depressiv, denn seine Fingernägel waren ungepflegt und schmutzig, die Zähne hatte er sich seit Tagen nicht mehr geputzt und er war unrasiert.«
»Ich verstehe«, sagt Joona und nickt.
»Du darfst ihn dir gerne ansehen.«
»Nein, das wird nicht nötig sein«, erwidert Joona und steht schwerfällig auf.
Åhlén lehnt sich vor und erklärt mit erwartungsvoller Stimme, so als hätte er sich auf diesen Moment gefreut:
»Heute Morgen habe ich etwas wesentlich Spannenderes hereinbekommen. Hast du noch ein paar Minuten Zeit?«
Er erhebt sich und gibt Joona zu verstehen, dass er mitkommen soll.
Joona folgt ihm den Korridor entlang. Ein hellblauer Schmetterling hat sich ins Haus verirrt und flattert vor ihnen her.
»Ist dieser eine Typ eigentlich nicht mehr hier?«, erkundigt sich Joona.
»Wer?«
»Der früher bei euch war, er hatte einen Pferdeschwanz und …«
»Frippe? Doch, verdammt. Der muss bei uns bleiben. Er hat heute bloß

frei. Gestern hat in der Globen-Arena Megadeath mit Entombed als Vorgruppe gespielt.«
Sie durchqueren einen dunklen Saal mit einem Obduktionstisch aus rostfreiem Stahl. Es riecht beißend nach Desinfektionsmittel. Dann betreten sie einen kühleren Raum, in dem die Leichen in gekühlten Schubfächern verwahrt werden.
Åhlén öffnet eine Tür und schaltet die Deckenbeleuchtung ein. Die Neonröhren flackern auf und verbreiten ihr Licht in einem weiß gekachelten Saal, in dem ein langer plastiküberzogener Obduktionstisch mit einem Doppelbecken und Abflussrinnen steht.
Auf dem Tisch liegt eine sehr schöne junge Frau.
Ihre Haut ist sonnengebräunt, die langen schwarzen Haare ringeln sich in dichten, glänzenden Locken auf Stirn und Schultern. Sie scheint mit einer Mischung aus Zweifel und Verblüffung in den Raum zu blicken. Da ist ein verschmitzter Zug um ihre Mundwinkel wie bei einem Menschen, der häufig lächelt oder lacht.
Aus ihren großen dunklen Augen ist jedoch aller Glanz verschwunden. Es haben sich bereits bräunlich gelbe Flecken in ihnen gebildet.
Joona betrachtet die Frau auf dem Tisch. Er denkt, dass sie kaum älter als neunzehn, zwanzig Jahre sein kann. Vor nicht allzu langer Zeit war sie ein kleines Kind, das bei seinen Eltern schlief. Dann wurde aus ihr ein Schulmädchen, und nun ist sie tot.
Über der Brust der Frau, auf der Haut über dem Brustbein, sieht man schwach eine gebogene Linie, die wie ein fröhlicher, grau aufgemalter Mund von ungefähr dreißig Zentimeter Länge aussieht.
»Was ist das für ein Strich?«, fragt Joona.
»Keine Ahnung, vielleicht der Abdruck einer Halskette oder der Saum eines Sweaters, das werde ich mir später ansehen.«
Joona betrachtet den leblosen Körper, atmet tief durch und fühlt sich wie immer angesichts der unausweichlichen Tatsache des Todes von einer Düsternis übermannt, die wie bleiche Einsamkeit ist.
Das Leben ist so furchtbar zerbrechlich.
Ihre Finger- und Zehennägel sind in einem beigerosa Ton lackiert.
»Und was ist jetzt das Besondere an ihr?«, fragt er nach einem kurzen Moment.
Åhlén wirft Joona einen ernsten Blick zu, und als er sich erneut der

Leiche zuwendet, blitzt seine Brille auf.
»Die Wasserschutzpolizei hat sie hergebracht«, erläutert er. »Als man sie fand, saß sie auf der Koje im Vorpiek einer großen Motorjacht, die in den Schären trieb.«
»Tot?«
Åhlén begegnet seinem Blick, und seine Stimme klingt auf einmal melodisch.
»Sie ist ertrunken, Joona.«
»Ertrunken?«
Åhlén nickt und lächelt, seine Mundwinkel zittern.
»Sie ist an Bord eines treibenden Boots ertrunken«, sagt er.
»Wahrscheinlich hat sie jemand im Wasser gefunden und an Bord getragen.«
»Sicher, aber wenn ich das glauben würde, hätte ich deine kostbare Zeit nicht beansprucht«, erwidert Åhlén.
»Worum geht es?«
»Es gibt an ihrem übrigen Körper keinerlei Spuren von Wasser – ich habe die Kleider zur Analyse geschickt, aber das Labor wird auch nichts finden.«
Åhlén verstummt, blättert ein wenig in den Ergebnissen der vorläufigen Äußeren Besichtigung und schielt danach zu Joona hinüber, um zu sehen, ob es ihm gelungen ist, dessen Neugier zu wecken. Joona steht vollkommen still, sein Gesicht ist auf einmal verändert. Er betrachtet den toten Körper mit wacher, registrierender Miene. Plötzlich nimmt er sich ein Paar unbenutzter Latexhandschuhe aus einem Karton und zieht sie an. Åhlén sieht sehr zufrieden aus, als Joona sich über das Mädchen beugt und vorsichtig ihre Arme anhebt und sie studiert.
»Du wirst keine Spuren von Gewaltanwendung finden«, erklärt Åhlén fast lautlos. »Es ist unbegreiflich.«

11

Im Vorpiek

Die große Motorjacht liegt am Kai der Wasserschutzpolizei auf der Insel Dalarö. Weiß und glänzend liegt sie zwischen zwei Polizeibooten vertäut.
Die hohen Stahltore zum Hafengelände stehen offen. Joona fährt langsam den Kiesweg hinunter, an einem kleinen Transporter und einem Hebekran mit einer rostigen Winsch vorbei. Er parkt, steigt aus dem Wagen und nähert sich der Jacht.
Ein Boot wird verlassen in den Schären treibend gefunden, denkt Joona. In der Kajüte im Vorpiek sitzt ein Mädchen, es ist ertrunken. Das Boot schwimmt, aber die Lunge der jungen Frau ist mit brackigem Meerwasser gefüllt.
Vorerst Abstand haltend bleibt Joona stehen und betrachtet die Motorjacht. Der Bug ist schwer beschädigt, offensichtlich nach einem heftigen Zusammenstoß. Tiefe Schrammen laufen über den Steven, der Lack ist abgeschabt, und Glasfiberspäne ragen heraus.
Er wählt die Nummer Lennart Johanssons von der Wasserschutzpolizei.
»Lance«, meldet sich eine hellwache Stimme.
»Spreche ich mit Lennart Johansson?«, fragt Joona.
»Ja, das bin ich.«
»Ich heiße Joona Linna. Landeskripo.«
Am anderen Ende herrscht Stille. Joona hört ein Geräusch, das wie das Plätschern von Wellen klingt.
»Die Motorjacht, die ihr abgeschleppt habt«, sagt Joona. »Ich wüsste gern, ob sie Wasser aufgenommen hat.«
»Wasser?«
»Der Bug ist beschädigt.«
Joona tritt einige Schritte näher an das Boot heran und hört Lennart Johansson in einem resignierten Ton erklären:
»Dear Lord, wenn ich Geld für jeden Besoffenen bekäme, der sein Boot zu Klump …«
»Ich muss mir das Boot ansehen«, unterbricht Joona ihn.

»In groben Zügen läuft das in der Regel so«, sagt Lennart Johansson. »Wir haben da ein paar Jugendliche aus … was weiß ich, Södertälje. Sie klauen ein Boot, holen ein paar Mädels ab, fahren durch die Gegend, hören Musik, feiern und trinken, was das Zeug hält. Irgendwann rauschen sie irgendwo gegen, es ist ein ziemlich harter Aufprall und das Mädel, stolpert und landet im Wasser. Die Jungen stoppen das Boot, fahren zurück, finden sie und ziehen sie an Deck. Als sie kapieren, dass sie tot ist, geraten sie in Panik und machen sich dermaßen in die Hose, dass sie einfach abhauen.«
Lennart verstummt und wartet auf eine Reaktion.
»Keine schlechte Theorie«, sagt Joona bedächtig.
»Nicht wahr?«, erwidert Lennart munter. »Glauben Sie mir, und Sie ersparen es sich, nach Dalarö rauszufahren.«
»Zu spät«, sagt Joona und geht auf das Boot der Wasserschutzpolizei zu. Es ist ein Kampfboot 90 E, das achtern von der Motorjacht vertäut liegt. Ein etwa fünfundzwanzigjähriger Mann mit nacktem, sonnengebräuntem Oberkörper steht mit einem Handy am Ohr auf dem Deck.
»Suit yourself«, hört Joona ihn in das Handy sagen. »Sie brauchen nur telefonisch einen Termin für ein Sightseeing auszumachen.«
»Ich bin aber jetzt hier – und ich denke, ich sehe Sie, jedenfalls wenn Sie an Bord eines Boots der Wasserschutzpolizei stehen …«
»Sehe ich aus wie ein Surfer?«
Der sonnengebräunte Mann lächelt und kratzt sich an der Brust.
»Ehrlich gesagt, ja«, antwortet Joona.
Die beiden Männer stecken ihre Handys ein und gehen aufeinander zu. Während Joona über die Laufplanke geht, streift Lennart Johansson sich ein kurzärmliges Uniformhemd über.
Joona hält den Daumen und den kleinen Finger in einer Surfergeste hoch. Lennart lächelt mit weißen Zähnen im braun gebrannten Gesicht:
»Ich surfe, sobald auch nur ein bisschen Wellengang da ist – deshalb werde ich Lance genannt.«
»Dann ist mir alles klar«, bemerkt Joona trocken.
»Nicht wahr«, sagt Lennart lachend.
Sie gehen zu der Jacht hinüber und bleiben an der Laufplanke auf dem Kai stehen.
»Ein Storebro 36, Royal Cruiser«, erklärt Lennart. »Ein gutes Boot, aber

ziemlich heruntergekommen. Registriert auf einen Björn Almskog.«
»Haben Sie mit ihm gesprochen?«
»Dazu sind wir noch nicht gekommen.«
Sie mustern die Schäden am Bug der Jacht, die ganz frisch zu sein scheinen. Zwischen den Glasfiberspänen wachsen noch keine Algen.
»Ich habe einen Kriminaltechniker herbestellt – er müsste gleich da sein«, sagt Joona.
»Das Boot hat ordentlich was abbekommen«, sagt Lance.
»Wer ist an Bord gewesen, seit die Jacht gefunden wurde?«
»Niemand«, antwortet Lance schnell.
Joona lächelt und wartet geduldig.
»Ich natürlich«, erklärt Lennart Johansson schließlich. »Und mein Kollege Sonny. Und die Rettungssanitäter natürlich, die gekommen sind, um die Leiche zu holen. Und unser Kriminaltechniker, aber er hat Trittplatten und Schutzkleidung benutzt.«
»Waren das alle?«
»Abgesehen von dem alten Mann, der das Boot gefunden hat.«
Joona erwidert nichts, blickt auf das schimmernde Wasser hinab und denkt an das Mädchen, das in der Rechtsmedizin auf dem Obduktionstisch gelegen hat.
»Wissen Sie, ob der Techniker auf allen Oberflächen Spuren gesichert hat?«
»Mit dem Fußboden ist er fertig, und den Fundort hat er fotografiert.«
»Dann gehe ich an Bord.«
Eine schmale, abgewetzte Laufplanke liegt zwischen Kai und Boot. Joona geht an Bord und bleibt kurz auf dem Achterdeck stehen. Er schaut sich in aller Ruhe um, lässt sachte den Blick über alle Gegenstände schweifen. Es ist das erste und einzige Mal, dass er den Tatort wie neu, jungfräulich sehen wird. Jedes Detail könnte entscheidend sein. Schuhe, der umgekippte Liegestuhl, das Badehandtuch, ein in der Sonne ausgeblichenes Taschenbuch, ein Messer mit einem roten Plastikgriff, ein Eimer an einer Kordel, ein Sack mit Grillkohle, eine Zinkwanne mit einem Neoprenanzug darin, Flaschen mit Sonnencreme und Lotion.
Er schaut durch das große Fenster und erahnt den Salon mit dem Steuer und die Einrichtung aus lackiertem Holz. Betrachtet man die Glastür aus

einem bestimmten Winkel, werden durch das Licht, das hindurchfällt, Fingerabdrücke sichtbar, Abdrücke von Händen, die diese Tür aufgestoßen und wieder zugedrückt oder sich abgestützt haben, wenn das Boot gekrängt hat.
Joona betritt den kleinen Salon. Die Nachmittagssonne schimmert auf Lack und Chrom. Auf den Sofas mit Polstern aus marineblauem Stoff liegen ein Cowboyhut und eine Sonnenbrille.
Wasser schlägt gluckernd gegen den Rumpf.
Joona lässt den Blick über den abgewetzten Fußboden im Salon und die schmale Treppe zum Bug hinunterschweifen. Dort unten ist es so finster wie in einem tiefen Brunnen. Er sieht erst etwas, als er seine Taschenlampe einschaltet. Der eisige, klar abgegrenzte Lichtstrahl erhellt die steile, glänzende Passage. Das rote Holz leuchtet feucht wie das Innere eines Körpers. Joona steigt die knarrenden Stufen hinab, denkt an die junge Frau und stellt sich vor, dass sie auf der Jacht allein war, vom Bug aus ins Wasser gesprungen ist, sich den Kopf an einem Stein gestoßen und Wasser in die Lunge eingesogen, es aber trotzdem wieder an Bord geschafft, den nassen Bikini aus- und trockene Kleider angezogen hat. Vielleicht hat sie sich dann müde gefühlt und ist zu ihrem Bett hinuntergegangen, ohne zu begreifen, wie kritisch ihr Zustand ist, ohne zu erkennen, dass sie eine Blutung erlitten hat, die in einem rasenden Tempo den Druck auf ihr Gehirn erhöht.
Aber dann hätte Åhlén Spuren des brackigen Wassers an ihrem Körper gefunden.
So kann es sich also nicht abgespielt haben.
Joona steigt weiter die Stufen hinunter und geht an Pantry und Badezimmer vorbei zur großen Kajüte.
Obwohl die Leiche in die Pathologie gebracht worden ist, hängt noch die Aura des Todes in der Luft. Es ist jedes Mal das gleiche Gefühl. Schweigend starren die Dinge ihn an, sind erfüllt von Schreien, Kampf und Stille.
Plötzlich knarrt das Boot seltsam und scheint sich zur Seite zu neigen. Joona wartet einen Moment, lauscht, setzt dann seinen Weg zum Vorpiek fort.
Sommerliches Licht fällt durch die kleinen Fenster unter der Decke auf ein Doppelbett, dessen Kopfende spitz zuläuft und sich so der Form des

Bugs anpasst. Hier wurde sie aufrecht sitzend gefunden. Auf dem Fußboden steht eine offene Sporttasche, ein gepunktetes Nachthemd ist ausgepackt worden. Hinter der Tür liegen eine Jeans und eine dünne Strickjacke. Eine Schultertasche hängt an einem Haken.
Das Boot schaukelt erneut und über seinem Kopf rollt eine Glasflasche über das Deck.
Joona fotografiert die Tasche mit seinem Handy aus verschiedenen Blickwinkeln. Durch das Blitzlicht zieht sich der kleine Raum zusammen, so als kämen Wände, Boden und Decke für Sekundenbruchteile einen Schritt näher.
Vorsichtig hebt er die Tasche vom Haken und trägt sie nach oben. Die Treppe knarrt unter seinem Gewicht. Aus dem Freien dringt metallisches Klirren an sein Ohr. Als er in den Salon hinaufkommt, huscht ein Schatten über die Glastüren. Joona reagiert schnell und weicht einen Schritt zurück, ins Dunkel der Treppe hinab.

12

Ein ungewöhnlicher Tod

Joona Linna steht vollkommen still auf der dunklen Treppe, die zur Pantry und zum vorderen Schlafzimmer der Jacht führt. Von dieser Position aus überblickt er den untersten Abschnitt der Glastüren und einen Teil des Achterdecks. Ein Schatten huscht über das staubige Glas, und plötzlich wird eine Hand sichtbar. Jemand kriecht langsam vorwärts. In der nächsten Sekunde erkennt Joona Erixons Gesicht. Dem Kriminaltechniker laufen Schweißtropfen die Wangen herab, als er rund um die Tür Gelatinefolie auslegt.
Joona geht mit der Tasche aus dem Schlafzimmer in den Salon hinauf. Vorsichtig leert er den Inhalt auf dem kleinen Tisch aus Edelholz aus. Dann nimmt er mit seinem Stift das rote Portemonnaie auf. In einem zerkratzten Plastikfach steckt ein Führerschein. Er schaut genauer hin und sieht ein hübsches, ernstes Gesicht im Blitzlicht eines Automaten. Die Frau sitzt leicht zurückgelehnt, als blickte sie zum Betrachter hoch. Sie hat dunkle, lockige Haare. Er erkennt das Mädchen aus dem Obduktionssaal, die gerade Nase, die Augen, die südamerikanischen Züge.
»Penelope Fernandez«, liest er und meint, den Namen schon einmal gehört zu haben.
In Gedanken kehrt er in die Pathologie und zu dem nackten Körper auf dem Tisch in dem gekachelten Raum zurück, zum Leichengeruch, den schlaffen Zügen in einem Gesicht jenseits des Schlafs.
Draußen, in der Sonne, verschiebt sich Erixons voluminöser Körper Zentimeter für Zentimeter, während er auf der Reling Fingerabdrücke sichert, mit Magnetpulver bepinselt und mit Tape abnimmt. Vorsichtig wischt er eine feuchte Oberfläche trocken, tröpfelt SPR-Lösung darauf und fotografiert die auftauchenden Abdrücke.
Joona hört ihn unentwegt schwer seufzen, als wäre jede Bewegung mit quälender Mühe verbunden, als hätte er sich in diesem Moment endgültig verausgabt.
Joona blinzelt zum Deck hinaus und sieht neben einem Turnschuh einen

Eimer mit einer Schnur liegen. Aus der Pantry schlägt ihm muffiger Kartoffelgeruch entgegen.
Sein Blick kehrt zu dem Führerschein und dem kleinen Foto zurück. Er betrachtet den Mund der jungen Frau, die Lippen, die leicht geöffnet sind, und denkt unvermittelt, dass etwas fehlt.
Er hat das Gefühl, etwas gesehen zu haben, irgendetwas hat ihm auf der Zunge gelegen, aber dann ist der Gedanke wieder verschwunden.
Joona zuckt zusammen, als das Handy in seiner Tasche summt. Er zieht es heraus, sieht im Display, dass es Åhlén ist, und meldet sich.
»Joona.«
»Mein Name ist Nils Åhlén, ich bin Chefpathologe der Rechtsmedizin in Stockholm.«
Joona verzieht den Mund. Sie kennen sich seit zwanzig Jahren.
»Hat sie sich vielleicht den Kopf angeschlagen?«, fragt Joona.
»Nein«, antwortet Åhlén erstaunt.
»Ich dachte nur, dass sie bei einem Sprung ins Wasser vielleicht gegen einen Stein gestoßen sein könnte.«
»Nein, nichts dergleichen – sie ist ertrunken, das ist die Todesursache.«
»Du bist dir sicher?«, beharrt Joona.
»Ich habe Schaum in den Nasenlöchern gefunden, Schleimhautrisse im Hals, vermutlich aufgrund heftiger Brechreflexe, und es gibt Bronchialsekret sowohl in der Trachea als auch in den Bronchien. Die Lunge hat ein für Ertrinken typisches Aussehen, sie ist mit Wasser gefüllt, hat ein größeres Gewicht und … tja.«
Sie schweigen beide. Joona hört ein scharrendes Geräusch, das klingt, als würde jemand einen metallenen Rollcontainer schieben.
»Du hast doch sicher aus einem bestimmten Grund angerufen«, sagt Joona.
»Das ist richtig.«
»Magst du ihn mir nennen?«
»Sie hatte einen hohen Gehalt an Tetrahydrocannabinol im Urin.«
»Cannabis?«
»Ja.«
»Aber daran ist sie nicht gestorben«, sagt Joona.
»Wohl kaum«, erwidert Åhlén amüsiert. »Ich habe mir nur überlegt, dass du gerade versuchst, das Geschehen auf der Jacht zu rekonstruieren …,

und dass dies ein kleines Detail in dem Puzzle ist, von dem du noch nichts gewusst hast.«
»Sie heißt Penelope Fernandez«, sagt Joona.
»Angenehm«, murmelt Åhlén.
»War sonst noch was?«
»Nein.«
Åhlén atmet in den Hörer.
»Sag es trotzdem.«
»Es ist nur, dass es kein gewöhnlicher Todesfall ist.«
Åhlén verstummt.
»Was hast du gesehen?«
»Nichts, es ist nur so ein Gefühl …«
»Bravo«, erwidert Joona. »Jetzt klingst du schon wie ich.«
»Ich weiß, aber … Natürlich kann es sich um mors subita naturalis, einen schnellen, aber dennoch ganz natürlichen Tod handeln … Nichts spricht dagegen, aber wenn es ein natürlicher Tod gewesen ist, dann ist es ein ziemlich ungewöhnlicher natürlicher Tod gewesen.«
Sie beenden das Gespräch, aber Åhléns Worte gehen Joona nicht mehr aus dem Kopf, mors subita naturalis. Penelope Fernandez' Tod bleibt rätselhaft. Ihre Leiche wurde nicht einfach von jemandem im Wasser gefunden und an Bord geschafft. Dann hätte sie auf Deck gelegen. Man könnte sich zwar vorstellen, dass die Person, die sie fand, die tote Frau fürsorglich behandeln wollte, aber dann hätte man sie in den Salon getragen, sie dort auf die Couch gelegt.
Die letzte Möglichkeit, überlegt Joona, besteht natürlich darin, dass sich jemand um sie gekümmert hat, der sie liebte, der sie in ihr eigenes Zimmer, ihr eigenes Bett legen wollte.
Aber sie saß doch auf dem Bett. Sie saß aufrecht.
Vielleicht irrt Åhlén sich, vielleicht lebte sie noch, als ihr an Bord und in ihr Zimmer geholfen wurde. Die Lunge könnte schwer geschädigt, nicht mehr zu retten gewesen sein. Vielleicht war ihr schlecht, und sie wollte sich hinlegen und ihre Ruhe haben.
Aber wieso ist an ihren Kleidern und am restlichen Körper dann kein Wasser?
Es gibt eine Süßwasserdusche an Bord, denkt Joona und sagt sich, dass er den Rest des Boots untersuchen, sich die Kajüte achtern, das

Badezimmer und die Pantry anschauen muss.
Als Erixon sich aufrichtet und in seiner ganzen Leibesfülle zwei Schritte nach vorn macht, schaukelt erneut das ganze Boot.
Ein weiteres Mal blickt Joona durch die Glastüren hinaus, und zum zweiten Mal fällt sein Blick auf den Eimer mit der Schnur. Er steht neben einer Zinkwanne, in die jemand einen Neopren-Anzug geworfen hat. Die Wasserskier liegen parallel zur Reling. Joonas Blick kehrt zu dem Eimer zurück. Er betrachtet die Schnur, die um den Griff gebunden ist. Der geschwungene Rand der Zinkwanne glänzt in der Sonne, leuchtet wie eine Mondsichel.
Plötzlich überkommt es ihn einfach: Joona sieht den Ablauf der Ereignisse mit eisiger Klarheit vor sich. Er wartet, bis sein Herz sich wieder ein wenig beruhigt hat, lässt sich dann nochmals von den Geschehnissen durchströmen und ist sich anschließend vollkommen sicher, dass er recht hat.
Die als Penelope Fernandez identifizierte Frau ertrank in dem Waschzuber.
Joona sieht den geschwungenen Abdruck auf der Haut über ihrem Brustbein vor sich, der ihm in der Pathologie aufgefallen ist und an einen fröhlich lächelnden Mund erinnerte.
Sie wurde ermordet und auf das Bett in ihrer Kajüte verfrachtet.
Jetzt arbeiten seine Gedanken schneller, Adrenalin schießt durch den Blutkreislauf, sie wurde in brackigem Meerwasser ertränkt und auf ihrem Bett abgesetzt.
Das ist kein gewöhnlicher Mord, das ist kein gewöhnlicher Mörder.
Eine Stimme meldet sich in ihm, wird deutlicher, befehlender. Sie wiederholt vier Worte, immer schneller und immer lauter: »Geh sofort von Bord, geh sofort von Bord.«
Joona sieht durch das Fenster Erixon ein Wattestäbchen in eine kleine Papiertüte legen, sie mit Klebeband verschließen und mit einem Kugelschreiber beschriften.
»Kuckuck«, ruft Erixon.
»Wir gehen an Land«, sagt Joona ganz ruhig.
»Ich mag Boote nicht, sie schaukeln die ganze Zeit, aber ich habe gerade erst angefangen, die …«
»Mach eine Pause«, unterbricht Joona ihn schneidend.

»Was ist denn mit dir los?«
»Komm einfach mit und rühr dein Handy nicht an.«
Sie gehen an Land, und Joona führt Erixon ein Stück von der Jacht fort, ehe er stehen bleibt. Er spürt, wie die Röte in seinen Wangen aufsteigt, wie sich anschließend Ruhe in seinem Körper ausbreitet, eine Schwere in den Schenkeln, den Waden.
»Es gibt eventuell eine Bombe an Bord«, sagt er ruhig.
Erixon setzt sich auf den Rand eines Betonkübels. Schweiß läuft ihm über die Stirn.
»Was redest du da?«
»Das ist kein gewöhnlicher Mord«, erwidert Joona. »Es besteht die Gefahr …«
»Mord? Aber es deutet doch nichts darauf …«
»Warte«, unterbricht Joona ihn. »Ich bin mir sicher, dass Penelope Fernandez in dem Waschzuber ertränkt wurde, der auf Deck steht.«
»Ertränkt? Verdammt, was erzählst du da eigentlich?
»Sie ist in dem Zuber mit Meerwasser ertränkt und anschließend auf das Bett verfrachtet worden«, fährt Joona fort. »Außerdem denke ich, dass das Boot sinken sollte.«
»Aber …«
»Denn dann … Dann hätte man sie mit Wasser in der Lunge in ihrer überfluteten Kabine gefunden.«
»Aber das Boot ist nicht gesunken«, sagt Erixon.
»Und deshalb denke ich, dass es vielleicht eine Sprengladung in dem Boot gab, die aus irgendeinem Grund nicht hochgegangen ist.«
»Dann sitzt sie vermutlich auf dem Benzintank oder auf den Gasflaschen in der Pantry«, meint Erixon bedächtig. »Wir müssen die nähere Umgebung räumen und Sprengstoffexperten anfordern.«

13

Rekonstruktion

Noch am gleichen Abend treffen sich um sieben Uhr fünf ernste Männer im Obduktionssaal 13 der rechtsmedizinischen Abteilung des Karolinska-Instituts. Kriminalkommissar Joona Linna möchte die Ermittlungen im Fall der Frau übernehmen, die auf einer Jacht in den Stockholmer Schären tot aufgefunden wurde. Obwohl es Samstag ist, hat er seinen direkten Vorgesetzten Petter Näslund und Oberstaatsanwalt Jens Svanehjälm zu einer Rekonstruktion des Tathergangs hierhergebeten, um die beiden davon zu überzeugen, dass es sich tatsächlich um einen Mordfall handelt.
Eine der Neonröhren an der Decke flackert, und kühl temperiertes Licht spielt auf den glänzenden, weiß gekachelten Wänden.
»Der Starter muss ausgewechselt werden«, sagt Åhlén leise.
»Ja«, erwidert Frippe.
Petter Näslund, der eng an die Wand gedrückt steht, murmelt etwas Unverständliches. Sein breites, kräftiges Gesicht scheint in dem flackernden Licht der Neonröhre zu zittern. Neben ihm wartet Oberstaatsanwalt Jens Svanehjälm mit gereizter Miene. Er scheint abzuwägen, ob er es riskieren kann, seine Lederaktentasche auf dem Fußboden abzustellen und sich mit seinem sauberen Anzug an die Wand zu lehnen.
Ein durchdringender Geruch von Desinfektionsmitteln hängt in dem Raum. Helle, ausrichtbare Lampen sind über einem freistehenden Tisch aus rostfreiem Stahl mit doppelten Wasserhähnen und einem tiefen Becken an der Decke befestigt. Der Boden ist mit hellgrauen PVC-Platten ausgelegt. Eine Zinkwanne, die der auf dem Boot gleicht, ist bereits halb gefüllt. Joona Linna geht immer wieder zu dem Wasserhahn an der Wand, um einen Eimer zu füllen, den er anschließend in den Zuber leert.
»Es liegt ehrlich gesagt noch kein Verbrechen vor, wenn jemand ertrunken auf einem Boot gefunden wird«, sagt Svanehjälm ungeduldig.
»Sehr richtig«, pflichtet Petter ihm bei.

»Es könnte sich um einen Tod durch Ertrinken handeln, der nur noch nicht zur Anzeige gebracht wurde«, fährt Svanehjälm fort.
»Das Wasser in der Lunge ist das gleiche Wasser, auf dem das Boot trieb, aber es gibt im Prinzip nichts von diesem Wasser in den Kleidern und am restlichen Körper«, erläutert Nils Åhlén.
»Seltsam«, sagt Svanehjälm.
»Dafür gibt es bestimmt eine ganz logische Erklärung«, meint Petter.
Joona leert einen letzten Eimer Wasser in die Wanne, blickt auf und bedankt sich bei den vier anderen Anwesenden dafür, dass sie sich die Zeit genommen haben zu kommen.
»Ich weiß, es ist Wochenende und alle wollen schnell wieder nach Haus«, sagt er. »Aber ich glaube, mir ist da was aufgefallen.«
»Natürlich kommen wir, wenn du sagst, dass es wichtig ist«, antwortet Svanehjälm freundlich und stellt endlich seine Aktentasche zwischen den Füßen ab.
»Der Täter ging an Bord der Motorjacht«, beginnt Joona. »Er stieg die Treppe zum Vorpiek hinunter und sah Penelope Fernandez dort schlafen, kehrte aufs Achterdeck zurück, ließ den Eimer mit der Schnur ins Wasser fallen und begann, den Waschzuber, der auf dem Achterdeck stand, zu füllen.
»Fünf, sechs Eimer«, sagt Petter.
»Erst als die Wanne voll war, ging er wieder in die Kajüte hinunter und weckte Penelope. Er führte sie die Treppe hoch und ertränkte sie in dem Zuber.«
»Wer würde so etwas tun?«, fragt Svanehjälm.
»Das weiß ich noch nicht, vielleicht handelte es sich um eine Foltermethode, scheinbares Ertränken …«
»Rache? Eifersucht?«
Joona legt den Kopf schief und sagt mit Nachdruck: »Wir haben es hier nicht mit einem normalen Mörder zu tun, vielleicht wollte der Täter eine Information aus ihr herausholen, sie zwingen, ihm etwas zu erzählen oder zu gestehen, ehe er sie schließlich so lange unter Wasser hielt, bis sie dem Verlangen einzuatmen nicht mehr widerstehen konnte.«
»Was sagt der Chefpathologe?«, fragt Svanehjälm.
Åhlén schüttelt den Kopf:
»Wenn sie ertränkt worden wäre«, erklärt er, »hätte ich Spuren von

Gewalt an ihrem Körper finden müssen, blaue Flecke und …«
»Können diese Einwände bitte noch einen Moment warten?«, unterbricht Joona ihn. »Ich würde euch nämlich erst gerne zeigen, wie es sich meiner Meinung nach abgespielt hat, wie ich den Verlauf vor mir sehe. Und dann, wenn ich fertig bin, sehen wir uns alle gemeinsam die Leiche an und schauen, ob es an ihr Belege für meine Theorie gibt.«
»Warum kannst du nie mal was so machen, wie man es machen soll?«, fragt Petter.
»Ich muss bald nach Hause«, warnt der Staatsanwalt.
Joona sieht ihn mit einem eisgrauen Funkeln in den hellen Augen an. Ein Lächeln spielt in den Augenwinkeln, den Ernst in seinem Blick mindert es nicht.
»Penelope Fernandez«, setzt er an, »hatte zuvor auf Deck gesessen und Cannabis geraucht, es war ein heißer Tag, und sie war müde geworden, hatte sich in ihr Bett gelegt, um sich auszuruhen, und war mit Jeansjacke eingeschlafen.«
Er macht eine Geste zu Åhléns jungem Assistenten, der im Türrahmen wartet.
»Frippe hat versprochen, mir bei der Rekonstruktion zu helfen.«
Frippe tritt in seiner abgewetzten, mit Nieten besetzten Lederhose einen Schritt vor und lächelt breit. Seine schwarz gefärbten Haare hängen in Strähnen auf den Rücken hinunter. Sorgsam knöpft er die Jeansjacke über dem schwarzen T-Shirt mit dem Foto der Hardrockgruppe »Europe« zu.
»Seht her«, sagt Joona sanft und demonstriert, wie er mit einer Hand den Stoff beider Jackenärmel packen und Frippes Arme hinter dessen Rücken festhalten kann, während die andere Hand seine langen Haare festhält.
»Ich habe Frippe nun vollkommen in meiner Gewalt, und an seinem Körper wird trotzdem kein einziger blauer Fleck zu finden sein.«
Joona hebt die Arme des jungen Mannes hinter seinem Rücken. Frippe jault auf und beugt sich vor.
»Immer mit der Ruhe«, sagt er lachend.
»Du bist natürlich viel größer als das Opfer, aber ich denke trotzdem, dass ich deinen Kopf in die Wanne drücken kann.«
»Tu ihm nicht weh«, sagt Åhlén.

»Ich werde ihm nur seine Frisur durcheinanderbringen.«
»Vergiss es«, sagt Frippe.
Es entspinnt sich ein stummer Kampf. Åhlén wirkt besorgt und Svanehjälm verlegen. Petter lässt sich zu einem Fluch herab. Joona drückt Frippes Kopf schließlich ohne größere Schwierigkeiten in die Wanne, hält ihn kurz unter Wasser, lässt dann los und weicht zurück. Frippe richtet sich taumelnd auf, und Åhlén eilt mit einem Handtuch zu ihm.
»Es hätte doch völlig gereicht, es uns zu erzählen«, sagt er verärgert.
Als Frippe sich abgetrocknet hat, gehen alle schweigend in den angrenzenden Raum, in dem Verwesungsgeruch in der kühlen Luft hängt. Eine Wand besteht aus Kühlfachluken aus rostfreiem Stahl in drei Ebenen. Åhlén öffnet Luke 16 und zieht ein Schubfach heraus. Auf einer schmalen Pritsche liegt die junge Frau. Nackt und bleich, mit einem braunen Adernetz um den Hals. Joona zeigt auf die dünne, geschwungene Linie über ihrer Brust.
»Zieh dich aus«, sagt er zu Frippe.
Frippe knöpft die Jacke auf und zieht das schwarze T-Shirt aus. Auf seinem Brustkorb hat der Rand der Wanne einen deutlich sichtbaren, hellrosa Abdruck hinterlassen, eine geschwungene Linie, die einem fröhlichen Mund ähnelt.
»Verdammt«, sagt Petter.
Åhlén geht zu der Toten und studiert ihre Kopfhaut. Er zieht eine schmale Taschenlampe heraus und richtet sie auf die weiße Haut unter dem Haar.
»Dafür brauche ich kein Mikroskop, jemand hat ihren Kopf sehr hart an den Haaren festgehalten.«
Er schaltet die Lampe aus und steckt sie in den Arztkittel zurück.
»Und das heißt …«, sagt Joona.
»Und das heißt, dass du natürlich recht hast«, sagt Åhlén und klatscht in die Hände.
»Mord«, seufzt Svanehjälm.
»Beeindruckend«, sagt Frippe und streicht ein wenig Kajal fort, der auf seiner Wange verlaufen ist.
»Danke«, antwortet Joona geistesabwesend.
Åhlén sieht ihn fragend an:

»Was ist los? Joona? Was hast du gesehen?«
»Das ist sie nicht«, sagt er.
»Wie bitte?«
Joona begegnet Åhléns Blick und zeigt anschließend auf die Leiche vor ihnen.
»Das ist nicht Penelope Fernandez, das ist jemand anderes«, sagt er und begegnet dem Blick des Staatsanwalts. »Diese tote Frau ist nicht Penelope Fernandez. Ich habe ihren Führerschein gesehen und bin mir sicher, dass sie es nicht ist.«
»Aber was …«
»Penelope Fernandez ist möglicherweise auch tot«, sagt er, »aber wenn es so ist, haben wir sie jedenfalls noch nicht gefunden.«

14

Ein nächtliches Fest

Penelopes Herz schlägt rasend schnell, sie versucht lautlos zu atmen, aber die Luft fährt bebend durch ihre Kehle. Sie rutscht den rauen Fels hinunter, reißt feuchtes Moos mit sich, gelangt unter die dicht wachsenden Zweige der großen Fichte. Sie zittert vor Angst und kriecht näher an den Stamm heran, wo die nächtliche Dunkelheit am dichtesten ist. Sie hört sich selbst wimmern, als sie an Viola denkt. Björn sitzt reglos in der Dunkelheit unter den Ästen, er hat die Arme um sich geschlungen und murmelt ununterbrochen irgendetwas vor sich hin.
Sie sind in Panik gerannt, haben sich nicht umgesehen, sind gestolpert, gefallen, haben sich wieder aufgerappelt, sind über liegende Bäume geklettert, haben sich Beine, Knie und Hände aufgeschürft, sind trotzdem immer weitergerannt.
Penelope weiß nicht mehr, wie nah ihnen der Verfolger ist, ob er sie schon entdeckt, ob er aufgegeben und sich für Warten entschieden hat. Sie sind geflohen, aber Penelope weiß nicht, aus welchem Grund. Sie begreift nicht, warum sie gejagt werden.
Vielleicht ist das alles nur ein schrecklicher Irrtum, denkt sie.
Der schnelle Puls beruhigt sich allmählich.
Ihr ist schlecht, sie muss sich fast übergeben, schluckt stattdessen hart.
»Oh Gott, oh Gott«, flüstert sie immer wieder vor sich hin. »Das kann einfach nicht sein, wir brauchen Hilfe, man muss doch bald das Boot finden und nach uns suchen …«
»Psssst!« Björn bringt sie mit einem ängstlichen Blick zum Schweigen.
Ihre Hände zittern. In Gedanken sieht sie Bilder vorbeihuschen. Sie zwinkert, um sie nicht sehen zu müssen, versucht, auf ihre weißen Sportschuhe zu schauen, auf die braunen Nadeln auf der Erde, Björns schmutzige, blutige Knie, aber die Bilder drängen sich ihr trotzdem auf. Viola ist tot und sitzt mit weit aufgerissenen Augen auf dem Bett, mit undurchdringlichem Blick, ihr Gesicht ist milchig weiß und nass, und ihre Haare sind feucht und strähnig.
Irgendwie wusste Penelope sofort, dass der Mann am Ufer, der Björn

aufforderte, ans Ufer zu schwimmen, der Mörder ihrer Schwester war. Sie fühlte es, setzte die Bruchstücke zusammen, die sie besaß, und deutete das Bild blitzschnell. Sonst wären sie jetzt alle tot.
Penelope hatte Björn angeschrien. Sie verloren Zeit, es ging zu langsam, und sie hatte ihn mit der Spitze des Bootshakens verletzt, bevor es ihr gelungen war, ihn an Bord zu ziehen.
Da hatte das Schlauchboot Stora Kastskär schon umfahren und auf der glatten, offenen Wasserfläche Gas gegeben.
Sie hatte direkt auf den alten hölzernen Steg zugehalten, war auf volle Fahrt zurückgegangen und hatte den Motor ausgeschaltet, als der Bug gegen einen Pfeiler stieß. Krachend glitten sie seitlich an dem Steg vorbei und verließen das Boot, flohen in Panik, nahmen nichts mit, nicht einmal ein Handy. Penelope rutschte auf der Böschung aus und stützte sich mit der Hand ab, drehte sich um und sah den schwarz gekleideten Mann hastig das Schlauchboot am Anleger vertäuen.
Penelope und Björn liefen in den Fichtenwald, rannten Seite an Seite, wichen Bäumen aus, umrundeten dunkle Steine, Björn wimmerte, wenn seine nackten Füße auf scharfe Zweige traten.
Penelope zog ihn mit sich, ihr Verfolger war ihnen dicht auf den Fersen. Sie dachten nicht nach, hatten keinen Plan, liefen in Panik durch die dicht stehenden Farne und Blaubeersträucher.
Penelope hörte sich beim Laufen weinen, mit einer Stimme weinen, die sie noch nie gehört hatte.
Ein dicker Zweig schlug schmerzhaft gegen ihren Oberschenkel, und sie musste stehen bleiben. Sie atmete rasselnd, sie wimmerte, bog mit zitternden Händen den Zweig zur Seite und sah Björn rennend näher kommen. Der Schmerz pochte im Muskel des Oberschenkels. Sie lief weiter, wurde wieder schneller, hörte Björn hinter sich und drang, ohne sich umzuschauen, immer tiefer in den dichten Wald ein.
Wenn man in Panik gerät, verändert sich das Denken. Die Panik ist nicht konstant – manchmal wird sie durchbrochen, um Platz zu machen für vollkommen rationale Überlegungen. Es ist, als würde man Lärm plötzlich abschalten und der Stille begegnen und plötzlich den Überblick wiedergewinnen. Dann aber kehrt die Angst zurück, die Gedanken werden einspurig und drehen sich im Kreis, man will nur noch laufen, sich möglichst weit von seinem Verfolger entfernen.

Penelope dachte immer wieder, dass sie Menschen finden mussten, dass sich an diesem Abend sicher Hunderte Menschen auf Ornö aufhielten. Sie mussten die weiter südlich liegenden, besiedelten Teile der Insel finden, Hilfe suchen, an ein Telefon herankommen und die Polizei rufen. Sie versteckten sich zwischen einigen dichten Fichten, aber nach einer Weile wurde die Angst unerträglich und sie flohen weiter.
Penelope lief und spürte erneut die Gegenwart des Mannes, meinte seine langen, schnellen Schritte zu hören. Sie wusste, dass er noch lief. Wenn sie nicht bald Hilfe bekämen, wenn sie keine bewohnten Häuser erreichten, würde er sie einholen.
Das Gelände stieg wieder an, Steine lösten sich unter ihren Füßen und rollten die Böschung hinunter.
Sie mussten Menschen finden, ganz in ihrer Nähe musste es Häuser geben. Hysterie durchzuckte sie, aber sie lief weiter, aufwärts. Björn hustete hinter ihr, atmete heftig, hustete noch einmal.
Und wenn Viola doch nicht tot gewesen war, wenn sie Hilfe gebraucht hätte?
Angst schoss durch ihren Kopf. Penelope begriff instinktiv, dass sie so etwas nur dachte, weil es so viel grausamer war, an die Wahrheit zu denken. Sie wusste, dass Viola tot war, aber das war unfassbar, es war nur eine große Finsternis. Sie wollte es nicht verstehen, es war unmöglich, sie wollte es nicht einmal versuchen.
Wieder kletterten sie einen steilen Felshang hinauf, zwischen Kiefern und trockenen Zweigen, Steinen und Preiselbeersträuchern. Sie benutzte die Hände, um sich abzustützen, und gelangte auf die Kuppe des Hügels. Björn war direkt hinter ihr, versuchte, etwas zu sagen, war aber zu sehr außer Atem, zog sie stattdessen mit sich, abwärts. Auf der anderen Seite der Kuppe fiel der Wald zum westlichen Ufer der Insel hin ab. Zwischen den dunklen Bäumen tauchte vor ihnen die helle Wasserfläche auf. Es war nicht mehr weit dorthin. Sie liefen weiter abwärts. Penelope stolperte und stürzte über einen Felsabsatz, schlug hart auf dem Erdboden auf, stieß mit dem Mund gegen ihre Knie, bekam wieder Luft und hustete.
Sie versuchte aufzustehen, horchte in sich hinein, ob sie sich etwas gebrochen hatte, und hörte auf einmal Musik und laute Stimmen und Lachen. Sie stützte sich an der feuchten Felswand ab und rappelte sich

wieder auf, wischte sich die Lippen trocken und blickte auf ihre blutige Hand hinab.
Björn kam von dem Felsabsatz herunter und zerrte an ihr, er gab die Richtung an. Vor ihnen wurde ein Fest gefeiert. Sie gaben sich die Hand und liefen los. Zwischen dunklen Bäumen sahen sie bunte Lichterketten in den Spalieren einer zum Wasser hin gelegenen Holzveranda.
Sie setzten ihren Weg zögerlich fort.
Vor einem schönen roten Sommerhaus saßen Menschen in geselliger Runde an einem Tisch. Penelope wurde klar, dass es mitten in der Nacht sein musste, obwohl der Himmel hell war. Die Mahlzeit war längst beendet, Gläser und Kaffeetassen, Dessertteller und leere Schüsseln mit Chipsresten standen noch herum.
Einige der Leute an dem Tisch sangen ein Lied, andere unterhielten sich und füllten ihre Rotweingläser auf. Über dem Grill waberte noch heiße Luft. Die Kinder schliefen wahrscheinlich im Haus. In Björns und Penelopes Augen sahen diese Leute aus, als kämen sie aus einer völlig anderen Welt. Ihre Gesichter waren heiter und ruhig. Eine selbstverständliche Gemeinschaft umschloss sie wie eine Glasglocke.
Nur eine Person befand sich außerhalb dieses Kreises. Es war ein Mann, der ein wenig abseitsstand, das Gesicht dem Wald zugewandt, als würde er Besuch erwarten. Penelope blieb abrupt stehen und hielt Björn an der Hand fest. Sie sanken zu Boden und schoben sich hinter eine kleine Fichte. Björn sah sie ängstlich, verständnislos an, aber sie wusste genau, was sie gesehen hatte. Der Verfolger hatte den Kurs ihrer Flucht berechnet und das Haus noch vor ihnen erreicht. Er hatte erkannt, wie unwiderstehlich ihnen das Licht und die Partygeräusche erscheinen würden. Er wusste, dass sie wie Nachtfalter hierherfinden würden. Also wartete er, hielt zwischen den dunklen Bäumen Ausschau nach ihnen und wollte sie etwas höher, am Waldsaum, abfangen. Er machte sich keine Sorgen, dass die feiernden Menschen Schreie hören würden. Er wusste, dass sie sich erst in den Wald hineinwagen würden, wenn es längst zu spät war.
Als Penelope wieder hinzuschauen wagte, war er verschwunden. Das Adrenalin, das in ihr Blut gepumpt worden war, ließ sie zittern. Vielleicht glaubte der Verfolger, dass er sich geirrt hatte, dachte sie und ließ suchend den Blick schweifen.

Vielleicht war er in eine andere Richtung gelaufen.
Für einen kurzen Moment dachte sie, dass ihre Flucht vielleicht vorbei war und sie und Björn zu dem Fest hinuntergehen und die Polizei rufen konnten, als sie ihn plötzlich wieder sah.
Er stand ganz dicht an einen Baumstamm gepresst, nicht weit von ihnen. Mit gemessenen Bewegungen hob der Verfolger ein schwarzes Fernglas mit grünlichen Linsen an die Augen.
Penelope duckte sich neben Björn, kämpfte gegen den Impuls an, kopflos zu fliehen, immer weiter zu laufen. Sie sah den Mann zwischen den Bäumen vor sich, der das optische Gerät an die Augen hob, und überlegte, dass es sich entweder um eine Wärmebildkamera oder ein Nachtsichtgerät handeln musste.
Penelope nahm Björns Hand und zog ihn geduckt mit sich, fort von dem Haus und der Musik, zurück in den Wald. Nach einer Weile wagten sie es, sich aufzurichten. Sie liefen schräg an einem Hügel entlang, der von der kilometerdicken Eisschicht, die sich einst über Nordeuropa gewälzt hatte, sanft gerundet war. Sie rannten quer durch dichtes Gestrüpp, hinter einen großen Stein und über eine gezackte Felskuppe. Björn schnappte sich mit einer Hand einen kräftigen Ast und rutschte vorsichtig über den Rand. Penelopes Herz pochte heftig, ihre Oberschenkelmuskeln zitterten, und sie versuchte vergeblich, lautlos zu atmen. Sie glitt den rauen Fels hinunter, riss feuchtes Moos und Tüpfelfarn mit sich und landete hinter den dichten Zweigen einer Fichte. Björn hatte nur seine knielange Badehose an, sein Gesicht war blass, die Lippen fast weiß.

15

Die Identifizierung

Es klingt, als würde jemand ein ums andere Mal einen Ball gegen die Fassade unterhalb von Nils Åhléns Fenster werfen. Er und Kriminalkommissar Joona Linna warten schweigend auf Claudia Fernandez, die an diesem frühen Sonntagmorgen in die Pathologie gebeten wurde, um die Identität der getöteten Frau zu bestätigen.
Als Joona sie anrief, um ihr mitzuteilen, dass die Polizei befürchtete, ihre Tochter Viola könnte ums Leben gekommen sein, hatte die Stimme der Frau seltsam ruhig geklungen.
»Nein, Viola ist mit ihrer Schwester in den Schären«, hatte sie gesagt.
»Auf Björn Almskogs Boot?«, hatte Joona gefragt.
»Ja, ich hatte ihr gesagt, dass sie Penelope anrufen und sie fragen soll, ob sie mitkommen darf. Ich fand, dass sie mal rausmusste.«
»Sollte sonst noch jemand mitkommen?«
»Björn natürlich.«
Joona hatte geschwiegen, und einige Sekunden waren verstrichen, in deren Verlauf er versucht hatte, dieses beklemmende Gefühl zu verdrängen. Dann hatte er sich geräuspert und ganz sanft gesagt:
»Frau Fernandez, ich möchte Sie bitten, zur Rechtsmedizin in Solna zu kommen.«
»Warum?«, hatte sie gefragt.
Nun sitzt Joona auf einem unbequemen Stuhl im Zimmer des Chefpathologen. Åhlén hat am unteren Rand des Rahmens seines Hochzeitsfotos ein kleines Bild von Frippe befestigt. Gedämpft hört man den Ball gegen die Fassade prallen. Joona muss daran denken, wie sich Claudia Fernandez' Atemzüge veränderten, als ihr schließlich dämmerte, dass die Leiche, die man gefunden hatte, tatsächlich ihre Tochter sein könnte. Joona hatte ihr behutsam erläutert, dass die Frau, von der sie annahmen, es könnte ihre Tochter sein, auf einer verlassenen Motorjacht in den Stockholmer Schären tot aufgefunden worden war.
Ein Taxi hat Claudia Fernandez in ihrem Reihenhaus in Gustavsberg vor den Toren Stockholms abgeholt. In wenigen Minuten müsste sie in der

Pathologie eintreffen.
Åhlén versucht halbherzig, Konversation zu machen, gibt jedoch nach einer Weile auf, als er merkt, dass Joona sich nicht darauf einlässt. Beide sehnen sich danach, die Sache hinter sich zu bringen. Eine positive Identifizierung ist jedes Mal ein erschütternder Moment. In einem einzigen Augenblick vermischt sich die Erleichterung darüber, dass jegliche Ungewissheit verflogen ist, mit dem Schmerz darüber, dass man alle Hoffnung fahren lassen muss.
Als sie Schritte auf dem Korridor hören, stehen sie gleichzeitig von ihren Stühlen auf.
Den toten Körper eines Angehörigen zu sehen ist eine unerbittliche Bestätigung der schlimmsten Befürchtungen. Gleichzeitig ist es jedoch auch ein wichtiger, notwendiger Teil der Trauerarbeit. Joona hat viele Argumente gelesen, die dafür sprechen, dass die Identifizierung auch eine Art Befreiung sein kann. Es bleibt kein Spielraum mehr für wüste Spekulationen, in denen der geliebte Mensch noch lebt, für Fantasien, die nur Leere und Frustration hinterlassen.
Aber das ist alles bloß leeres Gerede, denkt Joona. Der Tod ist einfach nur schrecklich und lässt nie etwas zurück.
Claudia Fernandez steht in der Tür, sie ist eine Frau von etwa sechzig Jahren. Eine ängstliche Frau. Spuren von Tränen und Sorge zeichnen ihr Gesicht, und ihr Körper wirkt verfroren und zusammengekauert.
Joona begrüßt sie behutsam.
»Hallo, ich bin Joona Linna, Kriminalkommissar. Wir haben telefoniert.«
Åhlén stellt sich unhörbar vor, als er der Frau ganz kurz die Hand gibt und ihr unmittelbar darauf den Rücken zukehrt und vorgibt, etwas in einem Ordner zu suchen. Er wirkt ausgesprochen abweisend, aber Joona weiß, dass er in Wahrheit nur extrem verlegen ist.
»Ich habe versucht, meine Mädchen anzurufen, aber ich erreiche sie nicht«, flüstert Claudia Fernandez. »Sie müssten …«
»Wollen wir gehen?«, sagt Åhlén, als hätte er ihre Worte nicht gehört.
Schweigend bewegen sie sich durch den vertrauten Flur. Joona kommt es vor, als würde die Luft mit jedem Schritt dünner. Claudia Fernandez hat es nicht eilig, dem entscheidenden Augenblick näher zu kommen. Sie geht langsam, bleibt mehrere Meter hinter Åhlén zurück, dessen große,

scharf geschnittene Gestalt ihnen vorauseilt. Joona Linna dreht sich um und versucht, Claudia zuzulächeln, muss sich jedoch gegen den Blick in ihren Augen wehren. Die Panik, das Flehen, die Gebete, die Versuche, mit Gott zu verhandeln. Es kommt ihm vor, als müssten sie die Frau in den kühlen Raum zwingen, in dem die Leichen verwahrt werden.
Åhlén murmelt etwas in einem wütenden Tonfall, bückt sich, öffnet das Schloss zu der Luke aus rostfreiem Stahl und zieht die Lade heraus. Die junge Frau wird sichtbar, ihr Körper ist von einem weißen Tuch bedeckt. Ihre Augen sind matt, halb geschlossen, die Wangen eingefallen. Ihre Haare liegen in einem schwarzen Kranz um ihren schönen Kopf. An ihrer Hüfte ist eine kleine blasse Hand zu sehen.
Claudia Fernandez atmet schnell. Sie berührt zärtlich die Hand, jammert. Der Laut kommt von tief innen, als ginge ihre Seele in diesem Moment entzwei. Sie beginnt, am ganzen Körper zu zittern, fällt auf die Knie und hält sich die leblose Hand der Tochter an den Mund.
»Nein, nein«, weint sie. »Oh Gott, guter Gott, nicht Viola. Nicht Viola …«
Joona steht einige Schritte hinter Claudia, sieht ihren Rücken, der unter den Schluchzern bebt, hört die Stimme, das verzweifelte Weinen, das sich steigert und dann langsam verebbt.
Claudia Fernandez streicht sich die Tränen aus dem Gesicht, atmet aber immer noch zitternd, als sie vom Boden aufsteht.
»Können Sie uns bestätigen, dass dies Ihre Tochter ist?«, fragt Åhlén kurz angebunden. »Ist das Viola Fernandez, die hier …«
Seine Stimme erstickt, und er räuspert sich schnell und wütend.
Claudia Fernandez schüttelt den Kopf und bewegt vorsichtig die Fingerspitzen über die Wange ihrer Tochter.
»Viola,Violita …«
Zitternd zieht sie die Hand zurück, und Joona sagt langsam:
»Es tut mir wirklich sehr, sehr leid.«
Claudia Fernandez bricht fast zusammen, stützt sich jedoch an der Wand ab, wendet das Gesicht ab und flüstert:
»Am Samstag gehen wir in den Zirkus, ich werde Viola überraschen …«
Gemeinsam betrachten sie die tote Frau, die bleichen Lippen, die Adern am Hals.
»Ich habe Ihren Namen vergessen«, sagt Claudia Fernandez verloren und

sieht Joona an.
»Joona Linna«, sagt er.
»Joona Linna«, wiederholt die Frau mit belegter Stimme. »Ich werde Ihnen von Viola erzählen. Sie ist mein kleines Mädchen, mein Nesthäkchen, meine fröhliche kleine …«
Sie wirft einen Blick auf Violas bleiches Gesicht und wankt zur Seite. Åhlén zieht einen Stuhl heran, aber sie schüttelt nur kurz den Kopf.
»Entschuldigen Sie«, sagt sie. »Es ist nur, dass … Meine ältere Tochter, Penelope, musste in El Salvador schreckliche Dinge durchmachen. Wenn ich daran denke, was sie mir dort im Gefängnis angetan haben, wenn ich mich daran erinnere, wie sehr sich Penelope fürchtete, wie sie weinte und nach mir rief … stundenlang, aber ich konnte ihr nicht antworten, sie nicht schützen …«
Claudia Fernandez begegnet Joonas Blick und macht einen Schritt auf ihn zu, und er legt sanft den Arm um sie. Sie lehnt sich schwer an seine Brust, ringt nach Luft. Dann tastet sie nach der Rückenlehne des Stuhls und setzt sich.
»Ich bin immer … stolz darauf gewesen, dass die kleine Viola in Schweden geboren wurde. Sie hatte ein schönes Zimmer mit einer rosa Lampe an der Decke, Spielzeug und Puppen, sie ging in die Schule, guckte Pippi Langstrumpf … Ich weiß nicht, ob Sie das verstehen können, aber ich bin stolz gewesen, dass sie niemals hungern oder Angst haben musste. Nicht wie wir … wie Penelope und ich, wir wachen nachts auf, sind darauf gefasst, dass jemand hereinkommt und schreckliche Dinge tut.«
Sie verstummt und flüstert nach einer Pause:
»Viola ist immer nur fröhlich gewesen und …«
Claudia verbirgt ihr Gesicht in beiden Händen und weint still. Joona legt seine Hand auf ihren Rücken.
»Ich gehe jetzt«, sagt sie immer noch weinend.
»Es besteht keine Eile.«
»Haben Sie mit Penelope gesprochen?«, fragt sie nach einer Weile.
»Wir haben sie noch nicht erreicht«, antwortet Joona leise.
»Sagen Sie ihr, dass sie mich anrufen soll …« Claudia erblasst. »Ich denke, dass sie nicht ans Telefon geht, wenn ich anrufe, weil ich … ich war … ich habe etwas Furchtbares zu ihr gesagt, aber ich habe es nicht

so gemeint, ich habe doch nicht gemeint …«
»Wir suchen mit Hubschraubern nach Penelope und Björn Almskog, aber …«
»Bitte, sagen Sie mir, dass sie lebt«, flüstert sie Joona zu, »sagen Sie es, Joona Linna.«
Joona fühlt, wie er verkrampft, während er Claudia Fernandez behutsam über den Rücken streicht.
»Ich werde alles tun, was in meiner Macht steht, um …«
»Sie lebt, sagen Sie es«, unterbricht Claudia ihn. »Sie muss leben.«
»Ich werde sie finden«, sagt Joona. »Ich weiß, dass ich sie finden werde.«
»Sagen Sie, dass Penelope lebt.«
Joona zögert und begegnet Claudias finsterem Blick, Gedanken huschen durch seinen Geist und verknüpfen sich zu flüchtigen Kombinationen, und plötzlich hört er sich sagen:
»Sie lebt.«
»Ja«, flüstert Claudia.
Joona senkt den Blick, bekommt die Gedanken, die noch vor wenigen Sekunden durch sein Bewusstsein zogen und ihn veranlassten, seine Meinung zu ändern und Claudia Fernandez zu bestätigen, dass ihre ältere Tochter noch lebt, nicht mehr zu fassen.

16

Der Irrtum

Joona begleitet Claudia Fernandez zum wartenden Taxi, hilft ihr hinein und bleibt stehen, bis der Wagen verschwunden ist. Dann durchwühlt er seine Taschen nach seinem Handy, muss aber erkennen, dass er es irgendwo vergessen hat. Also eilt er in die rechtsmedizinische Abteilung zurück, geht schnell in Åhléns Büro, nimmt dessen Telefon aus der Basisstation, setzt sich auf den Schreibtischstuhl und wählt Erixons Nummer.
»Lass die Leute ausschlafen«, meldet sich Erixon. »Immerhin ist heute Sonntag.«
»Gib zu, dass du auf dem Boot bist.«
»Ich bin auf dem Boot«, gesteht Erixon.
»Also gab es keine Sprengladung«, sagt Joona.
»Nicht im üblichen Sinne – aber du hattest trotzdem recht. Es hätte jederzeit explodieren können.«
»Wie meinst du das?«
»Die Kabelisolierung ist an einer Stelle stark beschädigt, es sieht aus wie ein Klemmschaden … das Metall berührt sich nicht, denn wenn es das täte, würde sofort die Sicherung rausfliegen. Aber es ist freigelegt. Wenn man die Maschine anlässt, kommt es ziemlich schnell zu einem Spannungsüberschlag mit Lichtbogen.«
»Was passiert dann?«
»Diese Lichtbögen haben eine Temperatur von mehr als 3000 Grad. Sie sollten ein altes Stuhlkissen anflämmen, das jemand an die Stelle gedrückt hat. Das Feuer hätte dann den Schlauch der Treibstoffpumpe erreicht und …«
»Ein schneller Verlauf?«
»Also … bis ein Lichtbogen entsteht, kann es schon zehn Minuten dauern, vielleicht auch länger. Aber danach geht alles ziemlich flott – Feuer, noch mehr Feuer, Explosion – die Jacht füllt sich praktisch sofort mit Wasser und sinkt.«
»Also wäre es ziemlich schnell zu einem Brand und einer Explosion

gekommen, wenn der Motor des Boots gelaufen wäre?«
»Ja, aber deshalb muss es noch lange nicht so arrangiert worden sein«, sagt Erixon.
»Dann könnten die Kabel also auch rein zufällig beschädigt gewesen und das Stuhlkissen irgendwie dort gelandet sein?«
»Zweifellos«, antwortet Erixon.
»Aber du glaubst das nicht?«
»Nein.«
»Wenn das der Mörder getan hat …«
»Dann haben wir es mit einem besonderen Mörder zu tun«, ergänzt Erixon.
Die meisten Mörder handeln im Affekt, selbst wenn sie die Tat geplant haben. Es sind stets große Gefühle im Spiel, und der Mord hat oftmals eine hysterische Note. Erst hinterher entsteht der Plan, folgen die Versuche, Spuren zu vertuschen und ein Alibi zu konstruieren. In diesem Fall scheint der Täter dagegen von Anfang an eine raffinierte Strategie verfolgt zu haben.
Trotzdem ist etwas schiefgegangen.
Joona starrt eine Weile ins Leere und schreibt dann Viola Fernandez auf das oberste Blatt von Åhléns Notizblock. Er umkringelt den Namen und schreibt anschließend »Penelope Fernandez« und Björn Almskog darunter. Die beiden Frauen sind Schwestern. Penelope und Björn sind ein Paar. Björn ist der Besitzer des Boots. Viola fragt in letzter Sekunde, ob sie mitkommen kann.
Es wird ein langer Weg werden, das Motiv für diesen Mord zu ermitteln.
Joona weiß, vor Kurzem hat er gedacht, dass Penelope Fernandez noch lebt. Es war nicht nur eine vage Hoffnung oder der Versuch, Trost zu spenden, sondern eine Ahnung – aber auch nicht mehr. Der Gedanke ist ihm zugeflogen, aber im selben Moment ist er ihm auch schon wieder entglitten.
Würde man nach den systematischen Vorgaben der Landesmordkommission arbeiten, würde der Verdacht zunächst auf Violas Freund fallen, eventuell auch auf Penelope und Björn, weil sie sich auf der Jacht aufhielten. Alkohol und andere Drogen müssten eine Rolle spielen. Vielleicht hat es einen Streit, ein heftiges Eifersuchtsdrama gegeben. Leif G. W. Persson wird schon bald den

Zuschauern im Fernsehen erklären, dass der Täter jemand aus Violas Umfeld ist, wahrscheinlich ein Liebhaber oder früherer Liebhaber.
Joona denkt an die Absicht, den Treibstofftank explodieren zu lassen, und versucht, die Logik hinter diesem Plan zu verstehen. Viola wurde in der Zinkwanne auf dem Achterdeck ertränkt, der Täter hat sie hinuntergetragen und auf dem Bett zurückgelassen.
Joona erkennt, dass er zu viele Gedanken auf einmal zulässt. Er muss versuchen, sein Wissen und die vielen Fragen, auf die er Antworten sucht, zu strukturieren.
Er umkringelt Violas Namen ein zweites Mal und fängt noch einmal von vorne an. Er weiß also, dass Viola Fernandez in einem Waschzuber ertränkt und auf dem Bett im Vorpiek platziert wurde und Penelope Fernandez und Björn Almskog bislang nicht ausfindig gemacht werden konnten. Aber das ist nicht alles, sagt er sich und schlägt das nächste Blatt auf.
Details.
Er schreibt das Wort »Windstille« aufs Papier.
Es regte sich kein Lüftchen in jener Nacht und als das Boot gefunden wurde, trieb es in der Nähe von Storskär.
Die Jacht ist nach einer ziemlich heftigen Kollision am Bug beschädigt.
Die Kriminaltechniker haben vermutlich Spuren gesichert und Abgüsse gemacht, um Entsprechungen zu den Schäden zu finden.
Joona schleudert Åhléns Notizblock mit Wucht gegen die Wand und schließt die Augen.
»*Perkele*«, flüstert er.
Gerade ist ihm wieder etwas durch die Finger geglitten, er hatte es, er weiß, dass er fast eine entscheidende Beobachtung zu fassen bekommen hätte. Er hat etwas geahnt, fast verstanden, es dann aber doch wieder verloren.
Viola, denkt Joona. Du bist auf dem Achterdeck der Jacht gestorben. Warum wurdest du nach deinem Tod an einen anderen Ort gebracht? Wer hat dich dorthin geschafft? Der Mörder oder eine andere Person? Wenn man sie leblos an Deck findet, versucht man vielleicht, sie wiederzubeleben, man wählt den Notruf an, das sind so die Dinge, die man dann tut. Und wenn man erkennt, dass sie tot ist, dass es zu spät ist und sie nicht mehr lebendig wird, dann würde man sie vielleicht nicht

einfach liegen lassen wollen, man würde sie hineintragen, sie zudecken wollen. Aber ein toter Mensch ist schwer und selbst zu zweit nur mit Mühe zu tragen. Es wäre vielleicht noch denkbar gewesen, sie in den Salon zu bringen. Bis dahin sind es nur fünf Meter, durch die breite Glastür hinein und eine einzige Stufe nach unten.
Das könnte man schaffen, das wäre nachvollziehbar.
Aber man schleppt sie sicher nicht die steile Treppe hinunter, durch den engen Gang und auf das Bett in der Kajüte. Das macht nur jemand, der erreichen will, dass sie in ihrer Kajüte in einem vollgelaufenen Boot gefunden wird.
»Genau«, murmelt er und steht auf.
Er schaut aus dem Fenster, bemerkt einen bläulichen Käfer, der auf dem weißen Blech krabbelt, blickt auf, sieht eine Frau auf einem Fahrrad zwischen den Bäumen verschwinden, und plötzlich kann er den Gedanken fassen, der ihm zuvor entglitten war.
Joona setzt sich wieder und trommelt auf den Tisch.
Es war eben nicht Penelopes Leiche, die auf dem Boot gefunden wurde, sondern die ihrer Schwester Viola. Aber Viola wurde nicht in ihrem Bett, in ihrer eigenen Kajüte auf der Jacht gefunden, sondern im Vorpiek, auf Penelopes Bett.
Der Mörder könnte dem gleichen Irrtum erlegen sein wie ich, denkt Joona, und ihm läuft ein Schauer über den Rücken.
Er hat gedacht, er hätte Penelope Fernandez getötet.
Deshalb hat er sie auf dem Bett im Vorpiek platziert.
Das ist die einzig logische Erklärung.
Und diese Erklärung bedeutet, dass Penelope Fernandez und Björn Almskog keine Schuld an Violas Tod trifft, denn die beiden hätten Viola nicht auf das falsche Bett gesetzt.
Joona schreckt hoch, als die Bürotür auffliegt. Åhlén hat sie mit dem Rücken aufgestoßen. Er kommt mit einem großen länglichen Karton in den Armen rückwärts herein. Die Vorderseite der Verpackung ist mit großen Flammen und der Aufschrift »Guitar Hero« bedruckt.
»Frippe und ich wollen …«
»Still«, unterbricht Joona ihn.
»Was ist passiert?«, fragt Åhlén.
»Nichts, ich muss nur nachdenken«, sagt Joona schnell.

Joona steht auf und verlässt wortlos den Raum. Er geht durch das Foyer, ohne zu hören, was die Frau an der Rezeption zu ihm sagt. Er eilt in den frühen Sonnenschein hinaus und bleibt auf dem Rasen neben dem Parkplatz stehen.
Eine vierte Person, jemand, der die beiden Frauen nicht näher kennt, hat Viola umgebracht, denkt Joona. Er tötete Viola in dem Glauben, Penelope umzubringen, was bedeutet, dass Penelope lebte, als Viola starb, denn sonst hätte er diesen Fehler nicht gemacht.
Vielleicht lebt sie noch, überlegt Joona. Es ist zwar möglich, dass ihre Leiche irgendwo in den Schären liegt, auf einer der Inseln oder auf dem Meeresgrund, aber wir können auch hoffen, dass sie noch lebt, es ist durchaus denkbar, dass sie lebt, und wenn sie lebt, werden wir sie bald finden.
Joona geht mit großen Schritten auf seinen Wagen zu, ohne zu wissen, wohin er eigentlich fahren soll. Auf dem Autodach liegt sein Handy. Er muss es dort abgelegt haben, als er den Volvo abschloss. Er greift nach dem von der Sonne aufgeheizten Gerät und ruft Anja Larsson an. Sie meldet sich nicht. Er öffnet die Fahrertür, steigt ein, schnallt sich an, bleibt aber sitzen und versucht, Fehler in seiner Argumentation zu finden.
Die Luft ist schwül, aber der satte, berauschende Duft der Fliederhecke neben dem Parkplatz vertreibt endlich den gärenden Geruch der Leichen in der Pathologie aus seiner Nase.
Das Handy in seiner Hand klingelt, er wirft einen Blick auf das Display und meldet sich.
»Ich habe gerade mit deinem Arzt gesprochen«, sagt Anja Larsson.
»Warum hast du mit meinem Arzt gesprochen?«, fragt Joona erstaunt.
»Janush sagt, dass du deine Termine nicht einhältst«, fährt sie fort.
»Ich hatte wirklich keine Zeit.«
»Aber die Tabletten nimmst du doch hoffentlich, oder?«
»Sie sind eklig«, scherzt Joona.
»Jetzt mal im Ernst … er hat angerufen, weil er sich Sorgen um dich macht«, sagt sie.
»Ich rede mit ihm.«
»Du meinst, wenn du den Fall gelöst hast?«
»Hast du Papier und Bleistift?«, erkundigt sich Joona.

»Mach dir um mich keine Sorgen.«
»Die Frau, die auf dem Motorboot gefunden wurde, heißt nicht Penelope Fernandez.«
»Sondern Viola, ich weiß«, erwidert sie. »Petter hat mich auf den neuesten Stand gebracht.«
»Gut.«
»Du lagst falsch, Joona.«
»Ja, ich weiß …«
»Sag es!« Sie lacht.
»Ich liege immer falsch«, entgegnet er leise.
Sie verstummen für einen Moment.
»Darf man darüber keine Witze machen?«, fragt sie vorsichtig.
»Hast du schon etwas über das Boot und Viola Fernandez herausgefunden?«
»Viola und Penelope sind Schwestern«, berichtet sie. »Penelope und Björn Almskog sind seit vier Jahren ein Paar, oder wie man es ausdrücken soll.«
»Ja, das war ungefähr das, was ich mir auch gedacht habe.«
»So, so. Soll ich weitermachen, oder ist das nicht mehr nötig?«
Joona antwortet nicht, lehnt nur den Kopf gegen die Nackenstütze und sieht, dass die Windschutzscheibe vom Blütenstaub irgendeines Baums bedeckt ist.
»Dass Viola mitkommt, war nicht geplant«, fährt Anja fort. »Sie hatte sich am Morgen mit ihrem Typen Sergej Jarushenko gestritten, ihre Mutter angerufen und geweint. Ihre Mutter schlug ihr vor, Penelope zu fragen, ob sie mitkommen könne.«
»Was weißt du über Penelope?«
»Ehrlich gesagt habe ich mich auf das Opfer konzentriert, auf Viola Fernandez, weil …«
»Aber der Mörder dachte, er hätte Penelope getötet.«
»Moment mal, was sagst du da, Joona?«
»Er beging einen Fehler, er hatte die Absicht, den Mord zu vertuschen, es wie einen Bootsunfall aussehen zu lassen, setzte Viola aber auf dem Bett ihrer Schwester ab.«
»Weil er dachte, Viola wäre Penelope.«
»Ich muss alles über Penelope Fernandez und ihr …«

»Sie ist eines meiner größten Idole«, unterbricht Anja ihn. »Sie ist Friedensaktivistin und wohnt in der Sankt Paulsgatan 3.«
»Wir haben für sie und Björn Almskog über das Intranet eine Suchmeldung herausgegeben«, sagt Joona. »Und der Seenotrettungsdienst sucht das Gelände rund um Dalarö mit zwei Hubschraubern ab, und sie sollten gemeinsam mit der Wasserschutzpolizei auch eine Suchaktion an Land organisieren.«
»Ich werde mir mal ansehen, was da im Gange ist«, sagt sie.
»Außerdem muss jemand Bill Persson, diesen Fischer, der sie auf der Jacht gefunden hat, und Violas Freund vernehmen. Wir müssen die Ergebnisse der kriminaltechnischen Untersuchung des Boots zusammenstellen und möglichst schnell auch an die Untersuchungsergebnisse vom Labor in Linköping kommen.«
»Soll ich in Linköping anrufen?«
»Ich rede mit Erixon, er kennt die Leute dort, ich treffe mich ohnehin mit ihm, um einen Blick in Penelopes Wohnung zu werfen.«
»Das hört sich an, als würdest du die Ermittlungen leiten. Tust du das, Joona?«

17

Ein sehr gefährlicher Mann

Der Sommerhimmel ist noch klar, aber die Luft wird immer schwüler, als läge ein Gewitter in der Luft.
Joona Linna und Erixon parken vor einem alteingesessenen Angelsportladen, der jede Woche ein Bild desjenigen im Fenster ausstellt, der aktuell in den Gewässern der Stockholmer Innenstadt den größten Lachs gefangen hat.
Das Telefon klingelt. Es ist Claudia Fernandez. Joona stellt sich in den schmalen Schatten der Hauswand und meldet sich.
»Sie haben gesagt, dass ich Sie anrufen kann«, sagt Claudia Fernandez mit schwacher Stimme.
»Selbstverständlich.«
»Mir ist klar, dass Sie das allen sagen, aber ich dachte … Meine Tochter, Penelope... Ich meine … Ich muss erfahren, wenn Sie etwas finden, auch wenn sie …«
Claudia Fernandez' Stimme verschwindet.
»Hallo? Frau Fernandez?«
»Ja, entschuldigen Sie bitte«, flüstert sie.
»Ich bin Kommissar, und ich versuche herauszufinden, ob den Ereignissen ein Verbrechen zugrunde liegt. Der Seenotrettungsdienst sucht nach Penelope.«
»Wann werden diese Leute sie finden?«
»In der Regel fängt man damit an, das Gebiet mit Hubschraubern abzusuchen und gleichzeitig eine Suchaktion zu organisieren. Aber das dauert nun mal ein bisschen länger. Deshalb fängt man mit den Hubschraubern an.«
Joona hört, dass Claudia Fernandez ihre Tränen zu verbergen sucht.
»Ich weiß nicht, was ich tun soll, ich … Ich muss einfach wissen, ob ich etwas tun kann, ob ich mit ihren Freunden sprechen soll.«
»Am besten bleiben Sie zu Hause«, erklärt Joona. »Penelope versucht möglicherweise, sich bei Ihnen zu melden, und dann …«
»Sie wird mich nicht anrufen«, unterbricht die Frau ihn.

»Ich denke schon, dass …«
»Ich bin immer viel zu streng mit Penny gewesen, ich werde so schnell wütend auf sie, ich weiß nicht warum, ich … Ich will sie nicht verlieren, ich kann Penelope nicht verlieren, ich …«
Claudia Fernandez weint am Telefon, versucht sich zu beherrschen, bittet hastig um Entschuldigung und beendet das Gespräch.
Dem Angelsportladen gegenüber liegt das Haus Sankt Paulsgatan 3, in dem Penelope Fernandez wohnt. Joona geht auf Erixon zu, der vor einem Schaufenster voller Bilder mit japanischen Schriftzeichen und Mangas wartet. In den Regalen des Ladens drängen sich hunderte Hello-Kitty-Puppen mit großen, unschuldigen Gesichtern. Das ganze Geschäft bildet einen verblüffenden, jäh bunten Kontrast zur schmutzig braunen Farbe der Fassade.
»Kleiner Körper, großer Kopf«, sagt Erixon und zeigt auf eine Hello-Kitty-Puppe, als Joona neben ihm stehen bleibt.
»Ganz süß«, murmelt Joona.
»Ich habe da wohl was verwechselt, ich setze auf einen großen Körper und einen kleinen Kopf«, scherzt Erixon.
Joona schenkt ihm ein Lächeln und öffnet die breite Eingangstür für ihn. Sie steigen die Treppe hinauf und betrachten die Namensschilder, die leuchtenden Schalter für die Flurbeleuchtung und die verschlossenen Müllschlucker. In dem Treppenhaus riecht es nach Staub und Schmierseife. Erixon stützt sich so auf den blank gewetzten Handlauf, dass die Schrauben und Verankerungen knirschen, während er Joona keuchend folgt. Sie erreichen die dritte Etage und sehen sich an. Erixons Gesicht zittert vor Anstrengung, er nickt und wischt sich den Schweiß aus der Stirn, während er Joona entschuldigend zuflüstert:
»Bedauere.«
»Es ist schwül heute«, sagt Joona.
An der Klingel finden sich einige Aufkleber, ein Anti-Atomenergie-Symbol, das Fair-Trade-Logo und ein Peace-Zeichen. Joona wirft Erixon einen kurzen Blick zu, und seine grauen Augen werden schmaler, als er ein Ohr an die Tür legt und lauscht.
»Was ist?«, flüstert Erixon.
Joona klingelt und horcht. Er wartet einen Moment und zieht dann ein Etui aus der Innentasche seines Mantels.

»Es war vielleicht gar nichts«, sagt er und öffnet mit seinem Dietrich behutsam das simple Schloss.
Joona öffnet die Tür, scheint es sich dann jedoch anders zu überlegen und schließt sie wieder. Er weist Erixon mit Gesten an, zu bleiben, wo er ist, ohne eigentlich zu wissen, warum er dies tut. Auf der Straße ertönt die Melodie eines Eiswagens. Erixon wirkt besorgt, er streicht sich mit der Hand unter dem Kinn entlang. Joonas Arme bekommen eine Gänsehaut. Doch schließlich öffnet er mit entspannter Ruhe die Tür und tritt ein. Tageszeitungen, Reklame und ein Brief von der Linkspartei liegen im Wohnungsflur auf dem Boden. Die Luft steht, riecht schlecht. Vor dem Kleiderschrank hängt ein Samtvorhang.
Es rauscht tief unten in den Leitungen und tickt anschließend schnell in der Wand.
Joona weiß nicht, warum seine Hand zur Dienstwaffe im Halfter wandert. Er berührt sie unter seinem Jackett mit den Fingerspitzen, lässt sie dann jedoch stecken. Sein Blick schweift über den blutroten Vorhang und anschließend zur Küchentür. Er atmet verhalten und versucht, durch die geriffelte Glasscheibe und die Glastür zum Wohnzimmer zu sehen. Joona machte einen Schritt nach vorn, würde die Wohnung im Grunde aber lieber verlassen, denn sein Instinkt sagt ihm, dass er besser Verstärkung anfordern sollte. Hinter dem geriffelten Glas entsteht ein Schatten. Ein Windspiel aus kleinen, herabhängenden Messingstäben schaukelt, ohne zu erklingen. Joona sieht Staubkörner in der Luft die Richtung wechseln, einer neuen Luftbewegung folgen.
Er ist nicht allein in Penelopes Wohnung.
Joonas Herz schlägt schneller. Jemand bewegt sich durch die Zimmer. Er spürt es und wendet den Blick der Küchentür zu.
Dann geht alles sehr schnell. Der Holzboden knarrt. Man hört ein rhythmisches Geräusch, ein schnelles, leises Klicken. Die Tür zur Küche steht halb offen. Joona sieht die Bewegung zuerst im Spalt an den Türangeln. Er presst sich wie in einem Eisenbahntunnel an die Wand. Jemand bewegt sich geschmeidig durch die Dunkelheit des langen Flurs. Ein Rücken, eine Schulter, ein Arm. Die Gestalt nähert sich schnell und fährt herum. Joona sieht das Messer nur kurz, als weiße Zunge. Es schießt von schräg unten wie ein Projektil nach oben. Der Winkel ist so überraschend, dass ihm keine Zeit mehr bleibt, die Klinge abzuwehren.

Das scharfe Messer durchschneidet seine Kleider, und seine Spitze trifft Joonas Dienstwaffe. Joona schlägt nach dem Unbekannten, verfehlt ihn jedoch.
Er hört das Messer ein zweites Mal durch die Luft fahren und wirft sich zur Seite. Diesmal kommt die Klinge fast senkrecht von oben. Joona stößt mit dem Kopf gegen die Badezimmertür und sieht, dass ein langer Holzspan aus dem Türrahmen geschnitten wird, als das Messer ins Holz eindringt. Joona stolpert und fällt hin, fährt herum, tritt in einem flachen Bogen und trifft etwas, vielleicht den Fußknöchel des Angreifers. Er rollt zur Seite und zieht und entsichert seine Pistole in einer einzigen Bewegung. Die Wohnungstür steht offen, und schnelle Schritte entfernen sich die Treppe hinunter. Joona rappelt sich auf, will den Mann verfolgen, bleibt aber stehen, als er hinter sich ein brummendes Geräusch wahrnimmt. Er begreift sofort, was er hört, und rennt in die Küche. Die Mikrowelle ist eingeschaltet. Es knistert, und hinter der Glasscheibe sieht er dunkle Funken. Die Hähne der vier Brenner des alten Gasherds sind ganz geöffnet, und Gas strömt in den Raum. Erfüllt von dem Gefühl, dass die Zeit eigentümlich zähflüssig geworden ist, stürzt Joona zur Mikrowelle. Der runde Timer tickt eifrig. Das sprühende Geräusch wird lauter. Auf der Glasplatte im Innern des Geräts rotiert eine Sprühdose mit Insektenspray. Joona reißt das Kabel aus der Steckdose, und es wird still. Nur das monotone Rauschen der offenen Gasventile am Herd ist noch zu hören. Joona dreht sie zu. Von dem chemischen Geruch wird ihm übel. Er öffnet das Küchenfenster und betrachtet anschließend die Sprayflasche in der Mikrowelle. Sie ist stark ausgebeult und könnte immer noch bei jeder kleinsten Berührung explodieren.
Joona verlässt die Küche und durchsucht eilig die Wohnung. Die Zimmer sind leer, unangetastet. Intensiver Gasgeruch hängt noch in der Luft.
Im Treppenhaus vor der Tür liegt Erixon mit einer Zigarette im Mund.
»Nicht anzünden«, ruft Joona.
Erixon lächelt und winkt abwehrend mit einer müden Hand.
»Schokoladenzigaretten«, flüstert er.
Erixon hustet schwach, und plötzlich sieht Joona die Blutlache unter ihm.
»Du blutest.«

»Halb so wild«, sagt Erixon. »Ich weiß nicht, wie er es angestellt hat, aber er hat meine Achillessehne durchtrennt.«
Joona ruft einen Krankenwagen. Er setzt sich neben seinen Kollegen. Erixon ist blass, und seine Wangen sind verschwitzt. Ihm scheint schlecht zu sein.
»Er hat zugestochen, ohne stehen zu bleiben, es war … als würde man von einer verdammten Spinne attackiert.«
Es wird still, und Joona denkt an die blitzschnellen Bewegungen hinter der Tür, an die Klinge, die sich mit einer Geschwindigkeit und Zielstrebigkeit bewegt hat, die mit nichts vergleichbar ist, was er jemals zuvor erlebt hat.
»Ist sie da drin?«, keucht Erixon.
»Nein.«
Erixon lächelt erleichtert, wird dann jedoch ernst.
»Trotzdem wollte er den Kasten in die Luft jagen?«, fragt er.
»Wahrscheinlich wollte er Spuren oder Hinweise auf irgendwelche Verbindungen beseitigen.«
Erixon versucht, das Papier von der Zigarette zu schälen, kann sie jedoch nicht festhalten. Er schließt kurz die Augen. Seine Wangen sind inzwischen gräulich weiß.
»Ich gehe mal davon aus, dass du sein Gesicht auch nicht gesehen hast?«, sagt Joona.
»Nein«, antwortet Erixon schwach.
»Aber irgendetwas haben wir gesehen, man sieht immer etwas …«

18

Der Brand

Die Rettungssanitäter versichern Erixon ein weiteres Mal, dass sie ihn nicht fallen lassen werden.
»Ich kann gehen«, sagt Erixon und schließt die Augen.
Sein Kinn zittert bei jeder Treppenstufe.
Joona kehrt in Penelope Fernandez' Wohnung zurück. Er öffnet sämtliche Fenster, bis sich das Gas verflüchtigt hat, und setzt sich auf die bequeme aprikosenfarbene Couch.
Wäre die Wohnung explodiert, hätte man die Sache aller Wahrscheinlichkeit nach als Gasunfall abgeschrieben.
Joona denkt, dass kein Erinnerungsfragment verschwindet, nichts, was man einmal gesehen hat, geht jemals verloren, es kommt nur darauf an, diese Erinnerungen aus der Tiefe aufsteigen zu lassen wie Wrackteile.
Aber was habe ich gesehen?
Er hat nichts gesehen, nur schnelle Bewegungen und eine weiße Messerklinge.
Genau das habe ich gesehen, denkt Joona plötzlich. Ich habe nichts gesehen.
Er sagt sich, dass gerade dieses Fehlen von Beobachtungen sein Gefühl bestätigt, dass sie es mit keinem gewöhnlichen Mörder zu tun haben.
Es handelt sich um einen Berufskiller, einen »trouble-shooter«, einen Profi.
Der Gedanke ist ihm auch vorher schon gekommen, aber nach seiner Begegnung mit dem Mann fühlt er sich endgültig bestätigt.
Er ist sich sicher, dass der Mann, dem er im Flur begegnet ist, identisch ist mit Violas Mörder. Sein Ziel ist es gewesen, Penelope zu töten, die Motorjacht zu versenken und das Ganze wie einen Unfall aussehen zu lassen. Bevor er überrascht wurde, ist er hier nach dem gleichen Muster vorgegangen. Er will unsichtbar bleiben, seine Tat begehen, sie aber vertuschen.
Joona schaut sich langsam um und versucht, seine Beobachtungen zu einem Ganzen zusammenzufügen.

Im Stockwerk über ihm hört es sich an, als rollten Kinder Murmeln über den Fußboden. Hätte Joona nicht rechtzeitig den Stecker gezogen, befänden sie sich jetzt in einem flammenden Inferno.
Er denkt, dass er nie zuvor einem so zielstrebigen und gefährlichen Angriff ausgesetzt gewesen ist. Er ist überzeugt, dass der Mann, der sich in der Wohnung der verschwundenen Friedensaktivistin Penelope Fernandez aufgehalten hat, kein hasserfüllter Feind aus dem rechtsextremen Lager gewesen ist. Zwar begehen auch diese Splittergruppen ausgeklügelte Gewalttaten, aber hier ist ein professioneller Mörder am Werk gewesen, der in einer ganz anderen Liga spielt als die rechtsextremen Gruppen im Land.
Worum geht es hier?, überlegt Joona. Was hat ein Profikiller mit Penelope Fernandez zu tun, in was ist sie verwickelt, was geht unter der Oberfläche vor?
Er denkt an die unvorhersehbaren Bewegungen des Mannes, seine Messerkampftechnik, die darauf abzielt, gängige Verteidigungsmuster zu unterlaufen, einschließlich der bei Polizei und Militär trainierten Schläge und Abwehrtechniken.
Es kribbelt in seinem Bauch, als er sich vor Augen führt, dass schon der erste Stich seine Leber getroffen hätte, wenn seine Pistole nicht den Stoß abgefangen hätte, und der zweite Hieb in seine Schläfe eingedrungen wäre, wenn er sich nicht nach hinten geworfen hätte.
Joona steht von der Couch auf und geht ins Schlafzimmer. Betrachtet das ordentlich gemachte Bett, das Kruzifix über dem Kopfende.
Ein Killer, der glaubt, er hätte Penelope Fernandez ermordet und es wie einen Unfall aussehen lassen wollte …
Aber das Boot wurde nicht versenkt.
Entweder wurde der Mörder gestört, oder er hat den Schauplatz des Verbrechens verlassen, um später zurückzukehren und seinen Auftrag zu Ende zu führen. Jedenfalls kann es nicht seine Absicht gewesen sein, dass die Wasserschutzpolizei das treibende Boot mit einer ertrunkenen Frau an Bord findet. Irgendetwas ist schiefgegangen, oder seine Pläne haben sich plötzlich geändert, vielleicht hat er neue Anweisungen bekommen, jedenfalls hält er sich anderthalb Tage nach dem Mord an Viola in Penelopes Wohnung auf.
Du musst schwerwiegende Gründe haben, denkt Joona, wenn du ihre

Wohnung aufsuchst. Welches Motiv bringt dich dazu, ein solches Risiko einzugehen? Gibt es etwas in dieser Wohnung, was dich oder deine Auftraggeber mit Penelope in Verbindung bringen könnte?
Du hast hier irgendetwas gemacht, Fingerabdrücke entfernt, eine Festplatte leergeräumt, eine Mitteilung auf dem Anrufbeantworter gelöscht oder etwas geholt, überlegt Joona.
Zumindest hattest du das vor, aber du wurdest gestört, als ich hereingekommen bin.
Wolltest du mithilfe des Feuers vielleicht Spuren vernichten?
Das ist eine Möglichkeit.
Joona denkt, dass er jetzt Erixon gebraucht hätte. Er kann den Tatort nicht ohne Kriminaltechniker untersuchen, er besitzt nicht die nötige Ausrüstung; wenn er die Wohnung auf eigene Faust durchsuchen würde, könnte er Spuren zerstören, womöglich DNA kontaminieren und unsichtbare Hinweise verpassen.
Joona geht zum Fenster und blickt auf die Straße und die leeren Tische vor einem Café hinunter.
Er muss ins Landespolizeiamt fahren, mit seinem Chef Carlos Eliasson sprechen und von ihm fordern, die Ermittlungen leiten zu dürfen, weil das seine einzige Chance ist, einen neuen Kriminaltechniker zugeteilt zu bekommen, Hilfe zu bekommen, solange Erixon krankgeschrieben ist.
Als Joona sich gerade entschlossen hat, die Sache nach Vorschrift anzugehen, mit Carlos und Jens Svanehjälm zu sprechen und eine kleine Ermittlungsgruppe zusammenzustellen, klingelt sein Handy.
»Hallo, Anja«, meldet er sich.
»Ich würde mit dir gerne in die Sauna gehen.«
»Mit mir in die Sauna gehen?«
»Ja, können du und ich nicht zusammen in die Sauna gehen? Du könntest mir zeigen, wie es in einer richtigen finnischen Sauna zugeht.«
»Anja«, sagt er behutsam. »Ich habe fast mein ganzes Leben in Stockholm verbracht.«
Joona geht in den Flur und Richtung Wohnungstür.
»Du bist ein Schwede finnischer Abstammung, ich weiß«, fährt Anja am Telefon fort. »Langweiliger ging es wohl nicht, was? Warum kannst du nicht aus El Salvador kommen? Hast du die Artikel von Penelope Fernandez gelesen? Du solltest sie mal sehen – vor ein paar Tagen hat

sie im Fernsehen alle schwedischen Waffenexporte verurteilt.«
Er verlässt die Wohnung von Penelope Fernandez, sieht die blutigen Fußspuren der Rettungssanitäter auf dem Treppenabsatz und spürt einen kurzen Schauer über seinen Schädel laufen, als er daran zurückdenkt, dass sein Kollege mit weit gespreizten Beinen im Treppenhaus gelegen hat und sein Gesicht immer blasser geworden ist.
Joona überlegt, dass der Killer davon ausgegangen sein muss, Penelope Fernandez getötet zu haben. Dieser Teil seines Auftrags war also abgehakt. Der zweite Teil bestand darin, sich aus irgendeinem Grund Zugang zu ihrer Wohnung zu verschaffen.
Wenn sie noch lebt, muss sie möglichst schnell gefunden werden, denn der Killer wird seinen Irrtum bald erkennen und die Jagd erneut aufnehmen.
»Björn und Penelope wohnen nicht zusammen«, sagt Anja.
»Das weiß ich«, erwidert er.
»Man kann sich trotzdem lieben – genau wie du und ich.«
»Genau.«
Joona tritt in das grelle Sonnenlicht hinaus, die Luft ist schwer und noch stickiger als zuvor.
»Kannst du mir Björn Almskogs Adresse geben?«
Anjas Finger laufen mit kleinen tickenden Lauten über die Computertastatur.
»Almskog, Pontonjärgatan 47, zweiter Stock …«
»Ich fahre mal hin, bevor ich …«
»Warte mal«, sagt Anja plötzlich. »Das geht nicht, es … Hör dir das mal an, ich habe gerade unter der Adresse gesucht. In dem Haus hat es letzten Freitag gebrannt.«
»In Björns Wohnung?«
»Die ganze Etage wurde zerstört«, antwortet sie.

19

Eine wellige Landschaft aus Asche

Kriminalkommissar Joona Linna steigt die Treppen hoch, hält inne, steht vollkommen regungslos und blickt in einen schwarzen Raum. Fußboden, Wände und Decke sind verkohlt. Es stinkt bestialisch. Von den nicht tragenden Innenwänden ist kaum etwas übrig geblieben. Schwarze Stalaktiten hängen von der Decke herab. Verkohlte Stümpfe von Türriegeln ragen aus einer welligen Landschaft aus Asche. An manchen Stellen kann man durch den Zwischenboden geradewegs in die untere Etage schauen. Es lässt sich nicht mehr feststellen, welcher Teil des Stockwerks Björn Almskogs Wohnung gewesen ist.
Graue Plastikplane ist vor die leeren Fensteröffnungen gespannt worden, dahinter liegt der Sommertag und eine grüne Fassade auf der anderen Straßenseite.
Dass bei dem Brand in der Pontonjärgatan 47 niemand verletzt wurde, ist dem Umstand zu verdanken gewesen, dass die meisten Bewohner arbeiten waren, als er ausbrach.
Fünf nach elf ging der erste Anruf bei der Einsatzzentrale ein, und obwohl die Brandwache auf Kungsholmen ganz in der Nähe des Hauses liegt, breiteten sich die Flammen so schnell aus, dass vier Wohnungen vollkommen zerstört wurden.
Joona denkt an sein Gespräch mit dem Brandexperten Hassan Sükür. Er hatte den zweithöchsten Grad auf der Gutachtenskala des Staatlichen Kriminaltechnischen Labors benutzt, als er erläuterte, dass die Ergebnisse eindeutig dafür sprechen, dass das Feuer bei Björn Almskogs achtzigjähriger Nachbarin Lisbet Wirén ausgebrochen ist. Die Frau war zu einem nahe gelegenen Lebensmittelgeschäft gegangen, um einen kleinen Losgewinn gegen zwei neue Lose einzutauschen, und konnte sich nicht mehr erinnern, ob sie das Bügeleisen ausgeschaltet hatte oder nicht. Das Feuer hatte sich rasend schnell ausgebreitet, und alles deutete darauf hin, dass das Feuer in ihrem Wohnzimmer an dem Bügeleisen auf einem Bügelbrett ausgebrochen war.
Joona schaut sich zwischen den rußschwarzen Wohnungen auf der Etage

um. Von den Möbeln in den Zimmern sind lediglich einzelne verformte Metallteile übrig geblieben, die Reste eines Kühlschranks, ein Bettgerüst, eine rußige Badewanne.
Joona geht wieder hinunter. Wände und Decke im Treppenhaus sind durch den Rauch beschädigt worden. Er bleibt beim Absperrungsband der Polizei stehen, dreht sich um und blickt erneut zu dem schwarzen Loch hinauf.
Als er sich unter das Plastikband bückt, sieht er, dass die Brandexperten einige Druckverschlussbeutel verloren haben, die benutzt werden, um rasch verdunstende Stoffe zu sichern. Joona setzt seinen Weg an dem grün marmorierten Eingangsbereich vorbei fort und tritt auf die Straße, geht in Richtung Landespolizeiamt, zieht das Handy aus der Tasche und ruft noch einmal Hassan Sükür an, der sich direkt meldet und das Radio leiser stellt.
»Haben Sie Spuren brennbarer Flüssigkeiten gefunden?«, erkundigt sich Joona. »Sie haben auf der Treppe einige Druckverschlussbeutel verloren, deshalb dachte ich …«
»Also, es ist so, wenn jemand Brennspiritus verschüttet, verbrennt der natürlich als Erstes …«
»Ich weiß, aber …«
»Aber ich finde in der Regel trotzdem Spuren«, fährt Sükür fort. »Denn oft läuft der Spiritus in die Ritzen zwischen den Bodendielen, landet im Zwischenboden, in der Glaswolle oder unter der Zwischenbodenplatte, die eventuell nicht verbrannt ist.«
»Und dort gab es keine solchen Spuren?«, fragt Joona, während er die steile Hantverkargatan hinuntergeht.
»Nichts«, antwortet Hassan.
»Aber wenn man weiß, wo Spiritus Spuren hinterlassen kann, besteht dann nicht die Möglichkeit, zu verhindern, dass Reste entdeckt werden?«
»Natürlich. Ich würde einen solchen Fehler niemals begehen, wenn ich Brandstifter wäre«, antwortet Hassan fröhlich.
»Aber Sie sind sicher, dass in diesem Fall das Bügeleisen die Brandursache ist?«
»Ja, es war ein Unfall.«
»Dann haben Sie die Ermittlungen also eingestellt?«, fragt Joona.

20

Das Haus

Penelope spürt, dass sie erneut das Grauen packt. Als holte es zwischendurch nur tief Luft, um anschließend in ihr zu schreien. Sie wischt sich die Tränen von den Wangen und versucht aufzustehen. Kalter Schweiß rinnt zwischen ihren Brüsten und aus den Achselhöhlen herab. Ihr Körper schmerzt und zittert vor Anstrengung. Durch den Schmutz auf ihren Handflächen dringt Blut.
»Hier können wir nicht bleiben«, flüstert sie und zieht Björn mit sich. Im Wald ist es noch dunkel, aber die Nacht weicht allmählich dem neuen Morgen. Gemeinsam gehen sie schnell wieder zum Ufer, diesmal allerdings weit südlich von dem Haus und der Party. So weit von ihrem Verfolger entfernt wie möglich.
Trotzdem wissen beide, dass sie Hilfe brauchen, ein Telefon auftreiben müssen.
Der Wald wird zum Wasser hin immer lichter, und sie laufen wieder los. Zwischen den Bäumen sehen sie ein Haus. Es ist etwa einen halben Kilometer entfernt, vielleicht auch weniger. Irgendwo in der Ferne donnert ein Hubschrauber vorbei.
Björn scheint schwindlig zu sein, und als sie sieht, wie er sich auf der Erde abstützt oder an Baumstämmen Halt sucht, packt sie die Angst, dass er womöglich nicht mehr weiterlaufen könnte.
Irgendwo hinter ihnen knackt ein Ast, als wäre er unter dem Gewicht eines Menschen gebrochen.
Penelope läuft so schnell sie kann durch den Wald.
Der Wald wird lichter, und sie sieht erneut das Haus, es ist nur noch hundert Meter entfernt. Das Licht in den Fenstern spiegelt sich im roten Lack eines geparkten Fords.
Ein aufgescheuchter Hase hoppelt davon, rennt über Moos und Gras. Keuchend und verängstigt laufen sie zu dem Kiesweg.
Als sie stehen bleiben und sich umschauen, haben sie vor Anstrengung Stiche in den Waden. Sie gehen die Eingangstreppe hinauf, öffnen die unverschlossene Haustür und treten ein.

»Hallo? Wir brauchen Hilfe!«, ruft Penelope.
Nach dem heißen Vortag ist es warm im Haus. Björn humpelt, seine nackten Füße hinterlassen eine Blutspur im Flur.
Penelope eilt durch die Zimmer, aber das Haus ist leer. Die Bewohner übernachten nach der Party bestimmt bei ihren Nachbarn, überlegt sie, stellt sich, hinter dem Vorhang verborgen, ans Fenster und sieht hinaus. Sie wartet einen Moment, kann aber weder im Wald noch auf dem Rasen und der Auffahrt Bewegungen ausmachen. Vielleicht hat ihr Verfolger endlich ihre Spur verloren, vielleicht wartet er noch in der Nähe des anderen Hauses. Sie kehrt in den Flur zurück und sieht, dass Björn auf dem Boden sitzt und die Wunden an seinen Füßen untersucht.
»Du musst dir ein Paar Schuhe suchen«, sagt sie.
Er schaut mit leerem Blick zu ihr hoch, als verstünde er ihre Sprache nicht.
»Es ist noch nicht vorbei«, sagt sie. »Du musst was für deine Füße finden.«
Björn wühlt in dem Kleiderschrank im Flur, reißt Strandschuhe, Gummistiefel und alte Taschen heraus.
Penelope vermeidet alle Fenster, bewegt sich jedoch schnell, als sie nach einem Telefon Ausschau hält, sie sucht auf dem Flurtisch, in der Aktentasche auf der Couch, in der Schüssel auf dem Couchtisch und zwischen Schlüsseln und Papieren von der Wegegemeinschaft auf der Arbeitsfläche in der Küche.
Von draußen dringt ein Geräusch an ihr Ohr, und sie bleibt stehen und lauscht.
Vielleicht hat sie sich getäuscht.
Die ersten morgendlichen Sonnenstrahlen scheinen zum Fenster herein. Geduckt huscht sie in das große Schlafzimmer, zieht die Schubladen einer Kommode heraus und sieht, dass zwischen der Unterwäsche ein gerahmtes Familienbild liegt. Eine Porträtaufnahme, in einem Fotoatelier entstanden, Mann und Frau und zwei Töchter im Teenageralter. Die anderen Schubladen sind leer. Penelope öffnet den Kleiderschrank, zieht die wenigen Kleidungsstücke von den Stahlbügeln, nimmt eine schwarze Kapuzenjacke mit, die für eine Fünfzehnjährige gedacht zu sein scheint, sowie einen Strickpullover.
Sie hört Wasser aus dem Hahn in der Küche laufen und eilt dorthin.

Björn beugt sich über die Spüle und trinkt. Seine Füße stecken in einem Paar ausgelatschter Turnschuhe, die ihm ein wenig zu groß sind.
Wir müssen jemanden finden, der uns helfen kann, denkt sie. Das gibt es ja gar nicht, hier müssen doch überall Menschen sein.
Als Penelope zu Björn geht und ihm den Strickpullover gibt, klopft es an die Tür. Björn lächelt überrascht, zieht den Pullover über und murmelt, dass sie anscheinend endlich mal ein bisschen Glück haben. Penelope geht Richtung Flur und streicht sich die Haare aus dem Gesicht. Sie ist fast an der Tür, als sie durch die Milchglasscheibe die Silhouette sieht. Sie bleibt abrupt stehen und betrachtet den Schatten durch die trübe Glasscheibe. Sie erkennt seine Körperhaltung, die Form von Kopf und Schultern.
Ihr bleibt die Luft weg.
Langsam weicht sie rückwärts zur Küche zurück, es zuckt in ihr, sie würde gerne losrennen, ihr Körper will laufen. Sie starrt die Glasscheibe an, das verschwommene Gesicht, das schmale Kinn. Ihr ist schwindlig, sie bewegt sich nach hinten, tritt auf Taschen und Stiefel und streckt die Hand aus, um sich an der Wand abzustützen. Ihre Finger gleiten über die Tapete und stoßen an den Spiegel, sodass er schief hängt.
Björn stellt sich neben sie, er hält ein Küchenmesser in der Hand, ein Tranchiermesser mit breiter Klinge. Seine Wangen sind bleich, der Mund steht halb offen, seine Augen starren auf die Glasscheibe.
Penelope stößt gegen eine Tischplatte und sieht gleichzeitig, dass die Klinke langsam heruntergedrückt wird. Schnell geht sie ins Badezimmer, dreht die Wasserhähne auf und ruft mit lauter Stimme.
»Herein! Die Tür ist offen!«
Björn zuckt zusammen, die Pulsschläge pochen in seinem Kopf, er hält das Messer vor sich ausgestreckt und ist bereit, sich zu verteidigen oder anzugreifen, als er sieht, dass der Verfolger die Klinke vorsichtig wieder loslässt. Die Silhouette verschwindet vom Fenster, und wenige Sekunden später hören sie auf dem Steinplattenweg neben dem Haus Schritte.
Penelope kommt aus dem Badezimmer. Er zeigt auf das Fenster im Wohnzimmer, und sie verziehen sich in die Küche und hören den Mann über die hölzerne Veranda gehen. Die Schritte führen am Fenster vorbei und erreichen die Verandatür. Penelope fragt sich, was der Verfolger sehen kann, ob er die herumliegenden Schuhe im Flur und Björns

Blutspur auf dem Fußboden aus diesem Winkel und in diesem Licht erkennen kann. Die Holzfläche draußen reibt sich knarrend an der Treppe, die auf die Rückseite hinunterführt. Der Mann geht um das Haus herum, ist auf dem Weg zum Küchenfenster. Björn und Penelope legen sich auf den Boden, rollen sich direkt unter dem Fenster dicht an die Wand. Sie versuchen, still zu liegen, lautlos zu atmen. Sie hören ihn ans Fenster treten, seine Hände wischen über das Fensterblech, und sie begreifen, dass er in die Küche sieht.

Penelope entdeckt, dass sich das Fenster in der Glasscheibe der Ofenluke spiegelt, und kann in dem Spiegelbild sehen, wie der Verfolger suchend den Blick durch den Raum schweifen lässt. Er könnte ihren Augen begegnen, wenn er auf die Luke sähe. Bald wird ihm klar sein, dass sie sich in diesem Haus verstecken.

Das Gesicht am Fenster verschwindet, und sie hören erneut Schritte auf der Holzterrasse, diesmal entfernen sie sich in Richtung des Plattenwegs, der auf die Vorderseite führt. Als die Haustür geöffnet wird, bewegt sich Björn schnell zur Küchentür, legt leise das Messer fort, dreht den Schlüssel, der im Schloss steckt, stößt die Tür auf und läuft aus dem Haus.

Penelope folgt ihm in den kühlen Morgen hinaus. Sie laufen über den Rasen, am Komposthaufen vorbei und in den Wald hinein. Dort ist es noch dunkel, aber das flache Licht der Morgendämmerung findet mehr und mehr den Weg zwischen die Bäume. Die Angst holt Penelope ein, stößt sie voran, wirbelt die Panik in ihrer Brust wieder auf. Sie weicht dickeren Ästen aus, springt über flache Sträucher oder Steine. Schräg hinter sich hört sie Björn, seine heftigen Atemzüge. Und hinter ihm ahnt sie unvermindert den anderen, den Mann, der ihr wie ein Schatten vorkommt. Er folgt ihnen, und sie weiß, dass er sie töten will, sobald er sie gefunden hat. Sie erinnert sich an etwas, was sie einmal irgendwo gelesen hat. Es ging um eine Frau in Ruanda, die den Völkermord der Hutu an den Tutsis überlebte, indem sie sich in den Sümpfen versteckte und jeden Tag lief, während all der Monate lief, die der Völkermord andauerte. Ihre früheren Nachbarn und Freunde verfolgten sie mit Macheten. Wir haben die Antilopen nachgeahmt, hatte die Frau in dem Buch erklärt. Wir Überlebenden im Dschungel ahmten die Flucht der Antilopen vor den Raubtieren nach. Wir liefen, entschieden uns für

unerwartete Wege, teilten uns auf und wechselten die Richtung, um unsere Verfolger zu verwirren.
Penelope weiß, dass es vollkommen falsch ist, wie Björn und sie fliehen. Sie laufen planlos, gedankenlos, und das gereicht nicht ihnen, sondern ihrem Verfolger zum Vorteil. Sie und Björn laufen ohne List. Sie wollen nach Hause, sie wollen Hilfe suchen, sie wollen die Polizei anrufen. All das weiß ihr Verfolger, ihm ist bewusst, dass sie nach Menschen suchen werden, die ihnen helfen können, dass sie den Weg zu Ortschaften, zum Festland suchen werden, um nach Hause zu kommen.
Penelope reißt sich an einem heruntergefallenen Ast ein Loch in ihre Trainingshose. Sie stolpert einige Schritte, läuft aber weiter, nimmt den Schmerz bloß als brennende Schlinge um ihr Bein wahr.
Sie dürfen nicht stehen bleiben, sie hat Blutgeschmack im Mund, Björn stolpert durch ein Dickicht; an einem großen umgestürzten Baum, in dessen erdigem Schlund Wasser steht, schlagen sie eine andere Richtung ein.
Während sie neben Björn läuft, lässt ihre Angst jäh und unerwartet eine Erinnerung aufblitzen, in der ihre Furcht genauso groß war wie jetzt. Plötzlich muss sie an ihre Zeit in Darfur denken, die Augen der Menschen, den anderen Blick all jener, die traumatisiert waren, die nicht mehr konnten, im Gegensatz zu denen, die noch kämpften, die sich weigerten aufzugeben. Niemals wird sie die Kinder vergessen, die eines Nachts mit einem geladenen Revolver nach Kubbum kamen. Niemals wird sie die Angst vergessen, die sie damals empfand.

21

Der Staatsschutz

Die Zentrale des Staatsschutzes befindet sich in der dritten Etage des großen Landespolizeiamts mit Eingang in der Polhemsgatan. Auf dem Pausenhof des Untersuchungsgefängnisses, der auf dem Dach desselben Gebäudes liegt, ertönt eine Trillerpfeife. Der Leiter der Abteilung für Sicherheitsmaßnahmen heißt Verner Zandén. Er ist ein großer Mann mit spitzer Nase, kleinen, pechschwarzen Augen und einer sehr tiefen Stimme. Er sitzt hinter seinem Schreibtisch mit weit gespreizten Beinen auf einem Bürostuhl und hält beruhigend eine Hand hoch. Durch das kleine Fenster zum Innenhof fällt bleiches Licht herein. In dem ungewöhnlich tristen Raum steht eine junge Frau namens Saga Bauer. Sie ist Kommissarin und hat sich auf Terrorismusabwehr spezialisiert. Saga Bauer ist erst fünfundzwanzig Jahre alt und hat grüne, gelbe und rote Stoffbändchen in ihre langen blonden Haare geflochten. Sie trägt eine Pistole größeren Kalibers in einem Schulterhalfter unter einer offenen Trainingsjacke mit Kapuze und einem Aufdruck des Boxvereins Narva.
»Mehr als ein Jahr habe ich den Einsatz geleitet«, sagt sie flehend. »Ich habe gefahndet, ich habe Wochenenden und Nächte darauf verwandt …«
»Aber das hier ist etwas anderes«, unterbricht ihr Chef sie lächelnd.
»Bitte, bitte … Du kannst mich nicht schon wieder einfach übergehen.«
»Übergehen? Ein Kriminaltechniker der Landeskripo ist schwer verletzt worden, ein Kommissar wurde angegriffen, die Wohnung hätte explodieren können und …«
»Das weiß ich alles, deshalb muss ich da jetzt hin …«
»Ich habe Göran Stone geschickt.«
»Göran Stone? Ich arbeite hier seit drei Jahren, ich habe nichts zu Ende bringen dürfen, dabei ist das mein Spezialgebiet. Göran hat von so was doch überhaupt keine Ahnung und …«
»In der Kanalisation hat er sich gut geschlagen.«
Saga schluckt.
»Das war auch mein Fall, ich habe die Verbindung zwischen …«

»Aber die Sache wurde gefährlich, und ich bin nach wie vor der Meinung, dass ich die richtige Entscheidung getroffen habe.«
Saga wird rot, senkt den Blick, sammelt sich und versucht, ruhig zu sprechen.
»Ich schaffe das schon, genau dafür bin ich ausgebildet worden …«
»Mag sein, aber ich bin nun einmal zu einer anderen Einschätzung gelangt …«
Er zupft an seiner Nase, seufzt und legt die Füße auf den Papierkorb unter dem Schreibtisch.
»Du weißt, dass ich nicht das Ergebnis eines Gleichstellungsplans bin«, erklärt Saga langsam. »Ich bin nicht wegen irgendeiner Frauenquote hier, sondern weil ich bei allen Tests die Beste in meiner Gruppe gewesen bin, ich war die Beste Scharfschützin, die es jemals gab, ich habe zweihundertzehn verschiedene Fälle …«
»Ich mache mir doch nur Sorgen um dich«, sagt er schwach und begegnet dem Blick ihrer hellblauen Augen.
»Aber ich bin kein Püppchen, ich bin keine Prinzessin oder Elfe.«
»Aber du bist so … so …« Verner errötet heftig und hebt die Hände in einer hilflosen Geste. »Okay, verdammt, dann machen wir es eben so, du leitest die Ermittlungen, aber Göran Stone bleibt dabei und passt auf dich auf.«
»Danke«, sagt sie und lächelt erleichtert.
»Aber vergiss bitte nicht, die Sache ist kein Kinderspiel. Penelope Fernandez' Schwester ist tot, die Frau wurde förmlich hingerichtet, Penelope ist verschwunden …«
»Und ich habe bei mehreren linksextremistischen Gruppierungen verstärkte Aktivitäten festgestellt«, fällt Saga ihm ins Wort. »Wir untersuchen, ob die Revolutionäre Front für den Diebstahl von Sprengstoff in Vaxholm verantwortlich ist.«
»Das Wichtigste ist natürlich herauszufinden, ob eine unmittelbare Bedrohung vorliegt«, sagt Verner.
»Im Moment verläuft die Radikalisierung gewisser Kreise ziemlich rapide. Ich habe eben erst mit Dante Larsson vom Militärischen Nachrichtendienst gesprochen, und er meint, dass man dort in diesem Sommer mit Sabotageakten rechnet.«
»Aber im Moment konzentrieren wir uns auf Penelope Fernandez«,

erwidert Verner lächelnd.
»Natürlich. Ja, selbstverständlich.«
»Die kriminaltechnische Untersuchung führen wir in Zusammenarbeit mit der Landeskripo durch, aber ansonsten sollen die aus der Sache möglichst rausgehalten werden.«
Saga Bauer nickt und wartet kurz, ehe sie ihre Frage stellt.
»Werde ich diesen Fall zu Ende führen dürfen? Das ist wichtig für mich, denn …«
»Solange du sattelfest bist«, unterbricht er sie, »aber wir haben keine Ahnung, wo das alles enden wird, momentan wissen wir ja nicht einmal, wo es anfängt.«

22

Das Unfassbare

An der Rekylgatan in Västerås liegt ein lang gestrecktes, leuchtend weißes Hochhaus. Wer in diesem Häuserblock wohnt, hat es nicht weit zur Lillhagsschule, zum Fußball- und zum Tennisplatz.
Aus dem Eingang von Hausnummer 1 tritt ein junger Mann mit einem Motorradhelm in der Hand. Sein Name ist Stefan Bergkvist, und er ist knapp siebzehn Jahre alt, besucht den mechatronischen Zweig des Gymnasiums und wohnt mit seiner Mutter und deren Lebensgefährten zusammen.
Er hat lange blonde Haare und einen Silberring in der Unterlippe, trägt ein schwarzes T-Shirt und Baggy Pants, deren Saum von den Turnschuhen kaputt getreten sind.
Gemächlich schlendert er zum Parkplatz, hängt den Helm an den Lenker seines Motocrossmotorrads und fährt langsam auf dem Fußweg um das Haus herum, dann parallel zu den zweispurigen Eisenbahngleisen, durch die Unterführung unter der nördlichen Umgehungsstraße hindurch in das große Industriegebiet. Dort hält er neben einem Bauwagen, der mit blauen und silberfarbenen Graffiti bemalt ist.
Stefan und seine Freunde treffen sich hier regelmäßig und fahren Rennen auf der Motorcrossstrecke, die sie am Bahnwall angelegt haben, sie fahren über die verschiedenen Nebengleise und zurück zum Terminalvägen.
Vier Jahre kommen sie schon an diesen Ort, seit sie den Schlüssel zu dem Bauwagen an einem Nagel an der Rückseite zwischen den Disteln gefunden haben. Der Bauwagen steht dort seit fast zehn Jahren. Aus irgendeinem Grund wurde er nach dem Bau einer großen Fabrik vergessen.
Stefan lässt sein Motorrad stehen. Er schließt das Vorhängeschloss auf, klappt den Stahlriegel herunter und öffnet die Holztür. Er betritt den Wagen, schließt die Tür hinter sich, schaut auf die Uhrzeit im Display seines Handys und sieht, dass seine Mutter angerufen hat.
Er merkt nicht, dass er von einem etwa sechzigjährigen Mann in einer

grauen Wildlederjacke und hellbrauner Hose beobachtet wird. Der Mann steht hinter einem Müllcontainer neben einem flachen Industriebau auf der anderen Seite der Bahnstrecke.
Stefan geht zur Miniküche, greift nach einer Chipstüte, die in der Spüle liegt, schüttelt die letzten Krümel in seine Hand und isst sie.
Durch zwei schmutzige, vergitterte Fenster fällt Licht in den Bauwagen. Stefan wartet auf seine Freunde und blättert ein wenig in einer der alten Zeitschriften, die auf dem Zeichenschrank liegen geblieben sind. Auf dem Titelblatt der Illustrierten »Lektyr« mit der Schlagzeile »Super, man lässt sich lecken und wird auch noch dafür bezahlt!« sieht man eine junge Frau mit nackten Brüsten.
Ohne Eile verlässt der Mann in der Wildlederjacke sein Versteck, geht an einem Hochspannungsmast mit herunterhängenden Stromleitungen vorbei und überquert den Bahndamm. Er geht zu Stefans Motorrad, klappt den Ständer hoch und rollt es zur Tür des Bauwagens.
Der Mann sieht sich um und legt anschließend das Motorrad vor die Tür des Bauwagens und drückt es mit dem Fuß fest dagegen, sodass es die Tür verkeilt. Anschließend schraubt er den Tankdeckel ab und lässt das Benzin unter den Bauwagen laufen.
Stefan blättert weiter in der alten Illustrierten, betrachtet die vergilbten Fotos von Frauen in Gefängniskulisse. Eine Blondine sitzt mit weit gespreizten Schenkeln in einer Zelle und zeigt einem Wärter ihr Geschlecht. Stefan starrt das Bild an und zuckt zusammen, als von draußen ein rasselndes Geräusch an sein Ohr dringt. Er lauscht, glaubt Schritte zu hören und schlägt hastig die Illustrierte zu.
Der Mann in der Wildlederjacke hat den roten Benzinkanister herausgezogen, den die Jungen im Unkraut neben dem Bauwagen versteckt haben, und leert ihn rund um den Bauwagen. Erst als er sich schon auf der Rückseite befindet, hört man aus dem Wageninneren die ersten Rufe. Der Junge hämmert gegen die Tür und versucht, sie zu öffnen, seine stapfenden Schritte sind zu hören, und sein ängstliches Gesicht taucht undeutlich hinter einem der schmutzigen Fenster auf. »Machen Sie die Tür auf, das ist nicht witzig«, sagt er mit lauter Stimme.
Der Mann in der Wildlederjacke setzt seinen Weg rund um den Bauwagen fort, schüttet die letzten Tropfen Benzin aus und stellt den Kanister anschließend an seinen Platz zurück.

»Was tun Sie da?«, ruft der Junge.
Er wirft sich gegen die Tür und versucht, sie aufzutreten, aber sie rührt sich nicht. Er ruft seine Mutter an, aber ihr Telefon ist ausgeschaltet. Sein Herz pocht angstvoll, als er versucht, durch die grauen Striemen auf dem Glas etwas zu erkennen, und geht von einem Fenster zum anderen.
»Sind Sie verrückt?«
Als ihm plötzlich der beißende Geruch der Benzindämpfe in die Nase steigt, wallt das Grauen in seinem Körper auf, und sein Magen krampft sich zusammen.
»Hallo?«, ruft er mit ängstlicher Stimme. »Ich weiß, dass Sie noch da sind!«
Der Mann zieht eine Streichholzschachtel aus der Tasche.
»Was wollen Sie, bitte, sagen Sie mir doch einfach, was Sie von mir wollen …«
»Es ist nicht deine Schuld, aber ein Albtraum muss in Erfüllung gehen«, sagt der Mann, ohne die Stimme zu erheben, und reißt ein Streichholz an.
»Lassen Sie mich raus!«, schreit der Junge.
Der Mann wirft das Streichholz ins feuchte Gras. Es seufzt auf, als führe der Wind blitzschnell in ein großes Segel. Hellblaue Flammen schlagen mit solcher Kraft in die Höhe, dass der Mann mehrere Schritte zurückweichen muss. Der Junge ruft um Hilfe. Die Flammen schließen sich um den Bauwagen. Der Mann tritt weiter zurück, spürt die Hitze auf seinem Gesicht und hört die panischen Schreie.
Der Wagen steht binnen weniger Sekunden lichterloh in Flammen, und durch die Hitze zerspringen die Fensterscheiben hinter den Gittern.
Als die Hitze die Haare auf seinem Kopf in Brand setzt, brüllt der Junge auf.
Der Mann überquert den Bahndamm, stellt sich neben das Industriegebäude und sieht den alten Bauwagen wie eine Fackel brennen.
Einige Minuten später nähert sich aus nördlicher Richtung ein Güterzug. Langsam rollt er auf dem Gleis heran, ratternd und knarrend passiert die lange Reihe brauner Waggons die hohen Flammen, während der Mann in der grauen Wildlederjacke sich auf der Stenbygatan entfernt.

23

Die Kriminaltechniker

Es ist Wochenende, aber Carlos Eliasson, der Chef der Landeskriminalpolizei, ist trotzdem in seinem Büro. Seine zunehmende Menschenscheu führt dazu, dass er sich immer stärker dagegen sperrt, spontane Besucher zu empfangen. Die Bürotür ist geschlossen, und eine rot leuchtende Lampe zeigt an, dass er nicht gestört werden will. Joona klopft an und tritt im selben Moment ein.
»Wenn die Wasserschutzpolizei etwas findet, will ich benachrichtigt werden«, erklärt er.
Carlos schiebt ein Buch auf seinem Schreibtisch von sich und erwidert ruhig:
»Jemand hat Erixon und dich angegriffen, so etwas nimmt einen mit, ihr müsst das erst einmal verarbeiten.«
»Das tun wir«, sagt Joona.
»Die Suche mit dem Hubschrauber ist beendet worden.«
Joona erstarrt.
»Beendet? Wie groß ist denn das Gebiet, das sie …«
»Das weiß ich nicht«, unterbricht Carlos ihn.
»Wer ist der Einsatzleiter?«
»Die Landeskriminalpolizei hat damit nichts zu tun«, sagt Carlos. »Die Wasserschutzpolizei und …«
»Aber es wäre für uns schon hilfreich zu erfahren, ob wir in einem oder drei Mordfällen ermitteln«, sagt Joona schneidend.
»Joona, du ermittelst im Moment gar nichts. Ich habe den Fall bei Jens Svanehjälm verankert. Wir stellen zusammen mit dem Staatsschutz ein Team zusammen. Für die Kripo wird Petter Näslund dabei sein, Tommy Kofoed stößt von der Landesmordkommission dazu und …«
»Welche Aufgabe übernehme ich?«
»Du nimmst dir eine Woche frei.«
»Nein.«
»Dann wirst du zur Polizeihochschule fahren und Vorlesungen halten müssen.«

»Nein.«
»Jetzt sei doch nicht so dickköpfig«, sagt Carlos. »Diese Sturheit ist nicht so charmant wie …«
»Ich scheiße auf dich«, sagt Joona. »Denn Penelope …«
»Du scheißt auf mich«, unterbricht Carlos ihn verblüfft. »Ich bin der Chef der …«
»Penelope Fernandez und Björn Almskog leben vielleicht noch«, fährt Joona mit harter Stimme fort. »Seine Wohnung ist ausgebrannt, und ihre wäre es auch, wenn ich nicht da gewesen wäre. Ich glaube, dass der Mörder nach etwas sucht, das die beiden haben, ich glaube, dass er versucht hat, etwas aus Viola herauszuquetschen, bevor er sie ertränkt hat …«
»Vielen Dank«, unterbricht Carlos ihn. »Danke für deine interessanten Überlegungen, aber wir haben … Nein, gib mir bitte eine Sekunde. Ich weiß, es fällt dir schwer, das zu akzeptieren, aber es gibt außer dir auch noch andere Polizisten, Joona. Und weißt du was, die meisten von ihnen sind sogar richtig gut.«
»Da bin ich ganz deiner Meinung«, sagt Joona zögernd. »Und du solltest gut auf sie aufpassen, Carlos.«
Joona betrachtet die bräunlichen Flecken von Erixons Blut auf seinen Hemdärmeln.
»Wie meinst du das?«
»Ich bin dem Täter begegnet und glaube, dass wir bei diesen Ermittlungen mit dem Tod von Polizisten rechnen müssen.«
»Ihr seid überrumpelt worden. Ich verstehe, dass es furchtbar war …«
»Okay«, sagt Joona hart.
»Tommy Kofoed kümmert sich um die Untersuchung des Tatorts, und ich rufe bei Brittis in der Polizeihochschule an und sage ihr, dass du vorbeikommst und nächste Woche Gastvorlesungen hältst«, sagt Carlos.
Als Joona das Landeskriminalamt verlässt, schlägt ihm die Wärme entgegen. Er zieht sein Jackett aus und merkt, dass sich ihm jemand aus den Schatten im Park und auf der Straße zwischen den parkenden Autos hindurch nähert. Er dreht sich um und sieht, dass es Claudia Fernandez, Penelopes Mutter, ist.
»Joona Linna.« Sie wirkt angespannt.
»Frau Fernandez. Wie geht es Ihnen?«

Sie schüttelt nur den Kopf. Ihre Augen sind gerötet, in ihrem Gesicht spiegeln sich ihre quälenden Sorgen.
»Finden Sie Penelope, Sie müssen mein Mädchen finden«, sagt sie und reicht ihm einen prall gefüllten Umschlag.
Joona öffnet ihn und sieht, dass er voller Geldscheine ist. Er versucht, ihn zurückzugeben, aber sie will ihn nicht annehmen.
»Bitte, nehmen Sie das Geld. Es ist alles, was ich habe«, sagt sie. »Aber ich kann mehr beschaffen, ich kann das Haus verkaufen, Hauptsache, Sie finden sie.«
»Es tut mir leid, Frau Fernandez, aber ich kann Ihr Geld nicht annehmen«, sagt er.
»Bitte …«
Joona gibt Claudia Fernandez den Umschlag zurück, sie hält ihn abwesend in der Hand und murmelt schließlich, dass sie nach Hause gehen und am Telefon warten wird. Doch dann hält sie Joona noch einmal zurück und versucht, es ihm nochmals zu erklären.
»Ich habe ihr gesagt, dass sie zu Hause nicht willkommen ist … sie wird mich niemals anrufen.«
»Sie haben sich gestritten, davon geht die Welt nicht unter.«
»Aber wie konnte ich nur so etwas sagen? Können Sie das verstehen?«, fragt sie und schlägt sich mit den Fingerknöcheln hart gegen die Stirn.
»Wer sagt so etwas zu seinem eigenen Kind?«
»Es ist so leicht passiert …«
Joonas Stimme erstirbt, am Rücken bricht ihm der Schweiß aus, und er zwingt sich, die aufflackernden Erinnerungsfragmente zu verdrängen.
»Ich ertrage das nicht«, sagt Claudia Fernandez leise.
Joona nimmt ihre Hände und sagt, dass er alles tun wird, was in seiner Macht steht.
»Sie müssen Ihre Tochter zurückbekommen«, flüstert er.
Sie nickt, dann trennen sich ihre Wege.
Joona eilt die Bergsgatan hinab und blinzelt in den Himmel, während er zu seinem Auto geht. Im letzten Sommer saß er im Krankenhaus und hielt die Hand seiner Mutter. Sie unterhielten sich wie üblich auf Finnisch. Er sagte, dass sie zusammen nach Karelien fahren würden, sobald es ihr besser ginge. Sie war dort geboren, in einem kleinen Dorf, das im Gegensatz zu vielen anderen im Zweiten Weltkrieg nicht von den

Russen niedergebrannt worden war. Seine Mutter hatte erwidert, es sei wohl besser, wenn er mit einem von denen nach Karelien fahren würde, die auf ihn warteten.
Im »Il Caffè« kauft Joona eine Flasche San Pellegrino und leert sie, noch ehe er sich in das heiße Auto setzt. Das Lenkrad glüht, und der Sitz brennt im Rücken. Statt zur Polizeihochschule zu fahren, kehrt er in die Sankt Paulsgatan 3 zurück, zur Wohnung von Penelope Fernandez. Er denkt an den Mann, dem er in ihrer Wohnung begegnet ist. Seine Bewegungen sind ungewöhnlich schnell und genau gewesen, so als wäre sein Messer lebendig gewesen.
Rund um den Hauseingang sind blaue und weiße Plastikbänder mit den Worten »Polizei« und »Absperrung« gespannt.
Joona weist sich vor dem uniformierten Polizisten aus und schüttelt ihm anschließend die Hand. Sie sind sich sporadisch begegnet, haben aber nie zusammengearbeitet.
»Heiß heute«, sagt Joona.
»Soll das ein Witz sein?«, erwidert der Beamte.
»Wie viele Techniker sind vor Ort?«, fragt er und nickt zum Treppenhaus hinauf.
»Einer von uns und drei vom Staatsschutz«, antwortet der Polizeibeamte.
»Man will möglichst schnell DNA sichern.«
»Sie werden keine finden«, sagt Joona eher zu sich selbst und steigt die Treppe hinauf.
Vor der Wohnungstür im dritten Stock steht Melker Janos, ein älterer Polizist. Er gehörte zu Joonas Ausbildern und ist ihm als gestresster und unangenehmer Vorgesetzter in Erinnerung geblieben. Damals war Melker dabei, Karriere zu machen, aber eine Scheidung und zeitweiliger Alkoholismus führten dazu, dass er wieder zum Streifenpolizisten degradiert wurde. Als er Joona sieht, grüßt er kurz und gereizt und öffnet ihm mit ironisch unterwürfiger Geste die Tür.
»Danke«, sagt Joona, ohne eine Antwort zu erwarten.
Direkt hinter der Tür steht Tommy Kofoed, der kriminaltechnische Koordinator der Landesmordkommission. Kofoed wirkt mürrisch in seiner gebückten Haltung. Er reicht Joona gerade einmal bis zur Brust. Als sich ihre Blicke begegnen, öffnet er den Mund zu einem fast kindlich fröhlichen Lächeln.

»Joona, schön dich zu sehen. Wolltest du nicht zur Polizeihochschule?«
»Hab mich verfahren.«
»Gut so.«
»Habt ihr was gefunden?«, fragt Joona.
»Wir haben alle Schuhabdrücke im Flur gesichert«, sagt er.
»Tja, die passen bestimmt zu meinen Schuhen«, sagt Joona und gibt ihm die Hand.
»Und zu denen des Angreifers«, erklärt Kofoed und lächelt noch breiter. »Wir haben mehrere hübsche Abdrücke sichern können. Er hat sich verdammt komisch bewegt – nicht wahr?«
»Ja«, antwortet Joona kurz.
Im Flur liegen Trittplatten auf dem Fußboden, damit keine Spuren kontaminiert werden, ehe sie gesichert worden sind. Auf einem Stativ steht eine Kamera, deren Objektiv auf den Fußboden gerichtet ist. Eine lichtstarke Lampe mit Aluminiumschirm liegt noch in einer Ecke. Die Kriminaltechniker haben mithilfe von Streiflicht, das fast parallel zum Boden fällt, nach unsichtbaren Schuhabdrücken gesucht. Danach haben sie die Schuhabdrücke elektrostatisch abgenommen und die Schritte des Täters von der Küche durch den Flur markiert.
Eigentlich ist dieses exakte Vorgehen überflüssig, denkt Joona. Schuhe, Handschuhe und Kleider des Täters sind aller Wahrscheinlichkeit nach bereits vernichtet, wahrscheinlich verbrannt worden.
»Wie ist er eigentlich gelaufen?«, fragt Kofoed und zeigt auf die Markierungen. Da, da … schräg rüber … und dann gibt es nichts mehr bis hier und hier.«
»Du hast einen Abdruck übersehen«, sagt Joona grinsend.
»Nie im Leben.«
»Da«, zeigt Joona.
»Wo?«
»Auf der Wand.«
»Das gibt’s doch nicht.«
Etwa siebzig Zentimeter über dem Fußboden erkennt man auf der Tapete einen schwachen Schuhabdruck. Tommy Kofoed ruft einen anderen Techniker hinzu und bittet ihn, einen Gelatineabdruck zu sichern.
»Kann man jetzt über den Boden gehen?«, erkundigt sich Joona.
»Solange du nicht über die Wände gehst«, antwortet Kofoed.

24

Der Gegenstand

In der Küche steht ein Mann in Jeans und hellbraunem Blazer mit Lederflicken an den Ellbogen. Er streicht sich über seinen blonden Schnurrbart, spricht laut und zeigt auf die Mikrowelle. Joona geht weiter und sieht, wie ein Techniker mit Mundschutz und Schutzhandschuhen die ausgebeulte Sprayflasche in eine Papiertüte verfrachtet, sie oben zweimal umklappt, zuklebt und anschließend beschriftet.
»Sie sind Joona Linna, stimmt's?«, sagt der Mann mit dem blonden Schnurrbart. »Wenn Sie so gut sind, wie alle sagen, sollten Sie zu uns kommen.«
Sie geben sich die Hand.
»Göran Stone, Staatsschutz«, sagt der Mann selbstzufrieden.
»Sie leiten die Ermittlungen?«
»Ja, genau … offiziell übernimmt das allerdings Saga Bauer – aus statistischen Gründen«, sagt Stone grinsend.
»Ich bin Saga Bauer schon einmal begegnet«, sagt Joona. »Sie scheint mir sehr wohl fähig …«
»Nicht wahr?« Göran Stone lacht, verstummt dann abrupt.
Joona sieht aus dem Fenster, denkt an das Motorboot, das auf dem Meer treibend gefunden wurde, und versucht zu verstehen, wie der Auftrag des Mörders lautet, welche Person oder Personen er liquidieren soll. Es ist ihm bewusst, dass die Ermittlungen noch ganz am Anfang stehen und es zu früh ist, Schlussfolgerungen zu ziehen, aber trotzdem ist es immer gut, von hypothetischen Abläufen auszugehen.
Der einzige Mensch, auf den es der Täter höchstwahrscheinlich abgesehen hatte, war Penelope, denkt Joona. Und die Einzige, die er vermutlich nicht töten wollte, war Viola, weil er nicht vorhersehen konnte, dass sie auch auf der Jacht sein würde – ihre Anwesenheit war bloß ein unglücklicher Zufall, sagt Joona sich, verlässt die Küche und begibt sich ins Schlafzimmer.
Das Bett ist gemacht, die sahnefarbene Tagesdecke glatt. Saga Bauer vom Staatsschutz steht vor einem Notebook, das sie auf die Fensterbank

gestellt hat, und telefoniert. Joona ist ihr bei einem Antiterror-Seminar begegnet.
Joona setzt sich aufs Bett und versucht, seine Gedanken erneut zu sammeln. Er stellt Viola und Penelope vor sich auf und platziert Björn neben ihnen. Sie können nicht alle an Bord gewesen sein, als Viola ermordet wurde, sagt er sich, denn dann hätte der Killer sich nicht geirrt. Wäre er auf offener See an Bord gegangen, hätte er alle drei ermordet, sie in die richtigen Betten verfrachtet und das Boot versenkt. Sein Irrtum schließt Penelopes Anwesenheit an Bord aus. Also müssen die drei irgendwo angelegt haben.
Joona steht wieder auf, verlässt das Schlafzimmer und geht ins Wohnzimmer. Er lässt den Blick über den Fernseher an der Wand, die Couch mit der roten Decke und den modernen Tisch mit Stapeln linksgerichteter Zeitschriften schweifen. Er geht zum Bücherregal, das eine ganze Wand einnimmt, bleibt stehen und denkt an das Boot und die Schäden an den Kabeln im Maschinenraum, die binnen weniger Minuten einen Lichtbogen hervorrufen sollten. An das Kissen, das entflammt werden sollte, an dieses Stück Schlauch, das zur Treibstoffpumpe führt und herausgezogen worden war. Aber die Jacht wurde nicht versenkt. Wahrscheinlich, weil der Motor nicht lange genug lief.
Das alles können keine Zufälle sein.
Björns Wohnung wird von einem Feuer verwüstet, am selben Tag wird Viola ermordet, und wenn sie das Boot nicht verlassen hätten, wäre der Treibstofftank explodiert.
Anschließend versucht der Mörder, in Penelopes Wohnung eine Gasexplosion herbeizuführen.
Björns Wohnung, das Motorboot, Penelopes Wohnung.
Er sucht nach etwas, das Björn und Penelope haben, denkt Joona. Als Erstes hat er Björns Wohnung durchsucht, und als er dort nicht fand, wonach er suchte, ließ er sie in Flammen aufgehen und verfolgte das Boot, und als er das Boot durchsucht und nicht gefunden hatte, wonach er suchte, versuchte er, Viola zum Sprechen zu bringen, und als er keine Antworten bekam, fuhr er zu Penelopes Wohnung.
Joona nimmt sich ein Paar Schutzhandschuhe aus einem Karton und stellt sich anschließend erneut vor das Bücherregal und betrachtet die dünne Staubschicht vor den Büchern. Ihm fällt auf, dass vor manchen

Buchrücken kein Staub liegt, was bedeutet, dass jemand diese Bücher irgendwann in den letzten Wochen herausgezogen hat.
»Ich will dich hier nicht sehen«, meint Saga Bauer hinter ihm. »Das ist mein Fall.«
»Ich bin gleich wieder weg, ich muss nur etwas finden«, antwortet Joona gedämpft.
»Fünf Minuten«, sagt sie.
Er dreht sich um.
»Könnt ihr die Bücher fotografieren?«
»Schon erledigt«, antwortet sie kurz.
»Schräg von oben, damit man den Staub sieht«, sagt er ungerührt.
Sie begreift, was er meint, verzieht keine Miene, nimmt einem Techniker die Kamera ab, tritt näher und fotografiert alle Regalebenen, an die sie herankommt, und erklärt anschließend, dass er sich die Bücher in den fünf unteren Regalreihen ansehen kann.
Joona zieht »Das Kapital« von Marx heraus und blättert darin. Das Buch ist voller Unterstreichungen und Randnotizen. Er schaut in die Lücke in der Bücherreihe, kann aber nichts entdecken. Er stellt das Buch zurück. Sein Blick wandert über eine Biografie Ulrike Meinhofs, eine zerlesene Anthologie mit dem Titel »Frauenpolitische Schlüsseltexte« und Bertolt Brechts gesammelte Werke.
In der zweiten Reihe von unten entdeckt er auf einmal drei Bücher, die offensichtlich erst kürzlich aus dem Bücherregal gezogen worden sind. Vor ihnen liegt kein Staub.
»Die List der Antilopen, Augenzeugenberichte vom Völkermord in Ruanda«. Pablo Nerudas Gedichtsammlung »Cien sonetos de amor« und »Die ideengeschichtlichen Wurzeln der schwedischen Rassenbiologie«.
Joona blättert eins nach dem anderen durch und als er »Die ideengeschichtlichen Wurzeln der schwedischen Rassenbiologie« öffnet, fällt ein Foto heraus. Er hebt es vom Fußboden auf. Es ist eine Schwarzweißaufnahme eines ernsten Mädchens mit fest geflochtenen Haaren. Er erkennt augenblicklich Claudia Fernandez. Sie kann nicht älter als fünfzehn sein und sieht ihren Töchtern zum Verwechseln ähnlich.
Aber wer würde eine Fotografie seiner Mutter in ein Buch über Rassenbiologie legen, denkt er und dreht das Bild um.

Auf der Rückseite der Aufnahme hat jemand mit Bleistift notiert: »No estés lejos de mí un solo día.«
Zweifellos eine Zeile aus einem Gedicht: *Sei nicht weit von mir, nicht einen einzigen Tag.*
Joona zieht noch einmal Nerudas Gedichtsammlung aus dem Regal, blättert und findet schnell die Strophe: »No estés lejos de mí un solo día, porque cómo, porque, no sé decirlo, es largo el día, y te estaré esperando como en las estaciones cuando en alguna parte se durmieron los trenes.«
Hier hat die Fotografie gelegen, in Nerudas Buch.
Das ist die richtige Stelle, denkt er.
Wenn der Mörder in diesen Büchern nach etwas gesucht hat, könnte das Bild dabei herausgefallen sein. Er hat hier gestanden, überlegt Joona, und sich genau wie ich den Staub auf den Regalbrettern angesehen und flüchtig die Bücher duchgeblättert, die in den letzten Wochen herausgenommen worden sind. Da entdeckt der Mörder, dass eine Fotografie herausgefallen ist und auf dem Boden liegt, und legt sie zurück, aber in das falsche Buch.
Joona schließt die Augen.
So muss es gewesen sein, denkt er.
Der Killer hat die Bücher durchsucht.
Wenn er weiß, wonach er sucht, heißt das, der Gegenstand findet Platz zwischen den Seiten eines Buchs.
Worum könnte es sich folglich handeln?
Ein Brief oder ein Testament, ein Foto, ein Geständnis. Vielleicht auch eine CD oder DVD, eine Speicherkarte oder eine SIM-Karte.

25

Das Kind auf der Treppe

Joona verlässt das Wohnzimmer und wirft einen Blick ins Badezimmer, das gerade detailliert fotografiert wird. Er geht durch den Flur und tritt durch die Wohnungstür ins Treppenhaus, wo er vor dem engmaschigen Gitter des Aufzugs stehen bleibt.
Auf der Wohnungstür neben dem Aufzug steht »Nilsson«. Er klopft an und wartet. Kurz darauf hört man hinter der Tür Schritte. Eine rundliche Frau Anfang sechzig öffnet einen Spaltbreit und schaut hinaus.
»Ja, bitte?«
»Guten Tag, ich heiße Joona Linna, ich bin Kriminalkommissar und …«
»Aber ich habe doch schon gesagt, dass ich sein Gesicht nicht gesehen habe«, unterbricht sie ihn.
»Ist die Polizei schon bei Ihnen gewesen? Das wusste ich nicht.«
Sie öffnet die Tür, und zwei Katzen, die auf dem Telefontischchen gelegen haben, springen auf den Boden und verschwinden in der Wohnung.
»Er hatte eine Draculamaske auf«, sagt die Frau ungeduldig, als hätte sie das bereits unzählige Male erklärt.
»Wer?«
»Wer«, murrt sie und geht zurück in die Wohnung.
Nach einer Weile kehrt sie mit einem vergilbten Zeitungsausschnitt zurück. Joona überfliegt den zwanzig Jahre alten Artikel über einen Exhibitionisten, der sich damals als Dracula verkleidete und im Stadtteil Södermalm Frauen unsittlich berührte.
»Unten herum war er splitterfasernackt …«
»Aber ich dachte eigentlich …«
»Nicht, dass ich hingesehen hätte«, fährt die Frau fort. »Aber das habe ich euch doch alles schon erzählt.«
Joona sieht sie an und lächelt.
»Eigentlich wollte ich Sie nach etwas ganz anderem fragen.«
Die Frau reißt die Augen auf:
»Warum haben Sie das denn nicht gleich gesagt?«

»Ich wollte Sie fragen, ob Sie Penelope Fernandez kennen, Ihre Nachbarin, die …«
»Sie ist wie ein Enkelkind für mich«, unterbricht ihn die Frau. »So wunderbar, so nett, so süß und …«
Sie verstummt jäh und fragt dann leise:
»Ist sie tot?«
»Warum fragen Sie das?«
»Weil die Polizei herkommt und unangenehme Fragen stellt«, erwidert sie.
»Ich würde gerne wissen, ob sie in den letzten Tagen ungewöhnlichen Besuch bekommen hat.«
»Nur weil ich alt bin, schnüffele ich noch lange nicht anderen Leuten hinterher und führe Buch über ihr Privatleben.«
»Natürlich nicht, ich dachte nur, Sie hätten vielleicht rein zufällig etwas gesehen.«
»Das habe ich aber nicht.«
»Ist vielleicht irgendetwas anderes Ungewöhnliches vorgefallen?«
»Ganz und gar nicht. Das Mädchen ist gepflegt und fleißig.«
Joona bedankt sich für das Gespräch, teilt ihr mit, dass er möglicherweise noch einmal mit weiteren Fragen vorbeischauen wird, und tritt wieder nach draußen, damit die Frau ihre Tür schließen kann.
In der dritten Etage gibt es keine weiteren Wohnungen. Er steigt die Stufen weiter hinauf. Auf halber Treppe sieht er ein Kind sitzen. Es scheint ein Junge von etwa acht Jahren zu sein, mit kurzen Haaren, in einer Jeans und einem fadenscheinigen Helly-Hansen-Pullover. Auf seinem Schoß liegt eine Plastiktüte, darin eine Mineralwasserflasche mit abgeschabtem Etikett und ein halbes Baguette.
Joona bleibt vor dem Kind stehen, das ihn scheu ansieht.
»Hallo«, sagt er. »Wie heißt du?«
»Mia.«
»Ich heiße Joona.«
Ihm fällt auf, dass der schlanke Hals des Mädchens unter dem Kinn ganz schmutzig ist.
»Hast du eine Pistole?«, fragt sie.
»Warum fragt du mich das?«
»Du hast Ella gesagt, dass du Polizist bist.«

»Das stimmt – ich bin Kommissar.«
»Hast du eine Pistole?«
»Ja, habe ich«, antwortet Joona. »Möchtest du mal schießen?«
Das Kind sieht ihn verblüfft an.
»Das soll ein Witz sein, oder?«
»Ja«, gesteht Joona lächelnd.
Das Mädchen lacht.
»Warum sitzt du hier auf der Treppe?«
»Es macht mir Spaß, man hört Sachen.«
Joona setzt sich neben das Kind.
»Und was hast du gehört?«
»Jetzt gerade habe ich gehört, dass du Polizist bist und Ella dich angelogen hat.«
»Was war denn gelogen?«
»Dass sie Penelope mag«, antwortet Mia.
»Tut sie das nicht?«
»Ella kippt ihr immer Katzendreck in den Briefschlitz.«
»Warum tut sie das?«
Das Kind zuckt mit den Schultern und fingert an seiner Tüte herum.
»Keine Ahnung.«
»Was hältst du denn von Penelope?«
»Sie sagt immer ›Hallo‹.«
»Aber du kennst sie nicht weiter?«
»Nein.«
Joona schaut sich um.
»Wohnst du hier auf der Treppe?«
Das Mädchen unterdrückt ein Lächeln.
»Nein, ich wohne mit meiner Mama im ersten Stock.«
»Aber du bist oft im Treppenhaus.«
Mia zuckt mit den Schultern.
»Meistens.«
»Schläfst du hier?«
Das Mädchen zupft am Etikett der Wasserflasche.
»Manchmal.«
»Letzten Freitag«, sagt Joona, »hat Penelope am frühen Morgen ihre Wohnung verlassen. Sie hat ein Taxi genommen.«

»Das war totales Pech«, erwidert das Mädchen sofort. »Sie hat Björn nur um ein paar Sekunden verpasst; als er gekommen ist, war sie gerade weg. Ich hab ihm gesagt, dass sie weggefahren ist.«
»Und was hat er gesagt?«
»Das wäre nicht weiter schlimm, er wollte nur was holen.«
»Er wollte was holen?«
Mia nickt.
»Ich leih mir immer sein Handy und spiele ein paar Spiele, aber diesmal hatte er keine Zeit, er ist nur ganz kurz in die Wohnung gegangen, hat die Tür hinter sich abgeschlossen und ist die Treppen runtergelaufen.«
»Hast du gesehen, was er geholt hat?«
»Nein.«
»Was ist danach passiert?«
»Nichts, um Viertel vor neun bin ich in die Schule gegangen.«
»Und nach der Schule, am Abend. Ist da was passiert?«
Mia zuckt mit den Schultern.
»Mama war nicht da, also bin ich zu Hause geblieben, hab Makkaroni gegessen und ferngesehen.«
»Gestern?«
»Da war sie auch weg, also war ich zu Hause.«
»Du hast nicht gesehen, wer gekommen und gegangen ist?«
»Nein.«
Joona zieht eine Visitenkarte heraus und notiert eine Telefonnummer darauf.
»Schau mal, Mia«, sagt er. »Das hier sind zwei richtig gute Telefonnummern. Die eine ist meine eigene.«
Er zeigt ihr die aufgedruckte Rufnummer auf der Karte mit dem Polizeiemblem.
»Ruf mich an, wenn du Hilfe brauchst, wenn jemand gemein zu dir ist. Und die zweite Nummer, die ich hier aufgeschrieben habe, 0200 – 230 230 ist die Nummer des Kinderhilfstelefons. Da kannst du immer anrufen, wenn dir danach ist, und über alles reden.«
»Okay«, flüstert Mia und nimmt die Visitenkarte.
»Wirf die Karte nicht weg, wenn ich gegangen bin«, ermahnt Joona sie. »Denn auch wenn du jetzt nicht anrufen willst, möchtest du es vielleicht ein anderes Mal.«

»Björn hat die Hand so gehalten, als er gegangen ist«, sagt Mia und legt eine Hand auf den Bauch.
»Als hätte er Schmerzen?«
»Ja.«

26

Eine Handfläche

Joona klopft auch an die anderen Türen im Haus, erfährt aber nur, dass Penelope eine recht unauffällige, fast scheue Nachbarin ist, die sich an den alljährlichen Putztagen beteiligt und an der Eigentümerversammlung teilnimmt, aber nicht mehr. Als er fertig ist, geht er langsam die Treppe zur dritten Etage hinunter.
Die Tür zu Penelopes Wohnung steht offen. Ein Kriminaltechniker des Staatsschutzes hat das Wohnungsschloss demontiert und den Kolben in eine Plastiktüte gelegt.
Joona geht hinein, hält sich im Hintergrund und verfolgt die forensische Untersuchung. Es hat ihm immer gefallen, bei der Arbeit der Kriminaltechniker dabei zu sein, zu sehen, wie sie systematisch alles fotografieren, jede Spur sichern und sorgsam über jedes Stadium Protokoll führen. Die fortschreitende Untersuchung eines Tatorts ist ein Werk der Zerstörung. Im Laufe der Zeit wird er Schicht für Schicht kontaminiert und auseinandergenommen. Es gilt, den Tatort in der richtigen Reihenfolge zu zerstören, damit keine Beweise oder Anhaltspunkte verloren gehen.
Joona lässt den Blick über Penelope Fernandez' gepflegte Wohnung schweifen. Was hat Björn Almskog hier gemacht? Er kam, als Penelope gegangen war. Das wirkt fast so, als hätte er sich vor ihrem Hauseingang versteckt und darauf gewartet, dass sie fahren würde. Vielleicht war es wirklich nur ein Zufall, aber es ist ebenso gut möglich, dass er sie nicht treffen wollte.
Björn eilte ins Haus, begegnete dem Kind auf der Treppe, hatte keine Zeit, mit dem Mädchen zu reden, sagte ihr, dass er nur etwas holen wolle, und blieb nur wenige Minuten in der Wohnung.
Vermutlich hat er etwas geholt, wie er es dem Mädchen gesagt hat. Vielleicht hatte er den Bootsschlüssel oder etwas anderes vergessen, was man in die Tasche stecken kann.
Vielleicht hat er es aber auch dagelassen. Vielleicht musste er nur einen Blick auf etwas werfen, eine Information überprüfen, eine

Telefonnummer heraussuchen.
Joona geht in die Küche und schaut sich um.
»Habt ihr den Kühlschrank durchsucht?«
Ein junger Mann mit Kinnbart sieht ihn an:
»Hast du Hunger?«, fragt er in einem breiten Dalarna-Dialekt.
»Es ist ein guter Ort, um Sachen zu verstecken«, antwortet Joona.
»So weit sind wir noch nicht gekommen«, erwidert der Mann.
Joona kehrt ins Wohnzimmer zurück und sieht, dass Saga in einer Ecke des Raums immer noch in ein Diktiergerät spricht.
Tommy Kofoed montiert einen Klebestreifen mit gesicherten Fasern auf OH-Film und blickt auf.
»Irgendetwas Ungewöhnliches?«, erkundigt sich Joona.
»Ungewöhnlich? Na ja, ein Schuhabdruck auf der Wand …«
»Sonst nichts?«
»Was wichtig ist, zeigt sich meistens erst im Labor in Linköping.«
»Haben wir in einer Woche einen Bericht?«, fragt Joona.
»Wenn wir denen wie der Leibhaftige auf die Pelle rücken«, antwortet Kofoed und zuckt mit den Schultern. »Ich will mir als Nächstes die Leiste ansehen, die von dem Messer getroffen wurde, und einen Abguss von der Klinge machen.«
»Lass es«, murmelt Joona.
Kofoed hält dies für einen Witz und lacht, wird dann aber ernst.
»Hast du das Messer gesehen – war es aus Stahl?«
»Nein, die Klinge war heller, vielleicht gesintertes Wolframcarbid, wie es manche bevorzugen. Aber das wird uns nicht weiterbringen.«
»Was?«
»Die Tatortuntersuchung«, antwortet Joona. »Wir werden weder DNA noch irgendwelche Fingerabdrücke finden, die uns dem Täter näherbringen.«
»Und was sollen wir dann tun?«
»Ich glaube, dass der Mann hergekommen ist, um nach etwas zu suchen, und ich glaube, dass er gestört wurde, ehe er es finden konnte.«
»Du meinst, das, wonach er gesucht hat, ist noch hier?«
»Gut möglich«, antwortet Joona.
»Aber du hast keine Ahnung, was es ist?«
»Es findet Platz in einem Buch.«

Joonas granitgraue Augen begegnen für einen kurzen Moment Kofoeds braunen Augen. Göran Stone vom Staatsschutz fotografiert die Tür zum Badezimmer, beide Seiten, den Türrahmen, die Scharniere.
Anschließend setzt er sich auf den Fußboden, um die weiße Badezimmerdecke zu fotografieren. Joona will gerade die Wohnzimmertür öffnen, um ihn zu bitten, einige Bilder von den Zeitschriften auf dem Couchtisch zu machen, als das grelle Licht eines Kamerablitzes ihn blendet. Joona muss stehen bleiben, ihm ist schwarz vor Augen. Vier weiße Punkte gleiten durch sein Blickfeld, gefolgt von einer ölig schimmernden hellblauen Handfläche. Joona sieht sich um, ohne zu erkennen, woher die Hand gekommen ist.
»Göran«, ruft er mit lauter Stimme durch die Glastür zum Flur. »Mach das noch mal!«
Alle in der Wohnung halten inne. Der Kriminaltechniker aus Dalarna lugt aus der Küche heraus, der Mann an der Wohnungstür sieht Joona interessiert an. Tommy Kofoed nimmt seine Schutzmaske herunter und kratzt sich am Hals. Göran Stone bleibt mit fragender Miene auf dem Boden sitzen.
»Genau wie gerade. Fotografier bitte noch einmal die Badezimmerdecke.«
Göran Stone zuckt mit den Schultern, hebt die Kamera und macht eine weitere Aufnahme von der Badezimmerdecke. Die Kamera blitzt, und Joona spürt, wie seine Pupillen sich zusammenziehen und seine Augen zu tränen beginnen. Er schließt sie und sieht noch einmal ein schwarzes Quadrat. Es ist die Glasscheibe in der Tür, sie hat sich dadurch, dass er geblendet wurde, in ein Negativbild verwandelt.
Mitten in dem Quadrat sieht er vier weiße Flecken und daneben treibt eine hellblaue Hand heran.
Er wusste, dass er sie gesehen hat.
Joona blinzelt, kann wieder klar sehen und geht geradewegs zu der Tür, auf der sich in einem Rechteck angeordnet die Reste von vier Klebestreifen befinden und daneben der Abdruck einer Hand.
Tommy Kofoed tritt zu Joona und stellt sich neben ihn.
»Ein Handabdruck«, sagt er.
»Könntest du ihn bitte abnehmen?«, fragt Joona.
»Göran«, sagt Kofoed. »Wir brauchen ein Foto hiervon.«

Göran Stone steht vom Fußboden auf und summt vor sich hin, als er mit seiner Kamera zu ihnen kommt und sich den Handabdruck ansieht.
»Tja, hier hat jemand gestanden und gekleckert«, sagt er zufrieden und macht vier Fotos.
Anschließend tritt er zur Seite und wartet, während Tommy Kofoed den Abdruck zunächst mit Cyanacrylat, das Salze und Feuchtigkeit bindet, und anschließend mit Basic Yellow 40 bearbeitet.
Göran wartet einige Sekunden und schießt dann zwei weitere Fotos.
»Jetzt haben wir dich«, flüstert Kofoed dem Abdruck zugewandt und hebt ihn vorsichtig mit Handi-Lift-Folie ab.«
»Kannst du ihn direkt überprüfen?«, fragt Joona.
Tommy Kofoed geht mit dem Abdruck in die Küche. Joona bleibt stehen und betrachtet die vier Klebestreifenreste auf der Glasscheibe. Unter einem von ihnen sitzt ein abgerissenes Eckchen Papier. Die Person, die diesen Handabdruck hinterließ, hatte keine Zeit, das Klebeband vorsichtig zu lösen. Stattdessen hat sie das Papier von der Glastür losgerissen, sodass die Ecke hängen geblieben ist.
Joona sieht sich die abgerissene Ecke eingehender an. Sofort sieht er, dass es kein gewöhnliches Papier ist, sondern Fotopapier für den Ausdruck von Farbfotografien.
An dieser Fensterscheibe hat ein Foto gehangen, denkt Joona – *um studiert und überdacht zu werden. Dann musste es auf einmal ganz schnell gehen, es war keine Zeit, die Aufnahme behutsam herunterzunehmen. Jemand ist zu der Tür gerannt, hat sich mit der Hand auf der Scheibe abgestützt und das Bild heruntergerissen.*
»Björn«, sagt Joona leise.
Er muss dieses Foto geholt haben. Er hielt sich nicht den Bauch, weil er Schmerzen hatte, sondern weil er das Bild unter seiner Jacke verborgen hatte.

Joona zieht den Kopf weg, sodass er in den Lichtreflexen den Abdruck auf dem Glas, die dünnen Linien des Handtellers erahnen kann.
Die Papillarlinien eines Menschen verändern sich nie, altern nie. Im Unterschied zur DNA sind noch nicht einmal bei eineiigen Zwillingen die Fingerabdrücke gleich.
Joona hört schnelle Schritte hinter sich und dreht sich um.

»Zum Teufel, jetzt reicht’s mir aber«, schreit Saga Bauer. »Das ist mein Fall. Du darfst verdammt noch mal überhaupt nicht hier sein!«
»Ich will doch nur …«
»Halt’s Maul«, unterbricht sie ihn. »Ich habe gerade mit Petter Näslund gesprochen. Du hast hier nichts zu suchen, du darfst nicht hier sein, du bist nicht befugt, hier zu sein.«
»Ich weiß, ich gehe ja gleich«, erwidert er und betrachtet erneut die Glasscheibe.
»Verdammt, Joona Linna«, sagt sie leise. »Du kannst hier nicht einfach herkommen und an Klebestreifen herumfummeln …«
»An dieser Scheibe hing ein Foto«, erwidert er ruhig. »Jemand hat es abgerissen, sich über den Stuhl dort gelehnt, sich mit der Hand abgestützt und nach dem Bild gegriffen.«
Sie sieht ihn widerwillig an, und ihm fällt auf, dass durch ihre linke Augenbraue eine weiße Narbe verläuft.
»Ich bin durchaus in der Lage, diese Ermittlungen zu leiten.«
»Der Abdruck stammt vermutlich von Björn Almskog«, sagt er und geht in Richtung Küche.
»Falsche Richtung, Joona.«
Er beachtet sie nicht weiter, sondern betritt die Küche.
»Das ist mein Fall«, ruft sie.
Die Kriminaltechniker haben mitten im Raum einen kleinen Arbeitsplatz eingerichtet. Zwei Stühle und ein Tisch mit Computer, Scanner und Drucker. Tommy Kofoed steht hinter Göran Stone, der seine Kamera an das Notebook angeschlossen hat. Sie haben den Handabdruck eingespeist und arbeiten an einem ersten Abgleich der Fingerabdrücke.
Saga folgt Joona.
»Was seht ihr?«, erkundigt sich Joona, ohne sich um Saga zu scheren.
»Redet nicht mit Joona«, sagt sie schnell.
Tommy Kofoed blickt auf.
»Jetzt sei nicht albern, Saga«, sagt er und wendet sich anschließend Joona zu. »Diesmal hatten wir kein Glück, der Abdruck stammt von Björn Almskog, Penelopes Freund.«
»Er ist in der Verdächtigenkartei«, erläutert Göran Stone.
»Wessen wird er verdächtigt?«, fragt Joona.
»Teilnahme an Menschenaufläufen mit Gewaltpotenzial, Widerstand

gegen die Staatsgewalt«, antwortet Göran.
»Einer von den ganz Schlimmen«, scherzt Kofoed. »Er ist bestimmt auf einer Demonstration gewesen.«
»Sehr witzig«, sagt Göran Stone säuerlich. »Nicht alle im Polizeikorps begeistern sich so für die Krawalle und Sabotageakte linker Splittergruppen und …«
»Das ist deine Meinung«, unterbricht Kofoed ihn.
»Der Rettungseinsatz spricht für sich selbst«, entgegnet Göran grinsend.
»Wie bitte?«, fragt Joona. »Was soll das heißen? Ich bin nicht dazu gekommen, den Einsatz zu verfolgen – was ist passiert?«

27

Die Extremisten

Carlos Eliasson, der Leiter der Landeskriminalpolizei, erschrickt und verschüttet eine größere Menge Fischfutter ins Aquarium, als Joona Linna die Tür aufreißt.
»Warum wird keine systematische Suchaktion durchgeführt?«, fragt Joona. »Es geht um das Leben von zwei Menschen, und wir schicken keine Boote.«
»Die Wasserschutzpolizei trifft ihre eigenen Entscheidungen, das weißt du genauso gut wie ich«, antwortet Carlos ihm. »Sie haben das gesamte Gebiet mit Hubschraubern abgesucht, und alle sind sich einig, dass Penelope Fernandez und Björn Almskog entweder tot sind oder nicht gefunden werden wollen … und keine der beiden Alternativen lässt eine Suchaktion zu Land besonders dringlich erscheinen.«
»Die beiden haben etwas, was der Mörder haben will, und ich denke ehrlich gesagt …«
»Es bringt doch nichts herumzuraten … Wir wissen nicht, was passiert ist, Joona. Der Staatsschutz scheint zu glauben, dass die jungen Leute untergetaucht sind und es gut möglich ist, dass sie in diesem Moment in einem Zug nach Amsterdam sitzen und …«
»Hör auf damit«, unterbricht Joona ihn. »Du kannst doch nicht auf den Staatsschutz hören, wenn es um zwei …«
»Es ist ihr Fall.«
»Warum denn das? Warum ist das ihr Fall? Björn Almskog soll angeblich an Krawallen beteiligt gewesen sein. Das heißt nichts, gar nichts.«
»Ich habe mit Verner Zandén gesprochen und er hat zu einem frühen Zeitpunkt erklärt, dass Penelope Fernandez Verbindungen zu linksextremen Gruppen unterhält.«
»Das mag ja sein, aber ich bin mir sicher, dass es bei diesem Mord um etwas anderes geht.«
»Natürlich! Natürlich bist du dir sicher«, ruft Carlos.
»Ich weiß noch nicht, worum es geht, aber der Mann, dem ich in

Penelope Ferandez' Wohnung begegnet bin, war ein Profikiller und keiner, der …«
»Der Staatsschutz scheint aber zu glauben, dass Penelope Fernandez und Björn Almskog ein Attentat planen.«
»Penelope Fernandez soll eine Terroristin sein? Hast du mal ihre Artikel gelesen, sie ist Pazifistin und distanziert sich von …«
»Gestern«, unterbricht Carlos ihn, »gestern hat der Staatsschutz jemanden von der Brigade verhaftet, der gerade in ihre Wohnung wollte.«
»Ich weiß nicht mal, was die Brigade ist.«
»Eine militante linksgerichtete Gruppierung. Sie steht in einem losen Kontakt zur Antifaschistischen Aktion und zur Revolutionären Front, ist aber unabhängig. Ideologisch steht sie der RAF nahe und will genauso operativ arbeiten wie der Mossad.«
»Das passt doch alles nicht«, sagt Joona.
»Du willst, dass es nicht passt, aber das ist was anderes«, sagt Carlos.
»Man wird zu gegebener Zeit eine Suchaktion durchführen und wir werden uns die Strömungsverhältnisse ansehen, damit wir wissen, welchen Weg die Jacht genommen hat. Dann können wir den Grund mit Draggen absuchen und eventuell auch Taucher einsetzen.«
»Gut«, flüstert Joona.
»Wir müssen nur noch herausfinden, warum sie getötet wurden oder warum und wo sie sich verstecken.«
Joona öffnet die Tür zum Flur, bleibt jedoch stehen und dreht sich noch einmal zu Carlos um.
»Was ist mit dem Typen von der Brigade passiert, der versucht hat, in Penelopes Wohnung zu kommen?«
»Sie haben ihn laufen lassen«, antwortet Carlos.
»Haben sie herausgefunden, was er dort wollte?«, erkundigt sich Joona.
»Sie besuchen.«
»Sie besuchen?« Joona seufzt. »Das ist alles, was der Staatsschutz herausgefunden hat?«
»Du gehst nicht zur Brigade«, sagt Carlos mit plötzlicher Sorge in der Stimme. »Ich hoffe doch sehr, das ist dir klar?«
Joona verlässt den Raum und holt sein Handy heraus. Er hört Carlos rufen, dass dies ein Befehl ist und er keine Befugnisse hat, sich in die

Kompetenzen des Staatsschutzes einzumischen. Joona sucht Nathan Pollocks Nummer heraus, wählt sie und wartet vor dem Aufzug.
»Pollock«, meldet sich Nathan.
»Was weißt du über die Brigade?«, erkundigt sich Joona, während die Aufzugtüren auseinandergleiten.
»Der Staatsschutz hat über Jahre hinweg versucht, die militanten linken Gruppierungen in Stockholm, Göteborg und Malmö zu infiltrieren und sich ein Bild von ihnen zu machen. Ich weiß nicht, ob die Brigade wirklich so gefährlich ist, aber der Staatsschutz scheint zu glauben, dass die Gruppe über Waffen und Sprengstoff verfügt. Jedenfalls haben mehrere Mitglieder Aufenthalte in Erziehungsanstalten hinter sich und sind wegen gewalttätiger Straftaten verurteilt worden.«
»Ich habe mitbekommen, dass der Staatsschutz vor Penelope Fernandez' Wohnung einen Mann mit Verbindungen zur Brigade verhaftet hat.«
»Sein Name ist Daniel Marklund, er gehört zum innersten Zirkel«, antwortet Nathan.
»Was weißt du über ihn?«
»Nicht viel«, erwidert Pollock. »Er ist wegen Vandalismus und illegaler Beschaffung von Computerdaten zu einer Bewährungsstrafe verurteilt worden.«
»Was hat er bei Penelope Fernandez gemacht?«, fragt Joona.
Der Aufzug hält, und die Türen gleiten auf.
»Er war unbewaffnet«, erzählt Nathan. »Bei der ersten Vernehmung hat er einen Rechtsbeistand gefordert, keine Fragen beantwortet und ist noch am selben Tag wieder auf freien Fuß gesetzt worden.«
»Dann wissen wir also nichts?«
»So ist es.«
»Wo finde ich ihn?«, fragt Joona.
»Er hat keinen festen Wohnsitz«, erklärt Nathan. »Laut Staatsschutz wohnt er zusammen mit dem innersten Zirkel in den Räumlichkeiten der Brigade am Zinkensdamm.«

28

Die Brigade

Während Joona Linna mit großen Schritten zur Garage unter dem Rathauspark geht, denkt er an Disa und wird von Sehnsucht nach ihr übermannt. Er will ihre schlanken Arme berühren, den Duft ihrer weichen Haare riechen. Er findet es seltsam beruhigend, sie von ihren archäologischen Funden sprechen zu hören, von Knochenstücken ohne jede Verbindung zu Verbrechen, von sterblichen Überresten von Menschen, die vor sehr langer Zeit gelebt haben.
Joona denkt kurz, dass er mit Disa sprechen muss, dass er viel zu viel gearbeitet hat. Er läuft zur Garage hinunter und geht zwischen den geparkten Autos hindurch, als er hinter einem Betonpfeiler eine Bewegung erahnt. Jemand wartet neben seinem Volvo. Schemenhaft, von einem Transporter verdeckt, sieht er eine Gestalt. Außer dem Rauschen der großen Ventilatoren ist nichts zu hören.
»Das ging aber schnell«, ruft Joona.
»Gebeamt«, antwortet Pollock.
Joona bleibt stehen, schließt die Augen und presst einen Finger auf seine Schläfe.
»Kopfschmerzen?«, fragt Pollock.
»Ich habe zu wenig Schlaf bekommen.«
Sie setzen sich in den Wagen und schließen die Türen. Joona dreht den Zündschlüssel, und ein Tango von Astor Piazolla ertönt. Pollock stellt ein wenig lauter. Es klingt, als umkreisten sich zwei Geigen.
»Du weißt, dass du diese Information nicht von mir hast«, sagt Nathan.
»Ja«, erwidert Joona.
»Ich habe gerade erfahren, dass der Staatsschutz Daniel Marklunds Einbruch bei Penelope als Vorwand nutzen will, um die Räumlichkeiten der Brigade auszuheben.«
»Ich muss vorher mit ihm reden.«
»Dann musst du dich beeilen«, sagt Nathan.
Joona setzt rückwärts aus der Parklücke heraus, wendet und fährt die Garagenausfahrt hinauf.

»Wie eilig ist es?«, erkundigt sich Joona und biegt rechts in die Kungsholmsgatan.
»Ich glaube, sie sind schon unterwegs.«
»Zeig mir den Eingang zum Quartier der Brigade, danach kannst du zurückfahren und so tun, als wäre nichts gewesen«, sagt Joona.
»Wie lautet dein Plan?«
»Plan?«
Nathan lacht.
»Nein, im Ernst, ich habe nur den Plan herauszufinden, was Daniel Marklund in Penelopes Wohnung wollte«, erklärt Joona. »Vielleicht weiß er ja, was hier eigentlich los ist.«
»Aber …«
»Es kann kein Zufall sein, dass die Brigade ausgerechnet jetzt versucht hat, in ihre Wohnung zu kommen. Der Staatsschutz scheint der festen Überzeugung zu sein, dass Linksextremisten ein Attentat planen, aber …«
»Das glauben sie immer, es ist ihr Job, das zu glauben«, sagt Pollock lächelnd.
»Jedenfalls werde ich mit Daniel Marklund sprechen, bevor ich diesen Fall zu den Akten lege.«
»Selbst wenn du es vor den Jungs vom Staatsschutz schaffst, ist nicht gesagt, dass die Brigade mit dir reden will.«

29

Die Einsatztruppe

Saga Bauer presst dreizehn Patronen in das Magazin und schiebt es anschließend in ihre große schwarze Pistole, eine Glock 21, Kaliber 45 Millimeter.
Der Staatsschutz will die Räumlichkeiten der Brigade im Stadtteil Södermalm stürmen.
Saga sitzt mit drei Kollegen in einem Minibus in der Hornsgatan auf Höhe der Volksoper. Die Beamten sind in Zivil und werden in fünfzehn Minuten bei Nagham Fast Food sein, um dort auf die Einsatztruppe zu warten. Im Laufe des vergangenen Monats hat der Staatsschutz über verstärkte Aktivitäten in linksextremistischen Kreisen in Stockholm berichtet. Es könnte sich um bloße Zufälle handeln, aber die besten Strategen des Staatsschutzes glauben, dass sich mehrere militante Gruppen verbündet haben, um einen größeren Sabotageakt durchzuführen. Angesichts der Tatsache, dass aus einem Munitionsdepot in Vaxholm nahe Stockholm Sprengstoff gestohlen wurde, hat man sogar vor einem Terroranschlag gewarnt.
Die Strategen glauben zudem, dass es eine Verbindung zwischen dem Mord an Viola Fernandez, dem Versuch, Penelope Fernandez' Wohnung in die Luft zu jagen, und dem drohenden Attentat gibt. Die Brigade wird als gefährlichste und militanteste Gruppierung am äußersten linken Rand betrachtet, und Daniel Marklund gehört zum innersten Führungskreis. Er wurde verhaftet, als er versuchte, sich Zugang zu Penelope Fernandez' Wohnung zu verschaffen, und könnte laut Staatsschutz durchaus der Mann sein, der Kommissar Joona Linna und seinen Kriminaltechniker angegriffen hat.
Göran Stone lächelt, als er die schwere Schutzweste überstreift.
»Jetzt schnappen wir uns diese feigen Dreckschweine.«
Auch Anders Westlund lacht, kann jedoch seine Nervosität kaum verbergen.
»Scheiße, ich hoffe wirklich, dass sie Widerstand leisten, damit ich einen dieser Kommunisten für immer sterilisieren kann.«

Saga Bauer denkt an die Verhaftung Daniel Marklunds vor Penelope Fernandez' Wohnung. Ihr Chef Verner Zandén hatte entschieden, dass Göran Stone die Vernehmung durchführen sollte. Stone begann aggressiv, um eine Reaktion zu provozieren, erreichte aber nur, dass Marklund einen Anwalt forderte und während des gesamten Verhörs schwieg.
Die Autotür wird geöffnet, und Roland Eriksson steigt mit einer Dose Coca-Cola und einer Tüte Gummibärchen ein und setzt sich.
»Scheiße, wenn ich eine Waffe sehe, schieße ich«, sagt Roland gestresst.
»Das geht ganz schnell, man muss einfach nur abdrücken …«
»Wir halten uns an das, was wir ausgemacht haben«, erklärt Göran Stone, »aber falls es zu einem Feuergefecht kommen sollte, braucht der gezielte Schuss nicht auf die Beine gerichtet zu werden …«
»In den Mund damit«, brüllt Roland.
»Jetzt komm mal wieder runter«, sagt Göran.
»Das Gesicht meines Bruders ist …«
»Verdammt, Roland, das wissen wir«, unterbricht Anders ihn genervt.
»Eine verdammte Brandbombe hat er ins Gesicht bekommen. Nach elf Operationen kann er jetzt …«
»Schaffst du das?«, unterbricht Göran Stone ihn mit schneidender Stimme.
»Ja, verdammt«, antwortet Roland schnell.
»Wirklich?«
»Alles okay.«
Roland sieht aus dem Fenster und kratzt nervös mit dem Daumennagel über den Deckel einer Kautabakdose.
Saga Bauer öffnet die Tür und lässt ein wenig Luft in den Wagen. Auch sie ist der Meinung, dass es der richtige Moment für diesen Einsatz ist. Worauf soll man noch warten? Gleichzeitig würde sie jedoch gerne wissen, welche Verbindung zu Penelope Fernandez besteht. Sie begreift nicht, welche Rolle Penelope bei den Linksextremisten spielt und warum ihre Schwester ermordet worden ist. Es gibt zu viele Unklarheiten. Eigentlich müsste sie Daniel Marklund vor dem Einsatz vernehmen, ihm in die Augen sehen und direkte Fragen stellen können. Das hat sie ihrem Chef zu erklären versucht und ihm gesagt, dass es nach dem Einsatz unter Umständen niemanden mehr geben wird, den man vernehmen

könnte.
Es ist immer noch meine Ermittlung, denkt Saga, als sie das Auto verlässt und in die schwüle Hitze auf dem Bürgersteig tritt.
»Die Einsatztruppe geht hier, hier und hier rein«, wiederholt Göran Stone und zeigt auf die Gebäudepläne. »Wir stehen hier und werden eventuell gezwungen sein, durchs Theater zu gehen …«
»Wo zum Teufel ist Saga Bauer hin?«, fragt Roland.
»Wahrscheinlich hat sie Schiss und bekommt deswegen ihre Tage«, antwortet Anders grinsend.

30

Der Schmerz

Joona Linna und Nathan Pollock parken auf der Hornsgatan und werfen einen kurzen Blick auf den schlechten Computerausdruck des Fotos von Daniel Marklund. Sie steigen aus dem Wagen, überqueren rasch die stark befahrene Straße und treten durch die Eingangstür eines kleinen Theaters.
Das Theater »Tribunal« ist eine freie Theatergruppe mit einkommensabhängigen Eintrittspreisen, die von der »Orestie« bis zu »Das kommunistische Manifest« eine Reihe großer Inszenierungen auf die Bühne gebracht hat.
Joona und Nathan eilen die breite Treppe zur Bar und Theaterkasse hinunter. Eine Frau mit glatten schwarz gefärbten Haaren und einem silbernem Ring in der Nase lächelt sie an. Sie erwidern ihr Lächeln freundlich, gehen jedoch wortlos an ihr vorbei.
»Suchen Sie jemanden?«, ruft sie, als sie die ersten Stufen der Metalltreppe hinaufsteigen.
»Ja«, antwortet Nathan Pollock fast lautlos.
Sie gelangen in ein unaufgeräumtes Büro mit einem Kopierer, einem Schreibtisch und einer Pinnwand mit Zeitungsausschnitten. An einem Computer sitzt ein schlanker Mann mit verfilzten Haaren und einer noch nicht angezündeten Zigarette im Mundwinkel.
»Hallo Richard«, sagt Pollock.
»Wer sind Sie?«, fragt der Mann zerstreut und wendet den Blick anschließend wieder dem Computerbildschirm zu.
Sie setzen ihren Weg in die Garderoben der Schauspieler mit säuberlich aufgehängten Kleidern, Schminktischen und Waschgelegenheiten fort. Auf einem Tisch steht in einer Vase ein Blumenstrauß.
Pollock schaut sich um und zeigt anschließend eine bestimmte Richtung an. Dann gehen sie zu einer Stahltür mit der Aufschrift »Stromzentrale«.
»Dahinter soll es sein«, meint Pollock.
»Im Stromkasten eines Theaters?«
Pollock antwortet ihm nicht, sondern bricht das Schloss auf. Sie blicken

in einen engen Verschlag mit Stromzählern, Sicherungskästen und jeder Menge Umzugskartons. Die Deckenlampe funktioniert nicht, aber Joona klettert über die Kartons, trampelt auf Papptüten voller Lumpen und findet hinter aufgehängten Verlängerungskabeln eine weitere Tür. Sie führt in einen Gang mit nackten Betonwänden. Nathan Pollock folgt ihm. Die Luft ist stickig. Es riecht nach Müll und feuchter Erde. In der Ferne hört man Musik, einen schwer zu erfassenden Bassrhythmus. Auf dem Fußboden liegt ein Flugblatt, auf dem Che Guevara mit einer brennenden Zündschnur auf dem Kopf abgebildet ist.
»Die Brigade hält sich hier seit etwa zwei Jahren versteckt«, sagt Pollock leise.
»Ich hätte etwas Gebäck mitbringen sollen.«
»Versprich mir bitte, dass du vorsichtig bist.«
»Meine einzige Sorge ist, dass Daniel Marklund doch nicht hier sein könnte.«
»Das ist er, anscheinend ist er fast immer hier.«
»Danke für deine Hilfe, Nathan.«
»Soll ich nicht lieber doch mitkommen?«, fragt Pollock. »Dir bleiben nur ein paar Minuten, denn wenn der Staatsschutz die Räume stürmt, könnte es gefährlich werden.«
Joonas graue Augen werden schmal, aber seine Stimme ist sanft, als er sagt:
»Ich will sie nur besuchen.«
Nathan kehrt ins Theater zurück und hustet, als er die Tür hinter sich zuzieht. Joona bleibt kurz in dem leeren Gang stehen, zieht dann seine Pistole, überprüft, dass das Magazin voll ist, und steckt sie ins Halfter zurück. Er geht zur Stahltür am Ende des Korridors.
Die Tür ist abgeschlossen, und es verstreichen kostbare Sekunden, als er das Schloss aufbricht. In den blauen Lack hat jemand in sehr kleinen Buchstaben »Die Brigade« geritzt, beide Worte kaum größer als zwei Zentimeter.
Joona drückt die Klinke herunter, öffnet vorsichtig die Tür und wird von lauter, kreischender Musik empfangen, die wie eine elektronisch bearbeitete Version von Jimi Hendrix' »Machine Gun« klingt. Die Musik übertönt alle anderen Geräusche, die kreischenden Gitarrentöne haben einen träumerischen, wogenden Rhythmus.

Joona schließt die Tür hinter sich und eilt im Laufschritt durch einen Raum voller Gerümpel, Bücher- und Zeitungsstapel reichen bis zur Decke. Es ist fast dunkel, aber Joona ahnt, dass die Haufen in dem Raum ein System aus Gängen bilden, ein Labyrinth, das zu neuen Türen führt. Er eilt durch diese Passage, tritt in bleiches Licht und geht weiter geradeaus, bis der Gang sich teilt und er sich für rechts entscheidet, dann aber rasch wieder kehrtmacht.
Er glaubt, etwas gesehen zu haben, eine hastige Bewegung, einen Schatten,der sofort wieder aus dem Augenwinkel verschwand.
Er ist sich nicht sicher.
Joona geht weiter, bleibt an einer Ecke jedoch stehen und versucht, etwas zu sehen. Eine nackte Glühbirne baumelt an ihrem Kabel von der Decke herab.
Durch die Musik hindurch hört Joona plötzlich einen Schrei, einen Menschen, der hinter schalldämpfenden Wänden brüllt. Er bleibt stehen, geht ein Stück zurück und blickt in einen engen Gang, in dem ein Stapel Illustrierte seitlich umgekippt ist und auf dem Fußboden verstreut liegt. Joona spürt die Kopfschmerzen, er hätte etwas essen sollen, ein paar Stücke dunkle Schokolade würden schon reichen. Er steigt über die heruntergefallenen Zeitschriften und erreicht eine Wendeltreppe, die zum unteren Stockwerk hinabführt. Es riecht nach süßlichem Rauch. Er hält sich am Geländer fest und versucht, möglichst schnell hinunterzuschleichen, hört aber, dass die Metalltreppe trotzdem Geräusche macht. Auf der untersten Stufe bleibt er vor einem schwarzen Samtvorhang stehen und legt seine Hand auf die Pistole im Halfter.
Hier ist die Musik leiser.
Durch einen Spalt im Vorhang dringt zusammen mit dem schweren Geruch von Hasch und Schweiß rotes Licht zu ihm hinaus. Joona versucht, etwas zu sehen, aber sein Blickfeld ist begrenzt. In einer Ecke steht ein Plastikclown mit einer roten Glühbirne als Nase. Joona zögert zwei Sekunden und betritt den Raum durch den schwarzen Samtvorhang. Sein Puls geht schneller, die Kopfschmerzen werden stärker. Er schaut sich um. Auf dem glatten Betonboden liegen eine doppelläufige Schrotflinte und ein offener Karton mit Flintenlaufgeschossen – schwere, solide Bleikugeln, die große Fleischwunden hinterlassen. Auf einem Bürostuhl sitzt ein nackter Mann. Er raucht mit geschlossenen Augen. Es

ist nicht Daniel Marklund. Eine blonde Frau mit entblößten Brüsten lehnt halb aufgerichtet an der Wand, um die Hüfte hat sie eine Militärdecke geschlungen. Sie begegnet Joonas Blick, wirft ihm eine Kusshand zu und trinkt unbeeindruckt einen Schluck Bier aus einer Büchse.
Durch die einzige Türöffnung schallt ihm ein neuerlicher Schrei entgegen.
Joona lässt die beiden nicht aus den Augen, als er die Schrotflinte nimmt, die Mündung auf den Boden richtet und so auf den Lauf tritt, dass dieser einen Knick bekommt.
Die Frau stellt ihre Bierbüchse ab und kratzt sich geistesabwesend unter den Achseln.
Joona legt vorsichtig das Gewehr ab, durchquert an der Frau auf der Matratze vorbei den Raum und gelangt in einen Gang mit einer niedrigen Decke aus Kaninchendraht vor gelber Glaswolle. Der schwere Rauch einer Zigarre hängt in der Luft. Eine helle Lampe ist auf ihn gerichtet und er versucht, das Licht mit einer Hand abzuschirmen. Am Ende des Gangs hängen breite Plastiklamellen. Joona ist geblendet und kann nicht richtig sehen, was dort vorgeht. Er erahnt Bewegungen und hört eine eingeschüchterte, hallende Stimme. Plötzlich schreit in seiner Nähe jemand laut auf. Es ist ein tiefer, kehliger Laut, gefolgt von schnellen keuchenden Atemzügen. Joona schleicht schnell weiter, lässt die Lampe hinter sich und kann plötzlich in das Zimmer hinter den dicken Plastiklamellen sehen.
Der Raum ist verraucht, träge Schleier bewegen sich durch die stehende Luft.
Eine kleine, muskulöse Frau in einer schwarzen Jeans und einem braunen T-Shirt steht vor einem Mann in Unterhose und Strümpfen. Das Gesicht der Frau wird von einer Kapuze verdeckt. Der Schädel des Mannes ist kahl rasiert und auf seine Stirn sind die Worte »Weiße Macht« tätowiert. Er hat sich in die Zunge gebissen. Blut rinnt über sein Kinn, den Hals und den dicken Bauch.
»Bitte«, flüstert er und schüttelt den Kopf.
Joona sieht die qualmende Zigarre in der herabhängenden Hand der Frau. Ohne Vorwarnung geht sie zu dem Mann und presst die Glut gegen das Tattoo auf seiner Stirn, sodass er losbrüllt. Der dicke Bauch und die hängenden Brüste zittern. Er bepinkelt sich, ein dunkler Fleck breitet

sich auf der blauen Unterhose aus und Urin läuft an seinem nackten Bein herab.
Joona hat seine Pistole gezogen, nähert sich dem Spalt zwischen den dicken Plastiklamellen und versucht herauszubekommen, ob sich weitere Personen im Raum aufhalten. Er kann niemanden entdecken, öffnet den Mund, um zu rufen, und sieht plötzlich seine Pistole zu Boden fallen. Klirrend fällt sie auf den nackten Beton und bleibt vor den Plastiklamellen liegen. Erstaunt betrachtet er seine Hand und sieht sie zittern, und im nächsten Moment kommt der wütende Schmerz. Joona sieht nichts mehr, spürt nur eine schwere, zerstörerische Bewegung hinter seiner Stirn. Ungewollt entfährt ihm ein Stöhnen, und er muss sich mit einer Hand an der Wand abstützen. Er spürt, dass er kurz davor ist, das Bewusstsein zu verlieren, aber noch hört er die Stimmen der Menschen hinter dem Plastik.
»Verdammt noch mal«, schreit die Frau mit der Zigarre. »Sag mir einfach, was zum Teufel du gemacht hast.«
»Ich weiß es nicht mehr«, antwortet der Neonazi unter Tränen.
»Was hast du gemacht?«
»Ich war gemein zu einem Jungen.«
»Genauer!«
»Ich habe ihm das Auge verbrannt.«
»Mit einer Zigarette«, sagt sie. »Einem zehnjährigen Jungen …«
»Ja, aber ich …«
»Warum? Was hat er getan?«
»Wir sind ihm von der Synagoge aus gefolgt und …«
Joona merkt nicht, dass er einen schweren Feuerlöscher von der Wand reißt. Er verliert jegliches Zeitgefühl. Der ganze Ort wird ausgelöscht. Außer dem Schmerz in seinem Kopf und einem hohen, klingelnden Ton im Ohr existiert nichts mehr.

31

Die Mitteilung

Joona lehnt an der Wand, blinzelt, um wieder etwas sehen zu können, und merkt, dass jemand bei ihm steht, nach ihm aus dem Zimmer mit den nackten jungen Leuten gekommen sein muss. Er spürt eine Hand auf seinem Rücken und erahnt durch die schwarzen Schmerzschleier hindurch ein Gesicht.
»Was ist passiert?«, fragt Saga Bauer leise. »Bist du verletzt?«
Er versucht, den Kopf zu schütteln, hat aber zu starke Schmerzen, um sprechen zu können. Es kommt ihm vor, als würde mitten durch Haut, Kranium, Gehirnstamm und die zähe Gehirnflüssigkeit ein Haken gezogen.
Joona fällt auf die Knie.
»Du musst hier raus«, sagt sie.
Er spürt, dass Saga sein Gesicht anhebt, kann aber nichts sehen. Sein ganzer Körper ist in Schweiß gebadet, er fühlt ihn aus den Achselhöhlen und von Nacken und Rücken herablaufen, spürt ihn in seinem Gesicht, am Haaransatz und auf der Stirn.
Saga tastet in seinen Kleidern, weil sie annimmt, dass es sich um einen epileptischen Anfall handelt, weshalb sie in seinen Taschen nach Medikamenten sucht. Er nimmt vage wahr, dass sie sein Portemonnaie nimmt und in ihm nach einem Epilepsieausweis sucht.
Nach einer Weile lässt der Schmerz nach, Joona befeuchtet mit der Zunge seinen Mund und blickt auf. Seine Kiefer sind angespannt, und der ganze Körper schmerzt nach dem Mirgräneanfall.
»Ihr dürft noch nicht kommen«, flüstert er. »Ich muss …«
»Was zum Teufel ist passiert?«
»Nichts«, antwortet Joona und hebt seine Pistole vom Boden auf.
Er steht auf und geht, so schnell er kann, an den herabhängenden Plastiklamellen vorbei in den Raum. Er ist leer. An der gegenüberliegenden Wand leuchtet ein Notausgangsschild. Saga folgt ihm und wirft ihm einen fragenden Blick zu. Joona öffnet die Tür des Notausgangs und sieht eine steile Treppe, die zu einer weiteren

Stahltreppe zur Straße führt.
»*Perkele*«, murmelt er.
»Rede mit mir«, sagt Saga wütend.
Joona hat die Ursache seiner Krankheit dauerhaft verdrängt, er weigert sich, daran zu denken, was vor vielen Jahren geschehen ist und zur Folge hat, dass manchmal ein solcher Schmerz durch sein Gehirn pulsiert, dass er für ein oder zwei Minuten völlig außer Gefecht gesetzt ist. Seinem Arzt zufolge handelt es sich um eine extreme Form körperlich verursachter Migräne. Es hat sich gezeigt, dass bei ihm nur das vorbeugende Epilepsiemedikament Topiramat wirkt. Eigentlich soll Joona das Medikament regelmäßig nehmen, aber wenn er arbeiten und klar denken muss, weigert er sich, weil es ihn müde macht und er das Gefühl hat, dass es sein Denken beeinträchtigt. Er weiß, dass er ein Risiko eingeht. Manchmal kann er wochenlang auf das Medikament verzichten, ohne einen Migräneanfall zu bekommen, dann wieder bekommt er schon wenige Tage nach dem Absetzen einen Anfall.
»Sie haben hier einen Typen gefoltert, einen Neonazi, glaube ich, aber …«
»Gefoltert?«
»Ja, mit einer Zigarre«, antwortet er und geht durch den Gang zurück.
»Was ist passiert?«
»Ich konnte nicht …«
»Also ich bitte dich«, unterbricht sie ihn. »Du solltest vielleicht nicht, ich meine … operativ arbeiten, wenn du krank bist.«
Sie streicht sich über das Gesicht.
»Was für eine verdammte Scheiße«, flüstert sie.
Joona durchquert das Zimmer mit der Clownlampe und hört, dass Saga ihm folgt.
»Was treibst du hier überhaupt?«, fragt sie. »Die Einsatztruppe des Staatsschutzes wird diese Räume jeden Moment stürmen. Wenn sie sehen, dass du bewaffnet bist, schießen sie, das weißt du genau, es wird dunkel sein, sie werden Tränengas einsetzen und …«
»Ich muss mit Daniel Marklund sprechen«, unterbricht Joona sie.
»Eigentlich dürftest du nicht einmal wissen, wer das ist«, erwidert sie und folgt ihm die Wendeltreppe hinauf. »Wer hat dir das erzählt?«
Joona geht in einen der Gänge, bleibt jedoch stehen, als er bemerkt, dass

Saga in eine andere Richtung zeigt. Er folgt ihr, sieht, dass sie losläuft, zieht seine Waffe, rennt um eine Ecke und hört sie rufen.
Saga ist im Türrahmen zu einem Raum mit fünf Computern stehen geblieben. In einer Ecke des Zimmers steht ein junger Mann mit Bart und schmutzigen Haaren. Es ist Daniel Marklund. In der Hand hält er ein russisches Bajonettmesser.
»Wir sind Polizisten und möchten Sie bitten, das Messer wegzulegen.« Saga hält ruhig ihren Dienstausweis hoch.
Der junge Mann schüttelt den Kopf und bewegt das Messer vor seinem Körper, dreht die Klinge schnell in verschiedenen Winkeln.
»Wir wollen nur mit Ihnen reden«, sagt Joona und steckt seine Pistole ins Halfter zurück.
»Dann redet.« Daniels Stimme ist angespannt.
Joona geht auf ihn zu und begegnet Marklunds gestresstem Blick. Er beachtet das Messer nicht, das auf ihn gerichtet wird, die Klinge, die geschliffene Spitze.
»Daniel, das können Sie wirklich nicht besonders gut«, erklärt Joona lächelnd.
Die glänzende Klinge riecht nach Waffenfett. Daniel Marklund lässt das Bajonettmesser schneller kreiseln, und als er antwortet, ist sein Blick konzentriert.
»Nicht nur Finnen können mit einem Messer um- …«
Joona macht einen schnellen Ausfallschritt, packt das Handgelenk des jungen Mannes, entwindet ihm mit einer sanften Bewegung das Messer und legt es auf den Tisch.
Es wird still, die beiden Männer sehen sich an, und schließlich zuckt Daniel Marklund mit den Schultern.
»Ich kümmere mich vor allem um die Computer«, sagt er entschuldigend.
»Man wird uns bald unterbrechen«, sagt Joona. »Erzählen Sie uns, was Sie bei Penelope Fernandez zu suchen hatten.«
»Ich wollte sie besuchen.«
»Herr Marklund«, sagt Joona finster. »Für die Sache mit dem Messer kämen sie garantiert ins Gefängnis, aber ich habe Wichtigeres zu tun, als Sie zu verhaften, und deshalb gebe ich Ihnen die Möglichkeit, mir etwas Zeit zu sparen.«

»Gehört Penelope Fernandez zur Brigade?«, fragt Saga schnell.
»Penelope Fernandez?« Daniel Marklund lächelt. »Sie ist eine entschiedene Gegnerin von uns.«
»Was haben Sie dann mit ihr zu tun?«, will Joona wissen.
»Was meinen Sie damit, dass sie eine Gegnerin ist?«, fragt Saga. »Geht es um einen Machtkampf zwischen …«
»Weiß der Staatsschutz denn wirklich gar nichts?«, fragt Daniel mit einem müden Lächeln. »Penelope Fernandez ist Pazifistin und überzeugte Demokratin. Also mag sie unsere Methoden nicht … aber wir mögen sie.«
Er setzt sich auf einen Stuhl vor zwei Computer.
»Mögen?«
»Wir respektieren sie«, erklärt er.
»Aber warum?«, fragt Saga erstaunt. »Warum sollten …«
»Sie haben ja keine Ahnung, wie sehr sie gehasst wird … ich meine, googeln Sie mal ihren Namen, es ist ziemlich brutal, was da alles gesagt wird … und jetzt hat offenbar irgendwer eine Grenze überschritten.«
»Was meinen Sie mit ›eine Grenze überschritten‹?«
Daniel wirft ihnen einen leidgeprüften Blick zu.
»Sie wissen, dass sie verschwunden ist?«
»Ja«, antwortet Saga.
»Gut«, sagt er. »Das ist gut, aber aus irgendeinem Grund mag ich mich nicht darauf verlassen, dass die Polizei wirklich alles tun wird, um sie zu finden. Deshalb bin ich zu ihrer Wohnung, ich musste an ihren Computer, um zu erfahren, was dahintersteckt. Sehen Sie, die sogenannte Schwedische Widerstandsbewegung hat in ihrem Rundbrief im April, natürlich inoffiziell, dazu aufgefordert, die kommunistische Hure Penelope Fernandez zu kidnappen und zu einer Sexsklavin für die ganze Bewegung zu machen. Sehen Sie sich das mal an …«
Daniel Marklund tippt auf einer der Computertastaturen und dreht den Bildschirm anschließend in Joonas Richtung.
»Jetzt sind wir bei der Arischen Bruderschaft eingeloggt«, sagt er.
Joonas Augen überfliegen einen entsetzlich vulgären Chat über arische Schwänze und wie man Penelope umbringen wird.
»Diese Gruppen haben aber nichts mit Penelopes Verschwinden zu tun«, wendet Joona ein.

»Haben sie nicht? Wer denn dann? Der Nordische Bund?«, fragt Daniel aufgebracht. »Jetzt kommen Sie! Es ist noch nicht zu spät.«
»Was meinen Sie damit, dass es noch nicht zu spät ist?«, fragt Joona.
»Sonst ist es doch immer so, dass es schon zu spät ist, wenn man endlich reagiert. Aber diesmal habe ich eine Nachricht auf dem AB ihrer Mutter aufgeschnappt … Ich meine, die Zeit war anscheinend verdammt knapp, aber es war noch nicht zu spät, und deshalb musste ich einfach an ihren Computer herankommen und …«
»Aufgeschnappt?«, unterbricht Joona ihn.
»Sie hat heute Morgen versucht, ihre Mutter anzurufen«, antwortet der junge Mann, wobei er sich nervös in den schmutzigen Haaren kratzt.
»Penelope Fernandez?«
»Ja.«
»Was hat sie gesagt?«, fragt Saga.
»Dass nicht nur der Staatsschutz weiß, wie man Telefone abhört«, sagt er mit einem breiten Grinsen.
»Was hat Penelope gesagt?«, wiederholt Joona mit erhobener Stimme.
»Dass sie verfolgt wird.«
»Was hat sie genau gesagt?«
Daniel wirft Saga Bauer einen kurzen Blick zu und fragt:
»Wie viel Zeit bleibt uns noch, bis unsere Räume gestürmt werden?«
Saga sieht auf die Uhr:
»Drei bis vier Minuten«, antwortet sie.
»Dann können wir es uns noch anhören«, erklärt Daniel Marklund, tippt auf der zweiten Tastatur einige schnelle Kommandos ein und dreht anschließend den Ton laut.
Es rauscht in den Boxen, und dann klickt es und der Ansagetext von Claudia Fernandez' Anrufbeantworter wird abgespielt. Drei kurze Töne erklingen, und dann knistert und kracht es heftig, weil der Empfang so schlecht ist. Irgendwo im Hintergrund, überlagert von den Störungen, hört man eine schwache Stimme. Es ist eine Frau, aber ihre Worte sind nicht zu verstehen. Einige Sekunden später hört man einen Mann
»Suchen Sie sich einen Job« sagen, und dann klickt es und wird still.
»Entschuldigung«, murmelt Daniel. »Ich muss noch ein paar Filter dazwischenschalten.«
»Die Zeit läuft ab«, flüstert Saga.

Er verschiebt einen Regler auf dem Bildschirm, betrachtet sich kreuzende Frequenzkurven, ändert einige Zahlen und spielt die Tonaufnahme anschließend noch einmal ab:
»Dies ist der Anschluss von Claudia Fernandez – ich bin zurzeit leider nicht erreichbar. Bitte hinterlassen Sie eine Nachricht, ich rufe Sie dann so schnell wie möglich zurück.«
Die drei Töne klingen anders, und das Knistern erinnert nun an ein schwaches metallisches Klirren.
Plötzlich hört man Penelope Fernandez' Stimme.
»Mama, ich brauche Hilfe, ich werde verfolgt von …«
»Suchen Sie sich einen Job«, sagt ein Mann, und daraufhin wird es still.

32

Ehrenwerte Polizeiarbeit

Saga Bauer wirft einen schnellen Blick auf ihre Uhr und sagt, dass sie gehen müssen. Daniel Marklund murmelt scherzhaft, dass er die Stellung halten werde, aber aus seinen Augen leuchtet die Angst.
»Wir werden mit aller Härte zuschlagen. Legen Sie das Messer weg, leisten Sie keinen Widerstand, geben Sie sofort auf, machen Sie keine heftigen Bewegungen«, beschwört Saga ihn, ehe sie und Joona das kleine Büro verlassen.
Daniel Marklund bleibt auf seinem Bürostuhl sitzen, schaut ihnen hinterher, greift nach dem Bajonettmesser und wirft es in den Papierkorb.
Joona und Saga Bauer verlassen die labyrinthischen Räume der Brigade und betreten die Hornsgatan. Saga stößt zu Göran Stones Gruppe in Zivil im Nagham Fast Food und isst schweigend Pommes frites. Ihre Augen sind in Erwartung der Befehle von der Einsatzleitung leer.
Zwei Minuten später springen fünfzehn schwer bewaffnete Beamte des Staatsschutzes aus vier schwarzen Transportern. Die Einsatztruppe dringt durch sämtliche Eingänge ein, und in den Räumen verbreitet sich Tränengas. Sie finden fünf junge Leute vor, darunter auch Daniel Marklund, der auf dem Boden sitzt und die Hände über den Kopf erhoben hat. Sie werden hustend auf die Straße gebracht, ihre Arme sind hinter dem Rücken mit Plastikschnüren gefesselt.
Die beschlagnahmten Waffen belegen im Grunde vor allem das bescheidene militärische Niveau der Brigade. Eine alte Militärpistole der Marke Colt, ein Kleinkalibergewehr, eine krumme Schrotflinte, ein Karton Flintenlaufgeschosse, vier Messer und zwei Wurfsterne.

*

Während Joona am südlichen Mälarufer entlangfährt, nimmt er sein Handy und wählt die Nummer seines Chefs. Zwei Ruftöne später meldet sich Carlos, mit einem Stift hält er den Lautsprecherknopf gedrückt.
»Wie gefällt es dir da draußen in der Polizeihochschule, Joona?«
»Da bin ich nicht.«
»Das weiß ich, weil …«
»Penelope Fernandez lebt«, unterbricht Joona ihn. »Sie wird verfolgt und ist auf der Flucht. Sie versucht, ihr Leben zu retten.«
»Wer sagt das?«
»Sie hat eine Nachricht auf dem AB ihrer Mutter hinterlassen.«
Es wird still am Telefon, dann holt Carlos tief Luft.
»Okay, sie lebt, schön … Was wissen wir noch? Sie lebt, aber …«
»Wir wissen, dass sie vor dreißig Stunden lebte, als sie angerufen hat«, sagt Joona. »Und dass irgendjemand sie verfolgt.«
»Wer verfolgt sie?«
»Sie ist nicht mehr dazu gekommen, es zu sagen, aber wenn es der Mann ist, dem ich begegnet bin, bleibt uns nicht viel Zeit.«
»Du glaubst, dass es sich um einen Profi handelt?«
»Ich bin mir sicher, dass die Person, die Erixon und mich angegriffen hat, ein Profikiller, ein Grob, ist.«
»Ein Grob?«
»Das serbische Wort für Grab. Diese Leute sind teuer, arbeiten immer allein, tun aber alles, wofür man sie bezahlt.«
»Das klingt ziemlich unwahrscheinlich.«
»Ich habe recht.«
»Das sagst du immer. Aber wenn es sich wirklich um einen Auftragsmörder handeln würde, hätte Penelope nicht so lange durchhalten können … Es sind fast achtundvierzig Stunden vergangen.«
»Wenn sie noch lebt, dann nur, weil dem Killer andere Dinge wichtiger gewesen sind.«
»Du glaubst nach wie vor, dass er nach etwas sucht?«
»Ja«, antwortet Joona.
»Wonach?«
»Ich bin mir nicht sicher, aber es könnte ein Foto sein …«
»Wie kommst du darauf?«
»Es ist die beste Theorie, die ich im Moment habe …«

Joona berichtet kurz von den Büchern, die aus dem Bücherregal genommen wurden, dem Bild mit den Gedichtzeilen, Björns kurzem Besuch, der Hand auf dem Bauch, dem Abdruck auf der Glastür, den Klebestreifenresten und der Ecke eines Fotos.
»Du glaubst, dass der Mörder nach dem Foto gesucht hat, das Björn schon geholt hatte?«
»Ich denke, dass er zuerst Björns Wohnung durchsucht hat, und als er das, wonach er suchte, dort nicht finden konnte, hat er Benzin verschüttet und das Bügeleisen der Nachbarin auf die höchste Stufe gestellt. Die Feuerwehr wurde um 10.05 alarmiert, und ehe sie das Feuer unter Kontrolle bringen konnte, war die ganze Etage ausgebrannt.«
»Am selben Abend ermordet er Viola.«
»Vermutlich ging er davon aus, dass Björn die Aufnahme mitgenommen hatte, also spürte er die Jacht auf, ging an Bord, ertränkte Viola, durchsuchte das Boot und wollte es versenken, als ihn irgendetwas veranlasste, seine Pläne zu ändern und die Schären zu verlassen, nach Stockholm zurückzukehren und Penelopes Wohnung zu durchsuchen …«
»Aber du glaubst nicht, dass er das Foto gefunden hat?«
»Entweder trägt Björn es bei sich, oder er hat es bei einem Freund oder in einem Schließfach oder Gott weiß wo versteckt.«
Es wird still. Joona hört Carlos' schwere Atemzüge.
»Aber wenn wir die Aufnahme zuerst finden«, sagt Carlos nachdenklich.
»Dann ist das Ganze wahrscheinlich vorbei.«
»Ja«, antwortet Joona.
»Denn ich meine … wenn wir das Bild gesehen haben, wenn die Polizei es gesehen hat, ist es kein Geheimnis mehr und somit nichts mehr, wofür man töten würde.«
»Hoffen wir, dass es so einfach ist.«
»Joona, ich … ich kann Petter diesen Fall nicht abnehmen, aber ich gehe davon aus …«
»Dass ich zur Polizeihochschule fahre und dort Vorlesungen halte«, unterbricht Joona ihn.
»Das ist alles, was ich wissen muss.« Carlos lacht.
Auf dem Rückweg in den Stadtteil Kungsholmen in der Innenstadt hört Joona seine Mailbox ab. Erixon hat einige Nachrichten hinterlassen. In

der ersten erklärt der Kriminaltechniker ruhig, dass er durchaus in der Lage ist, vom Krankenhaus aus zu arbeiten, dreizehn Minuten danach fordert er, wieder mitarbeiten zu dürfen, und weitere siebenundzwanzig Minuten später schreit er, es mache ihn wahnsinnig, nichts zu tun zu haben. Joona ruft ihn an, es klingelt zwei Mal, dann hört er Erixon mit müder Stimme murmeln:
»Quak …«
»Komme ich zu spät?«, fragt Joona. »Bist du schon verrückt geworden?«
Erixon antwortet nur mit einem Hicksen.
»Ich habe keine Ahnung, wie viel du weißt«, sagt Joona, »aber wir müssen schnell weiterkommen. Gestern Morgen hat Penelope Fernandez eine Nachricht auf dem Anrufbeantworter ihrer Mutter hinterlassen.«
»Gestern?«, wiederholt Erixon hellwach.
»Sie hat gesagt, dass sie verfolgt wird.«
»Bist du auf dem Weg hierher?«, erkundigt sich Erixon.
Joona hört Erixon durch die Nase atmen, während er ihm erzählt, dass Penelope und Björn die Nacht zum Freitag nicht gemeinsam verbracht haben. Sie wurde um 6.40 Uhr von einem Taxi abgeholt und zum Fernsehsender gebracht, wo sie an einer Diskussion teilnehmen sollte. Nur eine Minute nachdem das Taxi die Sankt Paulsgatan verlassen hatte, betrat Björn die Wohnung. Joona erzählt Erixon von dem Handabdruck auf der Glastür, den Klebestreifen und der abgerissenen Ecke und erklärt, er jedenfalls sei davon überzeugt, dass Björn Almskog Penelopes Abfahrt abgewartet habe, um anschließend ohne ihr Wissen schnellstmöglich die Fotografie holen zu können.
»Außerdem glaube ich, dass der Mann, der uns angegriffen hat, ein Profikiller ist, der nach diesem Foto gesucht hat, als er von uns überrascht wurde«, fährt Joona fort.
»Das klingt plausibel«, flüstert Erixon.
»Er wollte nur aus der Wohnung entkommen und hat es nicht darauf angelegt, uns zu töten«, sagt Joona.
»Denn sonst wären wir jetzt tot«, führt Erixon Joonas Gedankengang fort.
Es knistert im Telefon, und Erixon bittet jemanden, ihn in Ruhe zu lassen. Joona hört eine Frau wiederholen, es sei Zeit für die Krankengymnastik, und Erixon fauchen, es handele sich um ein

Privatgespräch.
»Jedenfalls können wir annehmen, dass der Killer das Foto nicht gefunden hat«, fährt Joona fort. »Denn wenn er es auf dem Boot gefunden hätte, wäre es nicht mehr nötig gewesen, in Penelopes Wohnung zu suchen.«
»Und bei ihr zu Hause war es nicht, weil Björn es schon geholt hatte.«
»Ich glaube, der Versuch, eine Explosion mit einem nachfolgenden Wohnungsbrand auszulösen, zeigt uns, dass der Täter nicht unbedingt in den Besitz des Fotos kommen will, es würde ihm schon reichen, es zu zerstören.«
»Aber warum hing es bei Penelope Fernandez an der Wohnzimmertür, wenn es so verdammt wichtig war?«
»Dafür könnte ich mir einige Gründe vorstellen«, antwortet Joona. »Am wahrscheinlichsten dürfte sein, dass Björn und Penelope ein Foto geschossen haben, das irgendetwas beweist, sie selber es aber nicht verstehen.«
»So muss es sein«, sagt Erixon eifrig.
»Für sie ist die Aufnahme nichts, was man lieber verstecken sollte, ganz harmlos und nichts, wofür man jemanden ermorden würde.«
»Aber plötzlich überlegt Björn es sich anders.«
»Vielleicht hat er etwas herausgefunden, begreift womöglich, dass es gefährlich ist, und nimmt es deshalb an sich«, überlegt Joona. »Es gibt vieles, was wir nicht wissen, und der einzige Weg, Antworten zu finden, führt wohl über gute alte, ehrenwerte Polizeiarbeit.«
»Exakt.« Erixon schreit fast.
»Kannst du alle Telefonate der letzten Woche besorgen, SMS, Kontoauszüge und so weiter? Quittungen, Busfahrkarten, Besprechungen, Aktivitäten, Arbeitszeiten …«
»Ja, verdammt.«
»Ach nein, Unsinn, vergiss es.«
»Ich soll es vergessen? Wieso vergessen?«
»Die Krankengymnastik«, sagt Joona lächelnd. »Es wird Zeit für deine Krankengymnastik.«
»Soll das ein Witz sein, du verdammter Spaßvogel?«, fragt Erixon mit unterdrückter Empörung. »Krankengymnasten? Wozu gibt es die überhaupt? Als Arbeitsbeschaffungsmaßnahme?«

»Aber du musst dich doch ausruhen. Es gibt sicher einen anderen Kriminaltechniker, der …«
»Wenn ich hier noch länger Däumchen drehen muss, flippe ich aus.«
»Du bist doch erst seit sechs Stunden krankgeschrieben.«
»Ich gehe die Wände hoch«, klagt Erixon.

33

Suchaktion

Joona fährt nach Osten, Richtung Gustavsberg. Am Straßenrand sitzt ganz still ein weißer Hund und betrachtet das Auto in aller Ruhe. Joona denkt, dass er unbedingt Disa anrufen muss, wählt stattdessen jedoch Anjas Nummer.
»Ich brauche die Adresse von Claudia Fernandez.«
»Mariagatan 5«, sagt sie wie aus der Pistole geschossen. »Nicht weit von der alten Porzellanfabrik.«
»Danke«, antwortet Joona.
Anja bleibt am Apparat.
»Ich warte«, sagt sie ruhig.
»Worauf wartest du?«
»Darauf, dass du sagst, wir fahren mit der Silja Line Galaxy nach Turku und mieten uns ein kleines Häuschen mit einer holzbefeuerten Sauna am Wasser.«
»Das klingt nicht schlecht.«
Das Wetter ist sommerlich grau verhangen, diesig und sehr schwül. Joona parkt seinen Wagen vor dem Haus von Claudia Fernandez, steigt aus, riecht den bitteren Duft von Buchsbaum und Johannisbeersträuchern, ist betört von einer Erinnerung und bleibt einen Moment lang stehen. Das Gesicht, das aufgetaucht ist, löst sich sachte wieder auf, als er an der Tür klingelt, auf der ein Namensschild aus dem Werkunterricht sitzt, in das mit kindlicher Schrift der Name »Fernandez« eingebrannt ist.
Im Haus klingelt es melodisch. Er wartet. Kurz darauf hört er langsame Schritte.
Claudia Fernandez öffnet ihm mit bedrücktem Gesicht. Als sie Joona sieht, weicht sie rückwärts in den Flur zurück. Ein Mantel löst sich vom Bügel und fällt herab.
»Nein«, flüstert sie. »Nicht Penny …«
»Es ist nichts Schlimmes passiert, Frau Fernandez«, beeilt Jona sich zu sagen.

Sie kann sich nicht mehr auf den Beinen halten, sinkt zwischen Schuhen und unter hängenden Jacken zu Boden und atmet wie ein verängstigtes Tier.
»Was ist passiert?«, fragt sie mit furchtsamer Stimme.
»Wir wissen fast nichts, aber gestern Morgen hat Penelope versucht, Sie anzurufen.«
»Sie lebt«, sagt Claudia Fernandez.
»Ja, das tut sie«, antwortet Joona.
»Gott sei Dank«, flüstert sie. »Gott sei Dank …«
»Wir haben eine Nachricht auf ihrem Anrufbeantworter abgefangen.«
»Auf meinem … Nein«, sagt sie und steht auf.
»Es sind so viele Störgeräusche zu hören, dass man eine Spezialausrüstung benötigt, um ihre Stimme herauszufiltern«, erläutert Joona.
»Die einzige … Da ist ein Mann auf dem Band, der sagt, dass ich mir eine Arbeit suchen soll.«
»Ja, das stimmt«, erwidert Joona. »Penelope spricht vorher, aber man hört es nicht …«
»Was sagt sie?«
»Sie sagt, dass sie Hilfe braucht. Die Wasserschutzpolizei ist dabei, eine Suchaktion zu organisieren.«
»Spüren Sie das Telefon auf, es muss doch möglich sein …«
»Frau Fernandez«, sagt Joona ruhig, »ich muss Ihnen einige Fragen stellen.«
»Was denn für Fragen?«
»Wollen wir uns setzen?«
Sie gehen durch den Flur in die Küche.
»Joona Linna, darf ich Sie etwas fragen?«
»Fragen Sie, aber ich weiß nicht, ob ich Ihnen antworten kann.«
Claudia Fernandez stellt Kaffeetassen auf den Tisch. Ihre Hand zittert leicht. Sie setzt sich ihm gegenüber an den Tisch und sieht ihn lange an.
»Sie haben Familie, oder?«, fragt sie.
Es wird still in der hellen gelb gestrichenen Küche.
»Wissen Sie noch, wann Sie das letzte Mal bei Penelope zu Hause waren?«, fragt Joona nach einer Weile.
»Letzte Woche, am Dienstag. Sie hat mir geholfen, zwei Hosen für Viola

zu kürzen.«
Joona nickt und sieht Claudias Fernandez' Mund zittern, als sie die Tränen unterdrückt.
»Denken Sie jetzt gut nach, Frau Fernandez«, sagt er und lehnt sich vor.
»Hing an ihrer Glastür ein Foto?«
»Ja.«
»Was war darauf zu sehen?«, fragt Joona und versucht, ruhig zu sprechen.
»Das weiß ich nicht mehr, ich habe nicht richtig hingesehen.«
»Aber Sie erinnern sich, dass da ein Bild war, da sind Sie sich sicher?«
»Ja«, nickt Claudia Fernandez.
»Könnten Menschen auf dem Foto gewesen sein?«
»Ich weiß es nicht, ich dachte, es hätte etwas mit ihrer Arbeit zu tun.«
»Wurde das Foto in einem Haus oder im Freien gemacht?«
»Keine Ahnung.«
»Versuchen Sie, es vor Ihrem inneren Auge zu sehen.«
Claudia Fernandez schließt die Augen, schüttelt dann aber den Kopf.
»Ich kann nicht.«
»Versuchen Sie es, es ist wichtig.«
Sie senkt den Blick, denkt nach und schüttelt erneut den Kopf.
»Ich erinnere mich nur, dass ich es seltsam von ihr fand, ein Foto an die Tür zu hängen, das sieht doch nicht aus.«
»Warum dachten Sie, es hätte etwas mit ihrer Arbeit zu tun?«
»Ich weiß es nicht«, flüstert Claudia Fernandez.
Als das Handy in seinem Jackett klingelt, entschuldigt Joona sich, zieht es heraus, sieht, dass es Carlos ist, und meldet sich:
»Ja.«
»Ich habe gerade mit Lance von der Wasserschutzpolizei auf Dalarö gesprochen, und er sagt, dass sie morgen eine Suchaktion organisieren werden. Dreihundert Freiwillige und fast fünfzig Boote haben sich gemeldet.«
»Gut«, sagt Joona und sieht Claudia Fernandez in den Flur hinausgehen.
»Außerdem habe ich Erixon angerufen, um mich zu erkundigen, wie es ihm geht«, sagt Carlos.
»Er scheint auf dem Weg der Besserung zu sein«, erwidert Joona neutral.
»Joona, ich will gar nicht wissen, was ihr da treibt … aber Erixon hat

mich gewarnt, er meinte, ich würde zugeben müssen, dass du mal wieder recht gehabt hast.«
Als er das Gespräch beendet hat, geht Joona in den Flur und sieht, dass Claudia Fernandez Jacke und Gummistiefel angezogen hat.
»Ich habe gehört, was er am Telefon gesagt hat«, erklärt sie. »Ich kann bei der Suche helfen, ich kann die ganze Nacht suchen …«
Sie öffnet die Tür.
»Frau Fernandez, Sie müssen die Polizei ihre Arbeit machen lassen.«
»Meine Tochter hat mich angerufen und braucht Hilfe.«
»Mir ist bewusst, wie schrecklich es für Sie ist, hier zu warten …«
»Bitte, kann ich Sie nicht begleiten? Ich werde nicht im Weg stehen, ich kann kochen und das Telefon übernehmen, damit Sie sich darüber keine Gedanken machen müssen.«
»Gibt es niemanden, der Ihnen Gesellschaft leisten kann, eine Verwandte oder Freundin oder …«
»Ich will hier niemanden sehen, ich will nur Penny zurückhaben«, unterbricht sie ihn.

34

Dreambow

Auf Erixons Schoß liegen eine Mappe und ein großer Umschlag, die ein Bote in seinem Krankenhauszimmer abgeliefert hat. Er hält sich einen kleinen surrenden Handventilator vors Gesicht, während Joona ihn im Rollstuhl durch den Korridor schiebt.
Seine Achillessehne ist genäht und statt in einem Gips ist sein Fuß in einer Art Spezialstiefel fixiert worden, in dem die Zehen nach unten zeigen. Erixon hat sich beschwert, dass er für den anderen Fuß auch so einen Schuh bräuchte, wenn sie Schwanensee sehen wollten.
Joona nickt freundlich zwei alten Frauen zu, die auf einer Couch sitzen und sich an den Händen halten. Sie kichern, tuscheln und winken ihm zu wie Schulmädchen.
»Am selben Morgen, als sie mit dem Boot rausgefahren sind, hat Björn im Hauptbahnhof einen Umschlag und zwei Briefmarken gekauft«, berichtet Erixon. »Er hatte eine Quittung des Zeitungs- und Schreibwarenladens in seinem Portemonnaie, das auf der Jacht lag, und ich habe die Sicherheitsfirma genötigt, mir den Film der Überwachungskamera zuzumailen. Wie du die ganze Zeit vermutet hast, handelt es sich um ein Foto.«
»Heißt das, er hat das Bild jemandem zugeschickt?«
»Man kann leider nicht sehen, was er auf den Umschlag schreibt.«
»Vielleicht hat er den Brief an sich selbst adressiert.«
»Aber seine Wohnung ist ausgebrannt, es gibt nicht einmal mehr eine Tür«, erwidert Erixon.
»Ruf bei der Post an und hör nach.«
Sobald sie im Aufzug sind, beginnt Erixon seltsame Schwimmbewegungen mit den Armen zu machen. Joona beobachtet ihn und stellt keine Fragen.
»Jasmin meint, das ist gut für mich«, erklärt Erixon.
»Jasmin?«
»Meine Krankengymnastin … Sie sieht aus wie ein Törtchen, ist aber wunderbar streng: ›Seien Sie still, sitzen Sie gerade, jammern Sie nicht.‹

Sie nennt mich sogar Dickerchen.« Erixon lächelt schüchtern. »Weißt du eigentlich, wie lang die Ausbildung dieser Leute ist?«
Sie verlassen den Aufzug und begeben sich in einen Andachtsraum mit einem glatten Holzkreuz auf einem meterhohen Ständer und einem einfachen Altar. Der Raum ist mit einem Wandteppich geschmückt, auf dem eine Christusgestalt in einer Reihe heller dreieckiger Farbfelder zu sehen ist.
Joona tritt in den Korridor hinaus, öffnet einen Lagerraum, aus dem er ein Flipchart und Filzschreiber holt. Als er in die Kapelle zurückkehrt, sieht er, dass Erixon den Wandteppich unbekümmert herunterreißt und ihn über das Kreuz hängt, das er in eine Ecke gestellt hat.
»Wir wissen, dass dieses Foto irgendjemandem Menschenleben wert ist«, sagt Joona.
»Ja, aber warum?«
Erixon hängt mit Heftzwecken Ausdrucke von Björn Almskogs Kontoauszügen, Listen über alle Telefongespräche, Kopien von Bustickets, Quittungen aus den Portemonnaies und Abschriften der auf der Mailbox hinterlassenen Nachrichten an die Wand.
»Das Foto muss etwas enthüllen, was jemand geheimhalten will, es muss wichtige Informationen enthalten, vielleicht Firmengeheimnisse, vertrauliches Material«, sagt Joona.
»Ja«, antwortet Erixon.
»Also sehen wir zu, dass wir dieses Foto finden, damit das Ganze ein Ende hat«, erklärt Joona.
Er nimmt einen Filzschreiber und notiert auf dem großen Block:
06.40 *Penelope wird in ihrer Wohnung von einem Taxi abgeholt.* 06.45 *Björn betritt Penelopes Wohnung.* 06.48 *Björn verlässt die Wohnung mit dem Foto.* 07.07 *Björn verschickt das Foto vom Schreibwarenladen im Hauptbahnhof aus.* Erixon rollt näher heran und betrachtet die Liste, während er Papier und Folie von einem Stück Schokolade abschält.
»Penelope Fernandez verlässt den Sender und ruft fünf Minuten später Björn an«, sagt er und zeigt auf die Liste der Telefongespräche. Ihre Mehrfahrtenkarte ist um 10.30 Uhr abgestempelt worden. Ihre jüngere Schwester Viola ruft um 10.45 Uhr Penelope an. Da ist Penelope wahrscheinlich schon mit Björn im Bootshafen auf Långholmen.«

»Aber was tut Björn?«
»Das werden wir herausfinden«, sagt Erixon zufrieden und wischt sich die Finger an einem weißen Taschentuch ab.
Er rollt an der Wand entlang und zeigt auf eine der Mehrfahrtenkarten.
»Björn verlässt Penelopes Wohnung mit dem Foto. Er nimmt unmittelbar darauf die U-Bahn und kauft bereits um 07.07 Uhr im Bahnhof den Umschlag und zwei Briefmarken.«
»Und wirft den Brief ein«, sagt Joona.
Erixon räuspert sich und fährt fort:
»Der nächste Anhaltspunkt ist ein Geschäftsvorgang mit seiner Visakarte, zwanzig Kronen im Internetcafé Dreambow in der Vattugatan um 07.35 Uhr.«
»Fünf Minuten nach halb acht«, sagt Joona und hält den Vorgang auf dem Flipchart fest.
»Wo zum Henker liegt die Vattugatan?«
»Es ist eine ziemlich kleine Straße«, antwortet Joona. »Sie liegt unten im alten Klara-Viertel.«
Erixon nickt und fährt fort:
»Ich nehme an, dass Björn Almskog mit derselben Fahrkarte zum Fridhemsplan weiterfährt. Als Nächstes haben wir nämlich ein Telefonat vom Festnetzanschluss in seiner Wohnung in der Pontonjärgatan 47. Es ist ein unbeantworteter Anruf bei seinem Vater, Greger Almskog.«
»Darüber müssen wir mit seinem Vater sprechen.«
»Nächster Fixpunkt ist ein weiterer Stempel, 09.00 Uhr, auf seiner Mehrfahrtenkarte. Wahrscheinlich nimmt er einen Bus der Linie 4 vom Fridhemsplan zur Högalidsgatan auf Södermalm und geht von dort zu Fuß zu seinem Boot auf Långholmen.«
Joona hält die letzten Uhrzeiten auf dem Papier fest, schiebt es zur Seite und betrachtet das Zeitschema für den Vormittag.
»Björn hat es eilig, das Foto zu holen«, sagt er. »Aber er will Penelope am Morgen nicht begegnen, weshalb er wartet, bis sie in einem Taxi verschwunden ist. Daraufhin rennt er ins Haus, nimmt das Foto von der Glastür ab, verlässt die Wohnung und fährt zum Hauptbahnhof. Ich möchte die Aufnahmen der Überwachungskameras sehen.«
»Vom Schreibwarenladen aus geht Björn zu einem Internetcafé in der Nähe«, fährt Erixon fort. »Dort bleibt er ungefähr eine halbe Stunde und

fährt anschließend …«
»Da haben wir es«, unterbricht Joona ihn und geht zur Tür.
»Wie bitte?«
»Penelope und Björn haben beide zu Hause Internet.«
»Warum also ein Internetcafé?«, fragt Erixon.
»Ich fahre hin«, erwidert Joona und verlässt den Raum.

35

Gelöschtes Material

Kriminalkommissar Joona Linna biegt vom Brunkebergstorg hinter dem Stadttheater in die Vattugatan, parkt und steigt aus dem Wagen, eilt durch eine anonyme Metalltür und geht mit großen Schritten einen abfallenden Betongang hinunter.
Im Internetcafé Dreambow ist es sehr ruhig. Der Fußboden ist frisch geputzt, ein Geruch aus Zitrone und Plastik hängt im Raum. Glänzende Plexiglasstühle stehen an kleinen Computertischen. Das Einzige, was sich bewegt, sind die langsamen Muster der Bildschirmschoner.
Ein molliger Mann mit einem schwarzen Spitzbart lehnt an einer hohen Theke und nippt Kaffee aus einer großen Tasse, auf der »Lennart bedeutet Löwe« steht. Er trägt eine Schlabberjeans, und an einem seiner Reebok-Schuhe ist der Schnürsenkel offen.
»Ich brauche einen Computer«, erklärt Joona schon von Weitem.
»Stellen Sie sich hinten an«, scherzt der Mann und macht eine ausladende Geste über die leeren Plätze im Internetcafé.
»Einen ganz bestimmten Computer«, fährt Joona fort. »Ein Freund von mir war letzten Freitag hier, und ich möchte an den Computer, den er benutzt hat.«
»Ich weiß nicht, ob ich Informationen dieser Art herausgeben …«
Er verstummt, als Joona sich hinkniet und ihm den Schuh zubindet.
»Es ist wichtig.«
»Ich gehe die Registrierungen für Freitag durch«, sagt der Mann, während auf seinen Wangen kleine rote Flecken auftauchen. »Wie heißt er?«
»Björn Almskog«, antwortet Joona und steht auf.
»Es war Nummer fünf, hinten in der Ecke«, sagt er. »Ich muss Ihren Ausweis sehen.«
Joona reicht dem Mann seinen Dienstausweis, der verwirrt scheint, als er Namen und Personennummer in sein Buch einträgt.
»Sie können surfen.«
»Danke«, sagt Joona freundlich und geht zu dem Computer.

Er zieht sein Handy heraus und ruft Johan Jönson an, einen jungen Mann aus der Zentralstelle Internetkriminalität bei der Landeskripo.
»Warten Sie mal kurz«, meldet sich eine krächzende, halb erstickte Stimme. »Ich habe ein Stückchen Papier verschluckt, ein kaputtes Papiertaschentuch, ich habe mir die Nase geputzt und gleichzeitig Luft geholt, um zu niesen … nein, ich kann das jetzt nicht erklären. Mit wem spreche ich eigentlich?«
»Joona Linna, Kommissar bei der Landeskripo.«
»Oh Scheiße, hallo Joona, das ist ja nett!«
»Du klingst schon wieder besser«, sagt Joona.
»Ja, jetzt ist es unten.«
»Ich muss mir ansehen, was ein Typ letzten Freitag an einem Computer gemacht hat.«
»Say no more!«
»Ich habe es eilig, ich sitze in einem Internetcafé.«
»Und du hast Zugang zum richtigen Computer?«
»Er steht vor mir.«
»Das erleichtert die Sache. Versuch mal, in den Verlauf reinzugehen, der ist sicher gelöscht, denn man setzt den Computer eigentlich nach jedem Benutzer wieder zurück, aber in der Regel befindet sich noch alles auf der Festplatte, es ist nur, dass … Also eigentlich ist die beste und schnellste Methode natürlich, die Kiste mitzunehmen und die Festplatte mit einem Programm zu durchsuchen, das ich geschrieben …«
»Wir treffen uns in einer Viertelstunde im Andachtsraum des Sankt-Göran-Krankenhauses«, erklärt Joona, zieht den Stecker des Computers, klemmt sich das Gerät unter den Arm und geht Richtung Tür.
Der Mann mit der Kaffeetasse sieht ihn verblüfft an und versucht, sich ihm in den Weg zu stellen.
»Der Computer darf nicht …«
»Er ist verhaftet«, sagt Joona freundlich.
»Ja gut, aber wessen wird er verdächtigt?«
Der Mann bleibt stehen und sieht ihn mit blassen Wangen an. Joona winkt ihm mit seiner freien Hand zu und tritt ins Sonnenlicht hinaus.

36

Der Zusammenhang

Der Parkplatz vor dem Sankt-Göran-Krankenhaus ist heiß und die Luft furchtbar schwül. Im Andachtsraum manövriert Erixon seinen Rollstuhl. Er hat ein funktionierendes Basislager eingerichtet, und laufend klingeln drei verschiedene Telefone.
Joona kommt mit dem Computer im Arm herein und stellt ihn auf einen Stuhl. Johan Jönson sitzt bereits auf einer kleinen Couch. Er ist fünfundzwanzig Jahre alt und trägt einen schwarzen, schlecht sitzenden Trainingsoverall. Sein Kopf ist rasiert, er hat dichte, über der Nasenwurzel zusammengewachsene Augenbrauen. Er steht auf, geht zu Joona, sieht ihn scheu an, gibt ihm die Hand und lässt seinen roten Computerrucksack vom Rücken herabrutschen.
»*Ei saa peittää*«, sagt er und zieht ein dünnes Notebook aus dem Rucksack.
Erixon schenkt aus einer Thermoskanne Fanta in eine kleine, wacklige Tasse aus ungebleichter Pappe.
»Wenn sie Mucken macht, lege ich die Festplatte meistens für ein paar Stunden ins Gefrierfach«, erklärt Johan, »und schließe nur ein ATA /SATA-Adapter an. Jeder arbeitet anders, nicht wahr, ich habe einen Kumpel bei Ibas, der mit RDR arbeitet, und der trifft seine Klienten nicht mal, er schiebt den ganzen Kram einfach über eine verschlüsselte Telefonleitung. Auf die Art kann man das meiste retten, aber ich will nicht das meiste haben, ich will alles, das ist mein Ding, jeden Krümel, und dafür benötigt man ein Programm, das Hangar 18 heißt …«
Er wirft den Kopf in den Nacken und lacht wie ein irrer Wissenschaftler.
»Moahahaha … Ich habe es selbst erschaffen«, fährt er fort. »Es funktioniert wie ein digitaler Staubsauger, es bringt wirklich alles zurück und strukturiert es bis in den Mikrosekundenbereich nach Uhrzeit.«
Er setzt sich auf die Altarschranke und verbindet die beiden Computer miteinander. Sein Notebook rattert leise. Rasend schnell tippt er eine Vielzahl von Kommandos ein, liest vom Bildschirm ab, scrollt nach unten, liest und gibt neue ein.

»Dauert das lange?«, fragt Joona nach einer Weile.
»Ich weiß es nicht«, murmelt Johan Jönson. »Nicht länger als einen Monat.«
Er flucht vor sich hin, tippt ein neues Kommando und betrachtet die vorbeiflimmernden Zahlen.
»War ein Witz«, sagt er dann.
»Hab ich kapiert«, erwidert Joona geduldig.
»In einer Viertelstunde werden wir wissen, wie viel sich retten lässt«, erklärt Jönson und wirft einen Blick auf den Zettel, auf dem Joona Datum und Uhrzeit von Björn Almskogs Besuch im Internetcafé notiert hat.
»Der Verlauf scheint wiederholt gelöscht worden zu sein, was ein bisschen mühsam ist …«
Fragmente alter grafischer Darstellungen huschen über den Bildschirm, im Sonnenlicht sind sie kaum zu erkennen. Johan Jönson schiebt sich geistesabwesend Kautabak unter die Oberlippe, wischt die Hand an seiner Hose ab und wartet, den Blick ab und zu auf den Bildschirm gerichtet.
»Hier ist gründlich aufgeräumt worden«, sagt er schleppend. »Aber man kann nichts löschen, es gibt keine Geheimnisse … denn Hangar 18 findet sogar noch Räume, die gar nicht existieren.«
Plötzlich pfeift es in seinem Computer, und er gibt etwas ein und liest sich eine lange Zahlenkolumne durch. Er tippt noch etwas, und das Pfeifsignal hört abrupt auf.
»Was tut sich?«, fragt Joona.
»Nicht viel«, sagt Johan Jönson. »Wegen der ganzen modernen Firewalls, Norman Sandbox und der gefakten Antivirenprogramme läuft es nur ein bisschen zäh … Es ist ein Wunder, dass der Computer überhaupt noch arbeitet, wenn alle Virenprogramme gleichzeitig laufen.«
Er schüttelt den Kopf und leckt einen Krümel Kautabak von der Oberlippe.
»Ich habe noch nie auch nur ein einziges Virenschutzprogramm besessen und … Jetzt halt aber mal das Maul«, unterbricht er plötzlich seine eigene Suada.
Joona tritt näher, schaut ihm über die Schulter.
»Was haben wir denn hier?«, flüstert Jönson singend. »Was haben wir

denn hier?«
Er lehnt sich zurück, massiert seinen Nacken, gibt anschließend etwas mit einer Hand ein, drückt »Enter« und lächelt in sich hinein.
»Da haben wir es«, sagt er.
Joona und Erixon starren auf den Bildschirm.
»Gebt mir noch eine Sekunde … Die Sache ist nicht ganz leicht, es kommt nur in kleinen, kleinen Stückchen und Fragmenten …«
Er schirmt den Bildschirm mit der Hand ab und wartet. Langsam tauchen Buchstaben und Bruchstücke von Bildern aus dem Internet auf.
»Seht ihr, jetzt öffnet sich sachte die Tür … jetzt werden wir gleich sehen, was Björn Almskog an diesem Computer gemacht hat.«
Erixon hat den Rollstuhl blockiert und lehnt sich vor, um besser auf den Bildschirm schauen zu können.
»Scheiße, da sind ja nur Striche«, sagt er.
»Schau mal in die Ecke.«
Rechts unten auf dem Bildschirm sieht man eine kleine bunte Flagge.
»Er hat Windows benutzt«, sagt Erixon. »Sehr originell in …«
»Hotmail«, sagt Joona.
»Er hat sich eingeloggt«, erwidert Johan Jönson.
»Jetzt wird die Sache interessant«, sagt Erixon.
»Kannst du den Namen sehen?«, erkundigt sich Joona.
»So funktioniert das nicht … Man kann sich nur chronologisch in der Zeit bewegen«, sagt Johan Jönson und scrollt nach unten.
»Was war das?« Joona zeigt auf den Bildschirm.
»Wir sind im Ordner für gesendete Nachrichten«, antwortet Johan Jönson.
»Hat er was gemailt?«, fragt Joona gespannt.
Auf dem Bildschirm erkennt man zerstückelte Fragmente von Werbung für billige Reisen nach Mailand, New Yk, Lo dn, P ris. Ganz unten in der Ecke sieht man zudem eine kleine hellgraue Ziffer, eine Uhrzeit: 07.44.42 AM.
»Hier haben wir was«, sagt Johan Jönson.
Auf seinem Bildschirm taucht ein Fragment auf:
ss i h kontakt it

»Eine Kontaktanzeige«, grinst Erixon. »Das klappt nie, ich habe es selbst

…«
Er verstummt abrupt. Johan Jönson scrollt vorsichtig an unverständlichen Grafiktrümmern vorbei, dann stoppt er plötzlich. Mit einem breiten Grinsen räumt er den Stuhl vor dem Computer.
Joona nimmt seinen Platz ein, blinzelt im Sonnenlicht und liest, was auf dem Bildschirm steht:
Carl Palmcr

abe f to ickt. ss ich kontakt mit I

Joona spürt, dass sich die kleinen Härchen in seinem Nacken aufstellen. Ein Schauer läuft ihm über Arme und Rücken. Palmcrona, denkt er immer wieder, während er sich die Fragmente notiert, wie sie auf dem Computerbildschirm erscheinen. Dann streicht er sich übers Haar und geht zum Fenster. Er versucht, klar zu denken, und atmet flach. Die Stiche eines leichten Migräneanfalls ziehen vorüber. Erixon starrt weiter auf den Bildschirm und flucht vor sich hin.
»Du bist sicher, dass Björn Almskog das geschrieben hat?«, fragt Joona.
»Absolut«, antwortet Johan Jönson.
»Ganz sicher?«
»Wenn er um diese Uhrzeit an dem Computer gesessen hat, ist das seine Mail.«
»Dann ist das seine Mail«, bestätigt Joona, der in Gedanken bereits woanders ist.
»Jetzt schlägt’s dreizehn«, flüstert Erixon.
Johan Jönson betrachtet die verstreuten Fragmente aus dem Adressfeld »crona@isp.se« und trinkt Fanta direkt aus der Thermoskanne. Erixon lehnt sich im Rollstuhl zurück und schließt für einen Moment die Augen.
»Palmcrona«, sagt Joona in sich gekehrt und konzentriert.
»Das gibt’s doch gar nicht«, sagt Erixon. »Was zum Teufel hat Carl Palmcrona mit dieser Sache zu tun?«
Joona geht in Gedanken versunken zur Tür. Er bleibt stumm, steigt die Treppe vor dem Andachtsraum hinunter und verlässt das Krankenhausgebäude und seine beiden Kollegen. Mit großen Schritten eilt er im gleißenden Sonnenschein über den Parkplatz zu seinem schwarzen Auto.

37

Kooperierende Abteilungen

Joona Linna geht im Laufschritt durch den Flur zum Büro des Leiters der Landeskriminalpolizei, um ihm von Björn Almskogs Mail an Carl Palmcrona zu erzählen. Zu seinem Erstaunen steht die Tür weit offen. Carlos Eliasson schaut aus dem Fenster, setzt sich dann jedoch wieder an seinen Schreibtisch.
»Sie steht immer noch da«, sagt er.
»Wer?«
»Die Mutter der jungen Frauen.«
»Claudia Fernandez?«, fragt Joona und tritt ans Fenster.
»Sie steht da jetzt schon seit einer Stunde.«
Joona blickt hinaus, kann sie jedoch nicht sehen. Ein Vater in einem dunkelblauen Anzug geht mit einer Königskrone auf dem Kopf zusammen mit einem Mädchen in einem rosa Prinzessinnenkleid vorbei. Dann sieht er, praktisch direkt gegenüber vom Haupteingang zum Landeskriminalamt, eine Frau mit hängenden Schultern neben einem schmutzigen Mazda Pick-up stehen. Es ist Claudia Fernandez. Sie steht einfach nur ganz still da, den Blick auf das Foyer des Polizeigebäudes gerichtet.
»Ich bin hingegangen und habe sie gefragt, ob sie auf jemanden wartet, ich dachte, du hättest vielleicht vergessen, dass ihr euch treffen wolltet …«
»Nein«, sagt Joona leise.
»Sie meinte, sie warte auf ihre Tochter, auf Penelope.«
»Carlos, wir müssen reden …«
Ehe Joona dazu kommt, von Björn Almskogs Mail zu erzählen, klopft es leise an die Tür, und Verner Zandén, der Leiter der Abteilung Sicherheitsmaßnahmen beim Staatsschutz, tritt ein.
»Guten Tag«, sagt der große Mann und gibt Carlos die Hand.
»Herzlich willkommen«, sagt Carlos.
Verner begrüßt Joona und blickt sich anschließend im Raum um, als suche er etwas.

»Wo ist denn Saga abgeblieben?«, fragt er mit seiner Bassstimme.
Im selben Moment tritt Saga langsam durch die Tür. Ihre zartgliedrige, helle Gestalt scheint das silbrige Schimmern des Aquariums widerzuspiegeln.
»Ich hab gar nicht gemerkt, dass du langsamer warst als ich«, sagt Verner und lächelt.
Carlos wendet sich Saga zu, scheint aber nicht so recht zu wissen, wie er sich verhalten soll, ob es eventuell unpassend sein könnte, einer Elfe die Hand zu geben. Er entscheidet sich dafür, einen Schritt zurückzuweichen und die Arme in einer einladenden Geste auszubreiten.
»Herein in die gute Stube«, sagt er mit etwas zu lauter Stimme.
»Danke«, erwidert sie.
»Joona Linna sind Sie ja schon begegnet.«
Saga steht mit ihren glänzenden, taillenlangen Haaren vor Carlos, aber ihre Augen sind hart, die Kiefer fest geschlossen. Die scharf gezeichnete Narbe, die durch ihre Augenbraue läuft, leuchtet kalkweiß in ihrem Gesicht.
»Fühlt euch wie zu Hause«, ruft Carlos, und es gelingt ihm, fast jovial zu klingen.
Saga nimmt steif auf dem Stuhl neben Joona Platz. Carlos legt eine Hochglanzbroschüre mit dem Titel »Strategien für kooperierende Abteilungen« auf den Tisch. Verner hebt scherzhaft die Hand wie ein Schuljunge, ehe seine tiefe Stimme im Raum ertönt:
»Offiziell sind diese Ermittlungen Sache des Staatsschutzes«, erklärt er, »aber ohne die Landeskripo und Joona Linna wäre uns bei dem Fall kein Durchbruch gelungen.«
Verner zeigt auf die Broschüre, und Saga Bauers Gesicht läuft knallrot an.
»Einen Durchbruch würde ich das nicht direkt nennen«, murmelt sie.
»Was?«, fragt Verner laut.
»Joona Linna hat nur einen Handabdruck und die Reste eines Fotos gefunden.«
»Und du hast … Zusammen mit ihm hast du die Information besorgt, dass Penelope Fernandez lebt und verfolgt wird. Ich sage nicht, dass es nur sein Verdienst war, aber …«
»Scheiße, das ist doch total krank«, schreit Saga und fegt alle Papiere

vom Tisch. »Verdammt, wie zum Teufel könnt ihr hier sitzen und ihn loben, er durfte überhaupt nicht da sein, er durfte nicht einmal wissen, dass Daniel Marklund …«
»Aber er wusste es nun einmal und war da«, unterbricht Verner sie.
»Dieses ganze Material unterliegt verdammt noch mal der Geheimhaltung«, fährt sie fort.
»Saga«, sagt Verner streng. »Du solltest auch nicht dort sein!«
»Nein, aber sonst wäre alles …«
Sie verstummt abrupt.
»Können wir unsere Unterhaltung jetzt fortsetzen?«, fragt Verner.
Sie sieht ihren Chef einen Moment an, ehe sie sich Carlos zuwendet.
»Entschuldigen Sie bitte, es tut mir leid, dass ich wütend geworden bin.«
Sie bückt sich und fängt an, die herumliegenden Papiere vom Fußboden aufzuheben. Ihre Stirn ist voller zorniger roter Punkte. Carlos bittet sie, die Blätter liegen zu lassen, aber Saga hebt alle auf, sortiert sie und legt sie auf den Tisch zurück.
»Es tut mir furchtbar leid«, wiederholt sie.
Carlos räuspert sich.
»Wir hoffen trotzdem, dass Joona Linnas Beitrag, oder wie man es nennen will, für euch ein Argument ist, ihn gemeinsam mit euch ermitteln zu lassen«, sagt er.
»Aber jetzt mal im Ernst«, sagt Saga zu ihrem Chef. »Ich will wirklich nicht negativ sein, aber ich begreife einfach nicht, warum wir Joona Linna in unsere Ermittlungen einbinden sollen, wir brauchen ihn nicht. Ihr redet von einem Durchbruch, aber ich finde, das stimmt nicht …«
»Ich kann Saga verstehen«, sagt Joona bedächtig. »Ich bin mir sicher, dass ihr den Handabdruck und die Ecke des Fotos auch ohne meine Hilfe gefunden hättet.«
»Mag sein«, sagt Verner.
»Darf ich jetzt gehen?«, fragt Saga ihren Chef und steht auf.
»Aber es gibt etwas, was ihr nicht wisst«, fährt Joona fort. »Und zwar, dass Björn Almskog am Tag von Violas Ermordung heimlich Kontakt zu Carl Palmcrona aufgenommen hat.«
Es wird totenstill im Raum. Saga setzt sich vorsichtig wieder hin. Verner lehnt sich vor, verarbeitet das Gehörte und räuspert sich.
»Es soll einen Zusammenhang zwischen Carl Palmcronas und Viola

Fernandez' Tod geben?«
»Joona?«, fragt Carlos.
»Ja, es gibt eine Verbindung zwischen den beiden Todesfällen«, bestätigt dieser.
»Die Sache ist größer, als wir dachten«, flüstert Verner. »Das ist eine große Sache …«
»Gute Arbeit«, sagt Carlos aufgeregt.
Saga Bauer hat die Arme verschränkt und sieht zu Boden. Auf ihrer Stirn sind erneut kleine rote Punkte aufgetaucht.
»Joona«, sagt Carlos und räuspert sich vorsichtig. »Ich kann Petter nicht übergehen, er wird weiter unsere Ermittlungen leiten, aber ich könnte mir durchaus vorstellen, dich an den Staatsschutz auszuleihen.«
»Was sagst du dazu, Saga?«, fragt Joona.
»Die perfekte Lösung«, antwortet Verner schnell.
»Ich leite die Ermittlungen.« Saga steht von ihrem Stuhl auf und verlässt den Raum.
Verner entschuldigt sich und folgt ihr.
Joonas graue Augen leuchten eisig. Carlos bleibt auf seinem Stuhl sitzen, räuspert sich und sagt schließlich:
»Sie ist jung, und du wirst versuchen müssen … Ich meine, ein bisschen nett zu sein, auf sie aufzupassen.«
»Ich glaube, Sie kann sehr gut auf sich selbst aufpassen«, antwortet Joona kurz.

38

Saga Bauer

Saga Bauer denkt an Carl Palmcrona, und es gelingt ihr nur noch halb, das Gesicht abzuwenden. Sie sieht den Schlag einen Tic zu spät. Er kommt von der Seite. Ein ziemlich tief angesetzter Haken, der über ihre linke Schulter wischt und Ohr und Wange trifft. Sie wankt. Der Kopfschutz ist wieder verrutscht, und sie kann kaum etwas sehen, weiß jedoch, dass ein zweiter Schlag folgen wird. Also nimmt sie das Kinn nach unten und schützt mit beiden Händen ihr Gesicht. Es ist ein schwerer Treffer, gefolgt von einem weiteren Schlag auf ihre oberen Rippen. Sie stolpert rückwärts, den Seilen entgegen. Der Ringrichter eilt herbei, aber Saga ist schon wieder aus der Falle entwischt. Sie bewegt sich seitlich, zur Ringmitte, und es gelingt ihr, ihre Gegnerin zu taxieren. Svetlana Krantz aus Falköping, eine breit gebaute Frau von vierzig Jahren, mit abfallenden Schultern. Auf der einen Schulter ist das Emblem von Guns N'Roses eintätowiert. Svetlana atmet mit offenem Mund und hetzt ihr mit polternden Schritten hinterher, weil sie glaubt, einen K.- o.-Sieg erringen zu können. Saga gleitet sanft zurück – wirbelt wie Herbstlaub über den Boden. Boxen ist so einfach, denkt sie, und spürt urplötzlich Freude in ihrer Brust aufwallen. Saga Bauer bleibt abrupt stehen und lächelt so breit, dass sie fast ihren Zahnschutz verliert. Sie weiß, dass sie ihrer Gegnerin überlegen ist, hat aber eigentlich nicht vor, Svetlana K.o. zu schlagen. Sie will nach Punkten gewinnen. Aber als sie Svetlanas Freund rufen hört, Svetlana solle dieser kleinen blonden Fotze das Gesicht zu Brei hauen, überlegt sie es sich anders.
Svetlana bewegt sich schnell im Ring, ihre rechte Hand ist eifrig, ein bisschen übereifrig. Sie ist so scharf darauf, Saga zu besiegen, dass sie den Aktionen ihrer Gegnerin nicht mehr genügend Aufmerksamkeit schenkt, sondern die Sache mit einer oder mehreren rechten Geraden beenden will. Sie glaubt, Saga wäre so benommen, dass sie die Schläge problemlos durch ihre Deckung hämmern kann. Doch Saga Bauer ist nicht geschwächt, im Gegenteil, sie ist hoch konzentriert. Sie tänzelt ein wenig auf der Stelle, erwartet ihre vorpreschende Gegnerin und hält sich

die Handschuhe vors Gesicht, als wollte sie sich nur verteidigen. Im richtigen Moment macht sie dann eine überraschende Schulter-Fuß-Kombination, sodass sie mit einem Ausfallschritt nach vorn aus der Schlaglinie der Angreiferin gleitet. Saga gelangt neben Svetlana und sammelt ihre gesamte Bewegungskraft in einem Körpertreffer direkt auf den Solarplexus der anderen Frau.
Sie spürt den Rand von Svetlanas Brustschutz durch ihren Handschuh, als der Körper der Frau einfach nach vorn klappt. Der nächste Schlag geht fast vorbei, Saga trifft gerade noch Svetlanas Scheitel, aber der dritte ist ein lupenreiner Volltreffer, von unten, direkt auf den Mund und sehr hart.
Svetlanas Kopf wird nach hinten geschleudert. Schweiß und Rotz spritzen in die Schlagrichtung. Der dunkelblaue Mundschutz flattert davon. Svetlanas Knie brechen ein, und sie plumpst hilflos zu Boden, rollt einmal herum und bleibt kurz liegen, ehe sie sich wieder bewegt.
Nach dem Kampf steht Saga Bauer in der Damenumkleide und spürt, dass sich ihr Körper allmählich beruhigt. Sie hat einen seltsamen Geschmack im Mund, eine Mischung aus Blut und Kleister. Sie musste die Zähne zur Hilfe nehmen, um das Textilklebeband um die Schnürung der Handschuhe zu entfernen. Die Tür des Blechschranks, in dem ihre Kleider hängen, steht offen, das Hängeschloss liegt auf der Bank. Sie sieht sich im Spiegel und wischt rasch einige Tränen fort. Als Folge des harten Treffers, den ihre Gegnerin landen konnte, brennt und pocht ihre Nase. Zu Beginn waren ihre Gedanken nicht beim Kampf, sondern bei dem Gespräch mit ihrem Chef und dem Leiter der Landeskriminalpolizei und bei der Entscheidung, dass sie und Joona Linna zusammenarbeiten sollen.
Auf der Schranktür klebt ein Sticker mit der Aufschrift »Södertälje Rockets« und dem Bild einer Rakete, die eher wie ein wütender Hai aussieht.
Sagas Hände zittern, als sie die Shorts, das Suspensorium und den Slip, das schwarze Hemd und den BH mit Brustschutz auszieht. Fröstelnd geht sie in die gekachelte Dusche und stellt sich in eine der Kabinen. Das Wasser läuft über Nacken und Rücken. Sie verdrängt den Gedanken an Joona und spuckt blutvermischten Speichel in den Bodenabfluss.
Als sie in die Umkleide zurückkehrt, halten sich dort etwa zwanzig

Frauen auf. Sie sind nach einer Trainingseinheit Powergymnastik dorthin zurückgekehrt. Saga merkt nicht, dass die anderen Frauen innehalten und bei ihrem Anblick glänzende Augen bekommen. Saga Bauer ist sehr schön. Auf eine Art, die den Betrachter weich macht, innerlich schwach werden lässt. Vielleicht ist es ihre Verwandtschaft mit dem Märchenzeichner John Bauer, die an eine Elfe oder Fee erinnert. Ihr Gesicht ist fein geschnitten und symmetrisch, gänzlich ungeschminkt, die Augen sind groß und blau wie ein Sommerhimmel. Saga Bauer ist ein Meter siebzig groß und trotz strotzender Muskeln und blauer Flecken zart gebaut. Die meisten Menschen würden wohl eher auf eine Balletttänzerin tippen, wenn sie Saga so sehen würden, und nicht auf eine Spitzenboxerin und Kommissarin beim Staatsschutz.
Der berühmte Märchenzeichner und Künstler John Bauer hatte zwei Brüder, Hjalmar und Ernst, und Ernst, der jüngste Bruder, ist Sagas Urgroßvater. Sie erinnert sich noch, wie der Großvater ihr von seinem Vater und dessen Trauer erzählte, als der berühmte große Bruder John mit seiner Ehefrau Esther und dem kleinen Sohn in einer Novembernacht im See Vättern, nur ein paar Hundert Meter vom Hafen in Hästholmen entfernt, ertrank.
Drei Generationen später bekamen John Bauers Gemälde ein eigentümliches Spiegelbild in der Wirklichkeit. Saga erinnert alle an die schimmernde Prinzessin Tuvstarr, die ganz ohne Furcht vor den großen dunklen Trollen steht.
Saga weiß, dass sie eine kompetente Kommissarin ist, obwohl sie bisher noch nicht eine Ermittlung eigenständig zu Ende führen durfte. Sie ist daran gewöhnt, dass man ihr die Arbeit wegnimmt, sie ist daran gewöhnt, nach wochenlangem Engagement abgezogen zu werden, sie ist daran gewöhnt, überfürsorglich behandelt und bei Einsätzen übergangen zu werden.
Sie ist daran gewöhnt, aber das heißt noch lange nicht, dass es ihr auch gefällt.
Saga Bauer wurde zunächst an der Polizeihochschule ausgebildet und erreichte Bestnoten, erhielt anschließend beim Staatsschutz eine Spezialausbildung in Terrorbekämpfung, ist mittlerweile Kommissarin und widmet sich sowohl ermittelnden als auch operativen Aufgaben. Sie ist stets darauf bedacht gewesen, sich fortzubilden und gleichzeitig ein

hartes körperliches Training zu absolvieren. Sie läuft täglich, zwei Mal in der Woche ist sie beim Sparring oder bestreitet Kämpfe und mit ihrer Glock 21 und dem Scharfschützengewehr 90 der Polizei macht sie jede Woche Schießübungen.
Saga wohnt mit Stefan Johansson zusammen, der in einer Jazzband spielt, die sich Red Bop Label nennt und auf dem Label ACT Music sieben Platten veröffentlicht hat. Für die wehmütige Improvisationsplatte »A Year Without Esbjörn« wurde die Gruppe mit einem Grammy ausgezeichnet. Wenn Saga von ihrer Arbeit oder vom Training nach Hause kommt, lümmelt sie meistens auf der Couch, isst Süßigkeiten und sieht sich einen Film ohne Ton an, während Stefan stundenlang Klavier spielt.
Saga kommt aus der Sporthalle und sieht ihre Gegnerin an den Betonpollern warten.
»Ich wollte mich für den Kampf bedanken und dir gratulieren«, sagt Svetlana.
Saga bleibt stehen.
»Danke gleichfalls.«
Svetlana errötet leicht.
»Du bist verdammt gut.«
»Genau wie du.«
Svetlana senkt den Blick und lächelt. Zwischen den kantig geschnittenen Sträuchern rund um den Parkplatz vor dem Eingang liegt Müll.
»Nimmst du den Zug?«, fragt Saga.
»Ja, ich muss jetzt wohl mal los.«
Svetlana nimmt ihre Tasche, bleibt dann aber stehen, hat noch etwas auf dem Herzen, zögert jedoch.
»Saga … Ich möchte mich bei dir für meinen Freund entschuldigen«, sagt sie schließlich. »Ich weiß nicht, ob du gehört hast, was er da so alles gerufen hat. Das war jedenfalls das letzte Mal, dass er mitkommen durfte.«
Svetlana räuspert sich und geht los.
»Warte mal«, ruft Saga ihr hinterher. »Wenn du willst, fahre ich dich schnell zum Bahnhof.«

39

Weiter weg

Penelope läuft den Anstieg hinauf, stolpert auf den losen Steinen, rutscht weg und stützt sich mit der Hand ab, sodass der Stoß ihr in Schulter und Rücken fährt, sie schürft sich die Haut auf und stöhnt. Schmerz strahlt von ihrem Handgelenk aus. Sie ist außer Atem, hustet und wirft einen Blick zurück, zwischen die Bäume unter ihr, in das Dunkel zwischen den Stämmen, voller Furcht, dort abermals ihren Verfolger zu sehen.
Björn kommt zu ihr, Schweiß läuft ihm die Wangen herab, seine Augen sind rot unterlaufen und wirken gehetzt, er murmelt etwas und hilft ihr auf.
»Wir dürfen nicht stehen bleiben«, flüstert er.
Sie wissen nicht mehr, wo ihr Verfolger ist, ob er ganz in ihrer Nähe lauert oder die Spur verloren hat. Vor nicht allzu vielen Stunden lagen sie noch auf dem Fußboden einer Küche, während er zum Fenster hereinsah.
Jetzt laufen sie aufwärts, zwängen sich durch ein Fichtengehölz, riechen den warmen Duft der Nadeln und rennen Hand in Hand weiter.
Es raschelt im Unterholz, und Björn wimmert vor Angst, macht einen jähen Schritt zur Seite, woraufhin ihm ein Ast ins Gesicht schlägt.
»Ich weiß nicht, wie lange ich das noch durchhalte«, keucht er.
»Denk nicht daran«, erwidert Penelope.
Sie gehen ein kleines Stück. Füße und Knie schmerzen. Ihr Weg führt durch dichtes Gestrüpp und raschelndes Laub in einen Graben hinab. Sie staken durch Unkraut und gelangen auf einen Kiesweg. Björn schaut sich um, flüstert ihr zu, mitzukommen, und läuft nach Süden, in Richtung Skinnardal, wo die Insel dichter besiedelt ist. Es kann nicht mehr weit sein bis dorthin. Sie humpelt ein paar Schritte und folgt ihm. Zwischen den glatten Reifenspuren verläuft ein Streifen aus grobem Schotter mit einzelnen Grashalmen. Der Weg beschreibt eine Kurve um ein Birkenwäldchen herum. Sie laufen nebeneinander, und als sie die weißen Stämme hinter sich gelassen haben, sehen sie plötzlich zwei Menschen. Eine ungefähr zwanzigjährige Frau in einem kurzen Tennisdress und

einen Mann mit einem roten Motorrad. Penelope zieht den Reißverschluss ihrer engen Kapuzenjacke zu und versucht, ruhiger durch die Nase zu atmen.
»Hallo«, sagt sie.
Die beiden sehen sie an, und Penelope kann ihre Blicke verstehen. Björn und sie sind blutig und verdreckt.
»Wir hatten einen Unfall«, sagt sie schnell zwischen den Atemzügen. »Wir würden uns gerne kurz ein Handy leihen.«
Schmetterlinge der Art Kleiner Fuchs flattern über Weißem Gänsefuß und Schachtelhalmen im Straßengraben.
»Okay«, sagt der junge Mann, sucht sein Telefon heraus und überlässt es Penelope.
»Danke«, sagt Björn und blickt die Straße hinunter und in den Wald hinein.
»Was ist denn passiert?«, fragt der junge Mann.
Penelope weiß nicht recht, was sie erwidern soll, sie muss schlucken, Tränen laufen ihre schmutzigen Wangen herab.
»Ein Unfall«, antwortet Björn.
»Ich kenne sie«, sagt das Mädchen in dem Tenniskleid zu ihrem Freund. »Das ist doch die Frau, die wir im Fernsehen gesehen haben.«
»Wer?«
»Die diesen Bockmist über schwedische Exporte verzapft hat.«
Penelope versucht, ihr zuzulächeln, während sie die Nummer ihrer Mutter wählt. Ihre Hände sind zu zittrig, und sie vertippt sich, sie bricht den Versuch ab und beginnt noch einmal von vorn. Die junge Frau flüstert dem jungen Mann etwas ins Ohr.
Es knackt im Wald, und Penelope glaubt, jemanden zwischen den Bäumen zu sehen. Ehe sie erkennt, dass sie sich geirrt hat, denkt sie kurz, dass der Verfolger sie finden wird, dass er von dem Haus aus ihrer Spur gefolgt ist. Als sie das Handy ans Ohr hebt, zittert ihre Hand so sehr, dass sie fürchtet, es zu verlieren.
»Darf ich Ihnen mal eine Frage stellen?«, sagt die Frau mit angespannter Stimme zu Penelope. »Finden Sie, dass Menschen, die hart arbeiten, die vielleicht sechzig Stunden in der Woche arbeiten, für Leute bezahlen sollen, die keine Lust zum Arbeiten haben, die nur vor dem Fernseher hocken?«

Penelope begreift nicht, was die junge Frau ihr damit sagen will, warum sie so wütend ist. Sie ist unfähig, sich auf die Frage zu konzentrieren, versteht den Zusammenhang nicht. Ihre Gedanken drehen sich unablässig im Kreis, erneut schweift ihr Blick zwischen die Bäume, und sie hört ferne, knisternde Ruftöne.
»Soll es sich etwa nicht mehr lohnen zu arbeiten?«, fragt die Frau mit aufgebrachter Stimme.
Penelope sieht zu Björn hinüber und hofft, dass er ihr helfen und der jungen Frau eine Antwort geben wird, die sie zufriedenstellt. Sie stöhnt auf, als sie die Stimme ihrer Mutter auf dem Anrufbeantworter hört:
»Dies ist der Anschluss von Claudia Fernandez – ich bin zurzeit leider nicht erreichbar. Bitte hinterlassen Sie eine Nachricht, ich rufe Sie dann so schnell wie möglich zurück …«
Tränen laufen ihre Wangen herab, ihre Knie geben fast nach, sie ist schrecklich müde. Sie hält eine Hand hoch, um der Frau anzuzeigen, dass sie gerade nicht sprechen kann.
»Wir haben unsere Handys von dem Geld gekauft, das wir selbst verdient haben«, sagt die junge Frau. »Also wirst du auch eigenes Geld verdienen und dir ein Telefon kaufen müssen …«
Es knistert in dem Handy, der Empfang ist schlecht, sie macht ein paar Schritte, aber er wird nur noch schlechter, das Telefon stottert, verstummt, und Penelope weiß nicht, ob die Verbindung unterbrochen ist, als sie spricht:
»Mama, ich brauche Hilfe, ich werde verfolgt von …«
Plötzlich flucht die junge Frau, reißt ihr das Telefon aus der Hand und gibt es dem jungen Mann.
»Suchen Sie sich einen Job«, sagt er.
Penelope taumelt, sieht verwirrt das junge Paar an. Die Frau setzt sich hinter dem Mann auf das Motorrad und schlingt die Arme um seine Taille.
»Bitte«, fleht Penelope. »Wir müssen wirklich …«
Ihre Stimme wird vom Lärm des Motorrads übertönt, das anfährt, dessen Hinterrad durchdreht und Kies aufwirbelt. Björn ruft, sie sollen warten. Sie laufen dem Paar hinterher, aber das Motorrad verschwindet in Richtung Skinnardal.
»Björn«, sagt Penelope und bleibt stehen.

»Lauf«, schreit er.
Sie ist außer Atem, blickt zurück, den Weg hinab und denkt, dass sie dabei sind, einen Fehler zu machen. Er bleibt stehen, sieht sie an, atmet keuchend, stützt sich kurz mit den Händen auf den Oberschenkeln ab und geht dann wieder los.
»Warte, er weiß, wie wir denken«, sagt sie ernst. »Wir müssen was anderes machen.«
Björn geht langsamer, dreht sich um und sieht sie an, entfernt sich rückwärtslaufend aber weiter von ihr.
»Wir müssen jemanden finden, der uns hilft«, sagt Björn.
»Nicht jetzt.«
Er kehrt zu ihr zurück und packt sie an den Schultern.
»Penny, es sind bestimmt nur zehn Minuten bis zum nächsten Haus, das schaffst du, ich helfe …«
»Wir müssen in den Wald zurück«, unterbricht sie ihn. »Ich weiß genau, dass ich damit richtig liege.«
Sie zieht das Band aus ihren Haaren und wirft es ein Stück vor sich auf den Weg, lässt Björn stehen und geht schnurstracks in den Wald hinein, entfernt sich von der Siedlung.
Björn blickt die Straße hinunter und folgt Penelope, macht einen großen Satz über den Graben und läuft in den Wald. Sie hört ihn hinter sich. Er holt sie ein und nimmt ihre Hand.
Sie laufen Seite an Seite, nicht sonderlich schnell, aber Minute für Minute entfernen sie sich weiter von der Straße, den Menschen und der Hilfe.
Plötzlich versperrt ihnen eine schmale Bucht den Weg. Keuchend waten sie etwa vierzig Meter durch hüfttiefes Wasser. Am anderen Ufer eilen sie mit durchnässten Schuhen weiter durch den Wald.
Zehn Minuten später wird Penelope erneut langsamer. Sie bleibt stehen, atmet tief durch, hebt den Blick und schaut sich um. Erstmals spürt sie die kühle Gegenwart ihres Verfolgers nicht mehr. Björn streicht sich mit der Hand über den Mund und tritt zu ihr.
»Als wir vorhin in dem Haus waren«, sagt er, »warum hast du da gerufen, dass er hereinkommen soll?«
»Sonst hätte er einfach die Tür geöffnet und wäre eingetreten – es war das Einzige, womit er nicht gerechnet hat.«

»Aber …«
»Er ist uns immer einen Schritt voraus gewesen«, fährt sie fort. »Wir haben uns gefürchtet, und er weiß genau, wie ängstliche Menschen sich verhalten.«
»Sie bitten niemanden hereinzukommen«, sagt Björn, und ein müdes Lächeln legt sich auf sein Gesicht.
»Und deshalb können wir auch nicht den Weg nach Skinnardal nehmen. Wir müssen immer wieder die Richtung wechseln, tiefer in den Wald hineilaufen, direkt ins Nichts.«
»Ja.«
Sie betrachtet sein erschöpftes Gesicht, die spröden weißen Lippen.
»Ich glaube, dass wir so weitermachen müssen, wenn wir überleben wollen. Dass wir anders denken müssen. Ich glaube, dass wir … Statt zu versuchen, von dieser Insel aufs Festland zu gelangen, werden wir uns weiter in die Schären hinausbegeben, uns immer weiter vom Festland entfernen.«
»Kein Mensch würde das tun.«
»Hältst du noch ein bisschen durch?«, fragt sie leise.
Er nickt, und sie laufen tiefer in den Wald hinein, immer weiter weg von Wegen, Häusern und Menschen.

40

Der Nachfolger

Axel Riessen öffnet bedächtig die Manschettenknöpfe an den gestärkten Ärmeln seines Hemds. Er legt sie in die Bronzeschale auf der Herrenkommode. Die Knöpfe hat er von seinem Großvater geerbt, Admiral Riessen, aber sie haben ein ziviles Motiv, ein Ordenszeichen, das aus zwei sich kreuzenden Palmblättern besteht.
Axel Riessen mustert sich im Spiegel neben der Tür zur Kleiderkammer. Er löst die Krawatte, geht zum anderen Ende des Zimmers und setzt sich auf die Bettkante. Die Heizkörper rauschen, und durch die Wände meint er Tonfragmente hören zu können.
Die Musik kommt aus der benachbarten Wohnung seines jüngeren Bruders. Eine einsame Geige, denkt er und fügt die Fragmente im Geiste zusammen. In seinem Kopf hört er Bachs erste Violinsonate in G-Moll, den ersten Satz, ein Adagio, jedoch weitaus verhaltener gespielt als bei den gängigen Interpretationen. Axel hört nicht nur die Töne selbst, sondern genießt zudem jeden mitschwingenden Oberton und einen unabsichtlichen Stoß gegen die Zarge der Geige.
Als die Musik in ein anderes Tempo übergeht, sehnen sich seine Hände danach, eine Geige zu halten. Es ist lange her, dass er die Finger mit der Musik perlen, über die Saiten und das Griffbrett hinauf fließen ließ.
Als das Telefon klingelt, verstummt die Musik in Axel Riessens Kopf. Er steht vom Bett auf und reibt sich die Augen. Er ist sehr müde, in der letzten Woche hat er kaum geschlafen.
Das Display zeigt ihm an, dass es eine Telefonnummer aus der Kanzlei der Ministerien ist. Er räuspert sich kurz, ehe er sich mit ruhiger Stimme meldet.
»Axel Riessen.«
»Hallo, hier spricht Jörgen Grünlicht, ich bin Vorsitzender der Beratungsgruppe der Regierung in außenpolitischen Fragen, wie Sie vielleicht wissen.«
»Guten Abend.«
»Entschuldigen Sie bitte, dass ich Sie so spät noch anrufe.«

»Ich bin wach.«
»Man hat mir gesagt, dass Sie wach sein würden«, erwidert Jörgen Grünlicht und zögert kurz, ehe er weiterspricht. »Ich komme gerade von einer außerordentlichen Vorstandssitzung, bei der wir beschlossen haben, Ihnen den Posten als Generaldirektor der Staatlichen Waffenkontrollbehörde anzubieten.«
»Ich verstehe.«
Es wird für einen Moment still am Telefon. Dann sagt Grünlicht schnell: »Ich setze voraus, dass Sie wissen, was mit Carl Palmcrona passiert ist.«
»Ich habe in der Zeitung davon gelesen.«
Grünlicht räuspert sich leise und sagt etwas, das Axel nicht verstehen kann. Dann spricht der Mann wieder lauter.
»Sie sind ja gut über unsere Arbeit unterrichtet und könnten den Posten – vorausgesetzt, Sie akzeptieren unseren Vorschlag – sehr schnell übernehmen.«
»Ich muss meinen Auftrag für die Vereinten Nationen noch zu Ende führen«, antwortet Axel.
»Ist das ein Problem?«, erkundigt sich Grünlicht mit sorgenvoller Stimme.
»Nein.«
»Sie wollen sich natürlich erst die Konditionen ansehen, aber … Es gibt darin nichts, was nicht verhandelbar wäre«, erläutert Grünlicht. »Sie werden sicher schon verstanden haben, wie gerne wir Sie mit im Boot hätten, es ist sinnlos zu versuchen, daraus ein Geheimnis zu machen.«
»Lassen Sie mich über Ihr Angebot nachdenken.«
»Hätten Sie morgen früh Zeit für ein Treffen?«
»Ist es so eilig?«
»Wir nehmen uns alle Zeit, die wir brauchen«, antwortet Grünlicht. »Aber natürlich … Angesichts der Dinge, die passiert sind … Das Handelsministerium macht ein wenig Druck wegen einer Sache, die sich ohnehin schon hingezogen hat.«
»Worum geht es?«
»Nichts Besonderes … Es handelt sich um eine Ausfuhrerlaubnis. Der vorläufige Bescheid war positiv, der Exportkontrollrat hat das Seine getan, die Beschlussvorlage ist fertiggestellt, aber Palmcrona ist nicht mehr dazu gekommen, die Dokumente zu unterschreiben.«

»Und das muss er tun?«, fragt Axel.
»Nur der Generaldirektor kann den Export von Verteidigungsmaterial oder von Produkten mit doppelten Verwendungsbereichen genehmigen«, erläutert Jörgen Grünlicht.
»Aber die Regierung genehmigt doch auch gewisse Geschäfte?«
»Nur wenn der Generaldirektor der Kontrollbehörde beschlossen hat, die Sache der Regierung zur Entscheidung vorzulegen.«
»Ich verstehe.«
Elf Jahre hat Axel Riessen als Waffeninspektor für das Außenministerium gearbeitet, ehe er von der UNODA, dem United Nations Office for Disarmament Affairs, angestellt wurde. Heute ist er eine Art senior advisor in der Division of Analysis and Assessment. Riessen ist erst einundfünfzig Jahre alt, seine grau melierten Haare sind noch dicht, seine Gesichtszüge ebenmäßig und freundlich. Er ist sonnengebräunt von seinem Urlaub in Kapstadt, wo er ein Segelboot gemietet und allein an der atemberaubenden Steilküste entlanggesegelt ist.
Axel geht in seine Bibliothek, setzt sich in den Lesesessel, schließt die brennenden Augenlider und denkt darüber nach, dass Carl Palmcrona tot ist. Am Morgen hat eine kurze Notiz über sein Ableben in der Tageszeitung Dagens Nyheter gestanden. Es war nicht ganz leicht zu verstehen, was geschehen ist, aber irgendwie deutete der Text an, dass es ein plötzlicher und unerwarteter Tod war. Er war nicht krank, das hätte man herausgelesen. Sie sind sich im Laufe der Jahre viele Male begegnet. Sie sind beide als Sachverständige bei der Beratung der Gesetzesvorlage gehört worden, die zu dem Regierungsbeschluss geführt hat, die Waffenkontrolle und die Strategische Exportkontrolle bei der Kanzlei der Ministerien in einer Behörde zusammenzufassen, der Staatlichen Waffenkontrollbehörde.
Und jetzt ist Carl Palmcrona tot. Axel sieht den großen, blassen Mann mit den militärisch kurz geschnittenen Haaren und seiner Aura von Einsamkeit vor sich.
Dann regt sich Sorge in ihm. Es ist zu still in den Zimmern. Axel steht auf und wirft einen Blick in die Wohnung hinein, lauscht.
»Beverly?«, ruft er leise. »Beverly?«
Sie antwortet nicht. Angst steigt in ihm hoch. Schnellen Schritts geht er

durch die Zimmer und hinunter, um sein Jackett zu holen, hinauszugehen und nach dem Mädchen zu suchen, als er sie plötzlich vor sich hin summen hört. Sie kommt barfuß aus der Küche, geht über die Teppiche. Als sie sein besorgtes Gesicht sieht, bekommt sie große Augen.
»Axel«, sagt sie mit ihrer hellen Stimme. »Was ist los?«
»Ach, ich habe mir nur Sorgen gemacht, dass du hinausgegangen sein könntest«, murmelt er.
»In die gefährliche Welt«, sagt sie lächelnd.
»Ich sage nur, dass man nicht jedem vertrauen kann.«
»Das tue ich auch nicht, ich sehe sie mir doch an und achte auf das Leuchten«, erklärt sie. »Wenn es um sie herum leuchtet, weiß ich, dass sie nett sind.«
Axel hat keine Ahnung, was er darauf antworten soll, und sagt deshalb nur, dass er ihr eine Tüte Chips und eine große Flasche Fanta gekauft hat.
Sie scheint ihn nicht einmal zu hören. Er versucht, ihr Gesicht zu deuten. Zu erkennen, ob sie im Begriff ist, rastlos oder deprimiert oder verschlossen zu werden.
»Meinst du immer noch, dass wir heiraten sollen?«, fragt sie.
»Ja«, lügt er.
»Es ist nur so, dass ich bei Blumen immer an Mamas Beerdigung und an Papas Gesicht denken muss, als …«
»Wir brauchen keine Blumen«, sagt er.
»Obwohl, Maiglöckchen mag ich.«
»Ich auch«, sagt er mit schwacher Stimme.
Sie errötet zufrieden, und er hört, dass sie ihm zuliebe so tut, als müsste sie gähnen.
»Ich bin müde«, sagt sie und verlässt das Zimmer. »Möchtest du schlafen?«
»Nein«, sagt Axel Riessen zu sich selbst, steht dann jedoch auf und folgt ihr.
Erfüllt von dem intensiven Gefühl, dass Teile seines Körpers ihn aufzuhalten versuchen, geht er durch die Zimmer. Er fühlt sich plump und eigenartig langsam, als er ihr durch den Korridor, über den Marmorfußboden und die Treppe hinauf, durch zwei Salons in die Zimmersuite folgt, in die er sich abends zurückzieht.

Das Mädchen ist schlank und klein, reicht ihm bis zur Brust. Die Haare auf ihrem Kopf wachsen wieder, nachdem Beverly sie in der Vorwoche abrasiert hat. Sie umarmt ihn flüchtig, und er riecht ganz kurz den Karamellduft aus ihrem Mund.

41

Ohne Schlaf

Zehn Monate ist es mittlerweile her, dass Axel Riessen Beverly Andersson zum ersten Mal begegnet ist. Alles hat sich wegen seiner akuten Schlafstörungen ergeben. Seit einem Vorfall vor mehr als dreißig Jahren hat er Probleme zu schlafen. Sein Leben funktionierte, solange er Schlaftabletten nahm und in einen chemischen Schlaf ohne Träume, vielleicht auch ohne wirkliche Erholung sank.
Aber er schlief.
Er musste die Dosis kontinuierlich erhöhen, um Schlaf zu finden. Die Tabletten erzeugten ein einschläferndes Rauschen, das seine Gedanken übertönte. Er liebte sein Medikament und mischte es mit altem, teurem Whisky. Nach mehr als zwanzig Jahren regelmäßigen Konsums fand ihn sein Bruder jedoch bewusstlos und aus beiden Nasenlöchern blutend im Flur.
Im Karolinska-Krankenhaus diagnostizierte man eine schwere Leberzirrhose.
Der chronische Zellschaden in der Leber war so umfassend, dass er unmittelbar nach der obligatorischen Kontrollzeit auf die Warteliste für eine Lebertransplantation gesetzt wurde. Da er jedoch die Blutgruppe 0 und einen sehr ungewöhnlichen Gewebetyp hat, verringerte sich die Zahl möglicher Spender katastrophal.
Sein jüngerer Bruder hätte einen Teil seiner Leber spenden können, wenn er nicht an solch gravierenden Herzrhythmusstörungen litte, dass sein Herz die Belastung einer großen Operation unter Umständen nicht überstehen würde.
Es gab kaum Hoffnung, eine Spenderleber zu finden, aber wenn Axel auf Alkohol und Schlaftabletten verzichtete, würde er nicht sterben. Durch die regelmäßige Einnahme von Konakion, Inderal und Spironolakton war die Leberfunktion gewährleistet, und er konnte ein relativ normales Leben führen.
Das Problem war der Schlafmangel, er schlief nie mehr als eine Stunde pro Nacht. Er wurde in eine Schlafklinik in Göteborg aufgenommen und

unterzog sich einer Polysomnographie, aufgrund derer bei ihm chronische Schlaflosigkeit diagnostiziert wurde. Da sich eine medikamentöse Behandlung jedoch verbot, konnte man ihm nur zu diversen Einschlaftechniken raten, zu Meditation, Hypnose und Autosuggestion, aber nichts von alldem half.
Vier Monate nach dem Leberkollaps hatte er eine neun Tage währende Wachphase und erlitt einen Nervenzusammenbruch.
Daraufhin ließ er sich freiwillig in die private psychiatrische Anstalt Sankta Maria Hjärta einliefern.
Dort begegnete er Beverly, die damals erst vierzehn Jahre alt war.
Axel hatte wie üblich schlaflos in seinem Zimmer gelegen, es war ungefähr drei Uhr nachts und vollkommen dunkel gewesen, als sie seine Tür öffnete. Sie war ein unseliger Geist, ein Walker, nachts lief sie durch die Anstaltsflure. Vielleicht suchte sie nur jemanden, bei dem sie bleiben konnte.
Als das Mädchen hereinkam, lag er schlaflos und verzweifelt in seinem Bett. Sie stand regungslos vor ihm, ihr langes Nachthemd hing bis auf den Fußboden herab.
»Ich habe es hier leuchten sehen«, flüsterte sie. »Von dir geht ein Licht aus.«
Nach diesen Worten war sie einfach zu ihm gegangen und hatte sich in sein Bett gelegt. Er war vor Schlafmangel noch immer ganz krank gewesen und wusste nicht, was er tat, er packte sie fest, viel zu fest, und presste sie an sich.
Sie sagte nichts, lag einfach nur da.
Er klammerte sich an ihren kleinen Körper, presste sein Gesicht in ihren Nacken und schlief plötzlich ein.
Er fiel in Träume und die Wasser des Schlafs.
Beim ersten Mal währte es nur ein paar Minuten, aber danach kam sie jede Nacht zu ihm.
Er griff nach ihr, hielt sie fest an sich gedrückt und schlief schweißgebadet ein.
Seine psychische Instabilität verschwand wie Wasserdampf von Glas, und Beverly hörte auf, durch die Korridore zu wandeln.
Axel Riessen und Beverly Andersson beschlossen, das Sankta Maria Hjärta zu verlassen, und was danach geschah, war eine stille und

verzweifelte Übereinkunft zwischen den beiden.
Sie waren sich im Klaren darüber, dass die wahre Natur ihres Arrangements ein Geheimnis bleiben musste, aber offiziell erhielt Beverly die Erlaubnis ihres Vaters, so lange zur Untermiete in einer Einliegerwohnung bei Axel Riessen zu wohnen, bis sie ein eigenes Zimmer finden würde.
Beverly Andersson ist inzwischen fünfzehn Jahre alt, und bei ihr ist eine Borderline-Störung diagnostiziert worden. In ihren Beziehungen zu anderen Menschen ist sie maßlos, ihr fehlt die Fähigkeit, Grenzen zu ziehen. Sie verfügt über keinen normal entwickelten Selbsterhaltungstrieb. Früher wurden Mädchen wie Beverly in Irrenanstalten gesteckt und aus Angst vor ungezügelter Sexualität und Unsittlichkeit zwangssterilisiert oder lobotomiert.
Nach wie vor sind es Mädchen wie Beverly, die immer mit den falschen Leuten nach Hause gehen und ihr ganzes Vertrauen in jene setzen, die ihnen nichts Gutes wollen. Doch Beverly hat das Glück, Axel Riessen gefunden zu haben. Das sagt er sich regelmäßig selbst, denn er ist kein Pädophiler, er hat nicht vor, ihr wehzutun oder mit ihr Geld zu verdienen. Er braucht sie nur, um Schlaf zu finden, um nicht unterzugehen. Sie spricht oft davon, dass er sie heiraten wird, wenn sie groß genug dafür ist.
Axel Riessen lässt sie ihre Fantasien rund um die Hochzeit spinnen, weil es sie ruhig und zufrieden macht. Er redet sich ein, dass er sie so vor ihrer Umwelt schützt, weiß aber natürlich, dass er sie gleichzeitig ausnutzt. Er schämt sich, findet aber keinen Ausweg, weil er sich davor fürchtet, erneut in der großen Schlaflosigkeit zu landen.
Mit der Zahnbürste in der Hand kommt Beverly aus dem Badezimmer. Sie nickt zu den drei Geigen, die an der Wand hängen.
»Warum spielst du nicht auf ihnen?«
»Ich kann nicht.« Er lächelt.
»Sollen die da einfach nur rumhängen? Dann gib sie doch lieber jemandem, der spielt.«
»Ich mag die Geigen, weil ich sie von Robert bekommen habe.«
»Du sprichst fast nie über deinen Bruder.«
»Das ist kompliziert …«
»Er baut Geigen in seiner Werkstatt«, sagt sie.

»Ja, Robert baut seine Geigen … und spielt in einem Kammerorchester.«
»Könnte er nicht auf unserer Hochzeit spielen?«, fragt sie und streicht sich Zahncreme aus den Mundwinkeln.
Axel sieht sie an und hofft, dass sie nicht wahrnimmt, wie starr sein Gesicht ist.
»Was für eine tolle Idee.«
Er spürt die Müdigkeit seinen Körper und sein Gehirn überfluten. Also geht er an ihr vorbei ins Schlafzimmer und lässt sich auf die Bettkante fallen.
»Ich bin ziemlich müde, ich …«
»Du tust mir leid«, sagt sie ernst.
Axel schüttelt den Kopf.
»Ich muss nur schlafen«, sagt er und ist auf einmal den Tränen nahe.
Er steht auf und sucht ein Nachthemd aus einem rosa Baumwollstoff heraus.
»Hier Beverly, bitte zieh das an.«
»Wenn du willst.«
Sie hält inne und betrachtet das große Ölgemälde von Ernst Billgren, das einen bekleideten Fuchs zeigt, der in einem großbürgerlichen Ambiente im Sessel sitzt.
»Ein unheimliches Bild«, sagt sie.
»Findest du?«
Sie nickt und fängt an, sich auszuziehen.
»Kannst du dich nicht im Bad umziehen?«
Sie zuckt mit den Schultern, und als sie ihr rosa Top auszieht, steht er auf, um sie nicht nackt sehen zu müssen. Er geht zu dem Gemälde mit dem Fuchs, mustert es, hebt es herab und stellt es mit dem Motiv zur Wand auf den Fußboden.

*

Axel schläft steif und schwer, mit verzerrtem Gesicht und knirschenden Kiefern. Er hält das Mädchen fest an sich gedrückt. Plötzlich wacht er auf, lässt es los und schnappt nach Luft wie ein Ertrinkender. Er ist verschwitzt, und sein Herz pocht vor Angst. Er schaltet die Nachttischlampe an. Beverly schläft entspannt wie ein kleines Kind, mit

offenem Mund und feuchter Stirn.
Axel muss erneut an Carl Palmcrona denken. Das letzte Mal begegnet sind sie sich bei der Standessitzung des Adels im Riddarhuset, Palmcrona war betrunken und leicht aggressiv aufgetreten, hatte sich über die verschiedenen Waffenembargos der UN ausgelassen und seine Ausführungen mit den verblüffenden Worten beendet: »Wenn alles zum Teufel geht, wird man es wohl wie Algernon machen müssen, um nicht mit ansehen zu müssen, wie der eigene Albtraum in Erfüllung geht.«
Axel schaltet das Licht aus, legt sich bequem hin und grübelt weiter über Palmcronas Worte nach, man müsse es wie Algernon machen. Was hatte er damit gemeint? Was war das für ein Albtraum, auf den er anspielte? Hatte er das wirklich so gesagt?
»Um nicht mit ansehen zu müssen, wie der eigene Albtraum in Erfüllung geht.«
Carl-Fredrik Algernons Schicksal ist in Schweden immer ein Mysterium geblieben. Bis zu seinem Tod war Algernon Kriegswaffeninspekteur beim Außenministerium. An einem Januartag hatte er eine Besprechung mit Anders Carlberg, dem Konzernchef von Nobel Industries. Dort hatte er berichtet, seine Untersuchungen würden darauf hindeuten, dass eine Tochterfirma des Konzerns Waffen in Länder am Persischen Golf geschmuggelt habe. Noch am selben Tag stürzte Carl-Fredrik Algernon in der Station T-Centralen in Stockholm vor eine heranrauschende U-Bahn.
Axels Gedanken lösen sich auf, kreisen immer undeutlicher um den gegen die Aktiengesellschaft Bofors gerichteten Vorwurf des Waffenschmuggels und der Bestechung. Er sieht einen Mann in einem Trenchcoat rücklings vor eine heranschießende U-Bahn fallen.
Langsam fällt der Mann mit flatterndem Mantel.
Beverlys sanfte Atemzüge fangen Axel ein und beruhigen ihn. Er wendet sich ihr zu und legte die Arme um ihren zarten Körper.
Sie seufzt auf, als er sie an sich zieht.
Axel hält sie ganz fest, und der Schlaf sammelt sich in wolkenartigen Formationen, die Gedanken werden zäher und spärlicher.
Die restliche Nacht schläft er nur leicht und wird gegen fünf davon geweckt, dass er krampfhaft ihre schmalen Oberarme umklammert. Er spürt ihre stoppeligen Haare, die seine Lippen kitzeln, und wünscht sich

intensiv, seine Tabletten nehmen zu können.

42

Die Staatliche Waffenkontrollbehörde

Es ist sieben Uhr morgens, als Axel auf die Terrasse hinaustritt, die er sich mit seinem Bruder teilt. Schon um acht wird er sich mit Jörgen Grünlicht in Carl Palmcronas Büro treffen.
Die Luft ist bereits warm, aber noch nicht schwül. Sein jüngerer Bruder Robert hat die Verandatüren zu seiner Wohnung weit aufgerissen und sitzt in einem Liegestuhl. Er hat sich noch nicht rasiert, sitzt bloß mit schlaff hängenden Armen da und starrt in das morgendlich feuchte Laub des Kastanienbaums hinauf. Er hat seinen abgetragenen Seidenmorgenmantel an. Es ist das Kleidungsstück, das ihr Vater immer samstagmorgens trug.
»Guten Morgen«, sagt Robert.
Axel nickt, ohne seinen Bruder anzusehen.
»Ich habe für Charles Greendirk eine Fiorini repariert«, erzählt Robert in dem Versuch, ein Gespräch in Gang zu bringen.
»Das wird ihn sicher freuen«, erwidert Axel gedämpft.
Robert blickt zu ihm auf.
»Bist du gestresst?«
»Ein bisschen schon, ehrlich gesagt«, antwortet Axel. »Es sieht ganz danach aus, als bekäme ich einen neuen Job.«
»Ja, warum nicht.«
Axel betrachtet das freundliche Gesicht seines Bruders, die tiefen Falten, den kahlen Schädel. Er denkt daran, wie anders alles zwischen ihnen hätte sein können.
»Wie geht es deinem Herzen?«, fragt er. »Es hat noch nicht aufgehört zu schlagen?«
Robert tastet mit der Hand seine Brust ab, ehe er antwortet.
»Nicht wirklich …«
»Gut.«
»Und deine arme Leber?«
Axel zuckt mit den Schultern und geht zurück.
»Wir spielen heute Abend Schubert«, sagt Robert.

»Schön für euch.«
»Ich dachte, dass du vielleicht …«
Robert verstummt, sieht seinen Bruder an und wechselt das Thema.
»Das Mädchen, das in dem Zimmer oben wohnt …«
»Beverly«, sagt Axel.
»Wir lange wird sie hier wohnen?«, fragt Robert und blinzelt in Axels Richtung.
»Ich weiß es nicht«, antwortet dieser. »Ich habe versprochen, dass sie hier wohnen darf, bis sie ein Zimmer findet.«
»Tja, du hast dich ja schon immer um verletzte Hummeln und Frösche gekümmert, die …«
»Sie ist ein Mensch«, unterbricht Axel ihn.
Er öffnet die hohe Terrassentür und sieht beim Hineingehen sein Gesicht über die unebene Glasfläche gleiten. Hinter dem Vorhang verborgen beobachtet er anschließend seinen Bruder Robert, der aus dem Liegestuhl aufsteht, sich den Bauch kratzt und die Treppenstufen hinuntersteigt, die von der Terrasse auf der Rückseite des Hauses zu dem kleinen Garten und Roberts Atelier führen. Sobald sein Bruder verschwunden ist, kehrt Axel ins Schlafzimmer zurück und weckt behutsam Beverly, die mit offenem Mund schläft.

*

Die Staatliche Waffenkontrollbehörde wurde 1996 gegründet. Sie übernahm die Verantwortung für alle Angelegenheiten, die den Waffenexport und Produkte mit doppeltem Verwendungszweck betreffen. Die Behörde hat ihren Sitz in der fünften Etage eines lachsrosa Gebäudes mit der Adresse Klarabergsviadukten 90.
Als Axel im fünften Stockwerk aus dem Aufzug tritt, sieht er, dass Jörgen Grünlicht vom Außenministerium ihn bereits hinter großen Glastüren erwartet. Er nickt ungeduldig, obwohl es zwei Minuten vor acht ist, zieht seine Passierkarte durch ein Lesegerät, tippt einen Zahlencode ein und lässt Axel eintreten. Grünlicht ist ein hoch aufgeschossener Mann mit großen Pigmentveränderungen im Gesicht, weißen Flecken, die unregelmäßige Muster auf seinem rötlichen Teint bilden.

Sie gehen zu Carl Palmcronas Büro, einem Eckzimmer mit zwei riesigen Fenstern, von dem aus man eine Aussicht auf das Gewimmel der südlich verlaufenden Straßen hinter dem Hauptbahnhof und über das Wasser bis zur dunklen Kantigkeit des Stadthauses hat.
Ungeachtet der exklusiven Adresse wirken die Räumlichkeiten der Behörde asketisch. PVC-Böden, einfache, neutrale Möbel, weiß oder aus Kiefernholz. Als wollte man sich in Erinnerung rufen, dass Waffenexporte moralisch immer problematisch sind, denkt Axel, und es schaudert ihn.
Er findet es makaber, sich so kurz nach Palmcronas Tod in dessen Büro aufzuhalten.
Axel fällt auf, dass von der Neonröhre an der Decke ein hoher Ton ausgeht, ähnlich dem disharmonischen Nebenton eines Klaviers.
Plötzlich erinnert sich Axel, dass er den gleichen Oberton einmal in einer Aufnahme der ersten Sonate von John Cage gehört hat.
Grünlicht schließt die Tür und bittet Axel Riessen, Platz zu nehmen. Er lächelt freundlich, wirkt aber angespannt.
»Hervorragend, dass Sie so schnell kommen konnten«, sagt er und überreicht seinem Gegenüber die Mappe mit dem Arbeitsvertrag.
»Das war doch selbstverständlich«, sagt Axel und lächelt.
»Setzen Sie sich und lesen Sie ihn sich durch«, sagt Grünlicht und deutet auf den Schreibtisch.
Axel setzt sich auf den unbequemen Stuhl und legt die Mappe auf den Schreibtisch.
»Ich sehe ihn mir an und melde mich nächste Woche.«
»Es ist ein sehr vorteilhafter Vertrag, aber das Angebot steht nicht ewig«, erklärt Grünlich.
»Sie haben es eilig, ich weiß.«
»Der Vorstand möchte Sie haben. Angesichts Ihrer Karriere, Ihres Rufs gibt es einfach keine bessere Wahl. Aber wir können den Betrieb natürlich nicht ruhen lassen.«
Axel öffnet die Mappe und versucht, ein unangenehmes Gefühl abzuschütteln, eine Ahnung, dass er in eine Falle gelockt wird.
Grünlichts Verhalten hat etwas Angestrengtes, Rätselhaftes und Gehetztes.
Wenn er den Vertrag unterzeichnet, ist er Generaldirektor der Staatlichen

Waffenkontrollbehörde. Er allein würde dann über alle schwedischen Waffenexporte entscheiden. Bei den Vereinten Nationen hat sich Axel dafür eingesetzt, Kriegsherde zu entwaffnen, den Zustrom konventioneller Waffen zu verringern, und diesen Posten würde er gerne als eine Fortsetzung dieses Auftrags sehen.
Er liest sich die Vereinbarung gründlich durch, und die Konditionen sind sehr gut, fast zu gut, um wahr zu sein. Während der Lektüre errötet er mehrmals.
»Willkommen an Bord«, sagt Grünlicht lächelnd und reicht ihm einen Stift.
Axel bedankt sich, setzt seine Unterschrift unter den Vertrag und steht auf, kehrt Grünlicht den Rücken zu und schaut aus dem Fenster. Er sieht die drei Kronen auf der Spitze des Stadthausturms, im Sonnendunst sind sie kaum zu erkennen.
»Die Aussicht ist nicht übel«, murmelt Grünlicht, »jedenfalls besser als die in meinem Büro im Außenministerium.«
Axel dreht sich zu ihm um.
»Sie haben momentan drei Vorgänge auf Ihrem Schreibtisch, von denen Kenia am meisten drängt. Es ist ein großes und wichtiges Geschäft. Ich würde Ihnen raten, sich der Sache möglichst schnell anzunehmen, am besten sofort. Carl hat die ganze Vorarbeit schon erledigt, sodass …«
Er verstummt, schiebt Axel die Dokumente hinüber und sieht ihn anschließend mit einem seltsamen Funkeln in den Augen an. Axel hat das Gefühl, dass Grünlicht ihm am liebsten einen Stift in die Hand drücken und ihm die Hand führen würde.
»Ich bin überzeugt, dass Sie ein hervorragender Nachfolger für Carl sein werden.«
Ohne eine Antwort abzuwarten, tätschelt Grünlicht Axels Arm und geht mit schnellen Schritten durchs Zimmer. In der Tür dreht er sich noch einmal um und sagt kurz:
»Sitzung mit dem Beirat heute um fünfzehn Uhr.«
Axel bleibt allein in seinem Büro zurück. Dumpfe Stille umgibt ihn. Er setzt sich wieder an den Schreibtisch und überfliegt die Dokumente, die Carl Palmcrona ohne Unterschrift hinterlassen hat. Die Vorlage ist detailliert und sehr ausführlich. Es geht um den Export von 1,25 Millionen Einheiten 5.56 x 4,45 mm Munition nach Kenia. Der

Exportkontrollrat hat eine positive Empfehlung ausgesprochen. Palmcronas vorläufiger Bescheid ist positiv gewesen, und Silencia Defence AB genießt den Ruf, ein etabliertes und seriöses Unternehmen zu sein.
Aber erst wenn der Generaldirektor der Staatlichen Kontrollbehörde seine Entscheidung über die Ausfuhrgenehmigung getroffen hat, kann der Waffenexport durchgeführt werden.
Axel lehnt sich zurück und denkt an Palmcronas rätselhafte Worte darüber, es wie Algernon zu machen und zu sterben, damit er nicht mit ansehen muss, wie ein Albtraum in Erfüllung geht.

43

Ein geklonter Computer

Göran Stone lächelt Joona an und zieht einen Umschlag aus seiner Tasche, öffnet ihn und schüttelt den beschlagnahmten Schlüssel in seine hohle Hand. Saga Bauer steht noch mit gesenktem Blick vor der Aufzugtür. Die drei befinden sich vor Carl Palmcronas Wohnung in der Grevgatan 2.
»Unsere Kriminaltechniker kommen morgen«, sagt Göran.
»Weißt du, um wie viel Uhr?«, erkundigt sich Joona.
»Um wie viel Uhr, Saga?«, fragt Göran.
»Ich glaube, dass wir …«
»Du glaubst?«, unterbricht er sie. »Du musst doch wissen, wann.«
»Um zehn«, antwortet sie leise.
»Du hast ihnen doch hoffentlich gesagt, dass ich will, dass sie mit dem Computer und dem Telefon anfangen?«
»Ja, ich habe ihnen gesagt, dass …«
Als sein Handy klingelt, bringt Göran Stone sie mit einer Handbewegung zum Schweigen. Er meldet sich und macht ein paar Schritte die Treppe hinunter, stellt sich in die Nische vor dem Fenster mit den rotbraunen Scheiben und spricht.
Joona wendet sich Saga zu und fragt mit gedämpfter Stimme:
»Leitest du nicht die Ermittlungen?«
Saga schüttelt den Kopf.
»Was ist passiert?«, fragt Joona.
»Ich weiß es nicht«, antwortet sie. »Es ist immer dasselbe, dabei ist es nicht einmal Görans Spezialgebiet, er hat noch nie im Bereich Terrorbekämpfung gearbeitet.«
»Und was gedenkst du dagegen zu tun?«
»Da gibt es nichts zu …«
Sie verstummt, als Göran Stone sein Gespräch beendet und wieder zu ihnen kommt. Saga streckt die Hand aus, um den Schlüssel zu Palmcronas Tür zu bekommen.
»Den Schlüssel«, sagt sie.

»Was?«
»Ich leite die Ermittlungen.«
»Was sagst du dazu?«, fragt Göran Stone lachend an Joona gewandt.
»Du bist sicher in Ordnung, Göran«, sagt Joona. »Aber ich habe kürzlich in einer Besprechung mit unseren Chefs zusammengesessen und zugestimmt, mit Saga Bauer zusammenzuarbeiten …«
»Sie darf ruhig mitkommen«, sagt Göran Stone hastig.
»Als Ermittlungsleiterin«, wirft Saga ein.
»Wollt ihr mich etwa loswerden – oder was soll das jetzt, verdammt noch mal?«
»Du darfst gerne mitkommen, wenn du willst«, antwortet Joona.
Saga nimmt Göran den Schlüssel aus der Hand.
»Ich rufe Verner an«, sagt der und geht die Treppe hinunter.
Sie hören seine Schritte im Treppenhaus, dass er mit seinem Chef telefoniert, seine Stimme immer aufgebrachter wird und er schließlich »Fotzen« brüllt, dass es nur so hallt.
Saga verkneift sich ein Lächeln, sammelt sich und steckt den Schlüssel ins Schloss, dreht ihn zweimal um und öffnet die schwere Tür.
Da keine Anhaltspunkte für ein Verbrechen gefunden werden konnten, wurde die Absperrung aufgehoben. Als Nils Åhléns Obduktionsbericht vorlag, wurden die Ermittlungen sofort eingestellt. Die Obduktion hatte in jedem Punkt Joona Linnas Annahmen zum Ablauf des Selbstmords bestätigt. Carl Palmcrona hatte sich das Leben genommen, indem er sich an einer Wäscheleine mit Schlinge erhängt hatte, die in seiner Wohnung vom Lampenhaken an der Decke herabhing. Man hatte die Untersuchung des Tatorts abgebrochen, und die Proben, die man an das Staatliche kriminaltechnische Labor in Linköping geschickt hatte, wurden niemals analysiert.
Mittlerweile war jedoch bekannt geworden, dass Björn Almskog Palmcrona, einen Tag bevor er erhängt aufgefunden wurde, einen Brief geschrieben hatte.
Am Abend desselben Tages wurde Viola Fernandez auf Björn Almskogs Boot ermordet.
Björn musste das Bindeglied zwischen den beiden Todesfällen sein.
Zwei Todesfälle, die man als Selbstmord und Unfall abgeschrieben hätte, ohne jede Verbindung zueinander, wenn die Jacht gesunken wäre.

Saga und Joona betreten den Flur und stellen fest, dass keine Post gekommen ist. Putzmittelgeruch hängt in der Luft. Sie bewegen sich durch die großen Zimmer. Sonnenlicht strömt durch die Fenster herein, und es leuchtet auf dem roten Blechdach des Hauses auf der anderen Straßenseite der Grevgatan. Vom Erker aus kann man auf das glitzernde Wasser der Nybroviken hinausschauen.
Die Trittplatten der Kriminaltechniker sind entfernt und der Fußboden unter dem Lampenhaken in dem leeren Salon ist feucht geputzt worden. Gemächlich gehen sie über das knarrende Parkett. Seltsamerweise ist das Gefühl, das in Palmcronas Wohnung ein Selbstmord begangen wurde, nicht mehr gegenwärtig. Dieser Ort wirkt alles andere als unbewohnt. Joona und Saga empfinden das Gleiche. Die großen, fast vollständig unmöblierten Zimmer sind von einer Art gepflegter Stille erfüllt.
»Sie kommt immer noch hierher«, meint Saga plötzlich.
»Exakt«, erwidert Joona schnell und lächelt. »Die Haushälterin ist hier gewesen und hat geputzt, gelüftet, die Post hereingetragen, das Bett frisch bezogen und so weiter.«
Beide denken, dass dies bei einem plötzlichen Todesfall nicht weiter ungewöhnlich ist. Man leugnet, dass sich das eigene Leben verändert hat. Statt das Neue zu akzeptieren, behält man die alten Verhaltensmuster bei.
Es klingelt an der Tür. Saga wirkt besorgt, folgt Joona aber dennoch in den Flur.
Die Wohnungstür wird von einem Mann mit rasiertem Schädel geöffnet, der einen schwarzen schlabberigen Trainingsanzug trägt.
»Joona hat mir gesagt, dass ich den Hamburger wegwerfen und sofort herkommen soll«, sagt Johan.
»Darf ich vorstellen, Johan Jönson von der IT-Abteilung«, stellt Joona ihn Saga vor.
»Joona furr Auutto«, sagt der mit übertrieben finnischem Akzent. »Die Straße machte eine Kurve, Joona aber nicht.«
»Saga Bauer ist Kommissarin beim Staatsschutz«, sagt Joona.
»Sollen wir lapern oder joppen?«, fragt Johan Jönson.
»Hör auf mit dem Quatsch«, befiehlt Saga.
»Wir müssen uns Zugang zu Palmcronas Computer verschaffen«, erläutert Joona. »Wie lange wirst du dafür brauchen?«

Sie gehen ins Arbeitszimmer.
»Wird er eventuell noch als Beweis benötigt?«, erkundigt sich Johan Jönson.
»Ja«, antwortet Joona.
»Ihr wollt also, dass ich den Computer klone?«, fragt Johan Jönson.
»Wie lange dauert das?«
»Du hast genug Zeit, um ein paar Witze über den Staatsschutz zu reißen«, antwortet Johan, ohne sich von der Stelle zu rühren.
»Was ist eigentlich los mit dir?«, fragt Saga gereizt.
»Darf man fragen, ob du mit jemandem zusammen bist?«, fragt Johan Jönson mit einem verlegenen Lächeln.
Sie sieht ihm in die Augen und nickt ernst. Er senkt den Blick, murmelt etwas und verschwindet anschließend in Carl Palmcronas Arbeitszimmer.
Sie kehren in das Zimmer zurück, in dem die Musik lief, als Palmcrona tot aufgefunden wurde. Joona setzt sich auf eins der Carl-Mamsten-Sofas und hält die Hand in den eisblauen, dünnen Lichtstrahl, der von der Musikanlage ausgeht. Aus den Boxen ertönt plötzlich Musik von einer einzelnen Geige. Ein Virtuose zaubert eine zarte Melodie in den höchsten Tönen, aber mit einem Temperament wie ein nervöser Vogel.
Joona sieht auf die Uhr, lässt Saga bei der Musikanlage sitzen und geht ins Arbeitszimmer. Johan Jönson ist nicht dort, sondern sitzt mit seinem dünnen Notebook auf dem Küchentisch.
»Hat es geklappt?«
»Hä?«
»Konntest du Palmcronas Computer kopieren?«
»Klar, das hier ist ein exakter Klon«, antwortet Johan Jönson, als würde er die Frage nicht richtig verstehen.
Joona geht um den Tisch herum und sieht auf den Bildschirm.
»Kommst du an seine Mails heran?«
Johan Jönson öffnet das Programm.
»Ta da«, sagt er.
»Wir gehen seine Korrespondenz der letzten Woche durch«, fährt Joona fort.
»Sollen wir mit dem Posteingang anfangen?«
»Ja, tu das, tu das.«

»Meinst du, Saga mag mich?«, fragt Johan Jönson plötzlich.
»Nein«, antwortet Joona.
»Was sich liebt, das neckt sich.«
»Du kannst ja mal versuchen, an ihrem Zopf zu ziehen«, sagt Joona und zeigt auf den Computerbildschirm.
Johan Jönson öffnet den Posteingang und verzieht den Mund.
»*Jackpot-voitto*«, sagt Johan.
Joona sieht drei Mails von skunk@hotmail.com.
»Mach sie auf«, flüstert Joona.
Johan Jönson klickt die erste an, und im selben Moment füllt Björn Almskogs Nachricht den ganzen Bildschirm.
»Jesus Christ Superstar«, flüstert Johan und tritt zur Seite.

44

Die Mails

Joona liest die Mail, bleibt kurz regungslos stehen, öffnet die beiden anderen Mails, liest sie zwei Mal und geht zu Saga Bauer, die sich noch im Musikzimmer aufhält.
»Habt ihr was gefunden?«, erkundigt sie sich.
»Ja … am zweiten Juni«, beginnt Joona, »ist über einen anonymen Absender ein Erpresserschreiben von Björn Almskog auf Carl Palmcronas Computer eingegangen.«
»Dann geht es bei dem allen also um Erpressung«, sagt sie seufzend.
»Da bin ich mir nicht so sicher«, erwidert Joona.
Er berichtet weiter von Carl Palmcronas letzten Tagen. Gemeinsam mit Gerald James vom Technisch-Wissenschaftlichen Rat hatte Palmcrona die Waffenfabrik von Silencia Defence in Trollhättan besucht. Aller Wahrscheinlichkeit nach las er Björn Almskogs Mail deshalb nach seiner Heimkehr am Abend, denn seine Mail an den Erpresser wurde erst um 18.25 Uhr versendet. In seiner Antwort warnt Palmcrona den Erpresser vor ernsten Konsequenzen. Um die Mittagszeit am nächsten Tag schickt Palmcrona dem Erpresser eine zweite Mail, in der er seine vollkommene Resignation zum Ausdruck bringt. Danach hat er vermutlich eine Schlinge an der Decke befestigt und die Haushälterin gebeten, ihn in Ruhe zu lassen. Als sie gegangen ist, macht er Musik an, geht in den kleinen Salon, stellt seine Aktentasche hochkant, steigt hinauf, legt sich die Schlinge um den Hals und stößt die Tasche um. Kurz nach seinem Tod geht Björn Almskogs zweite Mail auf Palmcronas Server ein und am nächsten Tag die dritte.
Joona legt die fünf ausgedruckten Mails in der richtigen Reihenfolge auf den Tisch. Saga stellt sich neben ihn und liest die gesamte Korrespondenz.
Björn Almskogs erste Mail, Mittwoch, 2. Juni, 11.37 Uhr:
Bester Carl Palmcrona,

ich schreibe Ihnen, um Ihnen mitzuteilen, dass ich in den Besitz eines

kompromittierenden Originalfotos gelangt bin. Auf dem Bild sieht man Sie in einer privaten Loge sitzen und mit Raphael Guidi Champagner trinken. Da ich Verständnis dafür habe, wie unangenehm dieses Dokument für Sie ist, bin ich bereit, Ihnen das Foto für eine Million Kronen zu verkaufen. Sobald Sie diese Summe auf das Transitkonto 837-9 222701730 eingezahlt haben, werde ich Ihnen das Foto zuschicken und diese Korrespondenz löschen.

Mit freundlichen Grüßen

Ein Stinktier

Carl Palmcronas Antwort, Mittwoch, 2. Juni, 18.25 Uhr:
Ich weiß nicht, wer Sie sind, aber eins weiß ich genau, Sie haben keine Ahnung, worauf Sie sich da eingelassen haben, Sie haben nicht die geringste Ahnung. Ich warne Sie, die Sache ist sehr ernst, und ich flehe Sie an: Bitte, geben Sie mir das Foto, ehe es zu spät ist.

Carl Palmcronas nächste Mail, Donnerstag, 3. Juni, 14.02 Uhr:
Jetzt ist es zu spät, Sie und ich, wir werden beide sterben.

Björn Almskogs zweite Mail, Donnerstag, 3. Juni, 16.02 Uhr:
Gut, ich tue, was Sie wollen.

Björn Almskogs dritte Mail, Freitag, 4. Juni, 07.45 Uhr:
Bester Carl Palmcrona,

ich habe Ihnen das Foto geschickt. Vergessen Sie, dass ich mich jemals bei Ihnen gemeldet habe.

Mit freundlichen Grüßen

Ein Stinktier

Nachdem Saga die Mails zwei Mal gelesen hat, wirft sie Joona einen ernsten Blick zu. Der Briefwechsel sagt alles über die Tragödie, die sich

abgespielt hat.
»Björn Almskog will Palmcrona ein kompromittierendes Foto verkaufen. Ganz offensichtlich glaubt Palmcrona an die Existenz der Aufnahme, und das Foto hat anscheinend eine viel gravierendere Bedeutung, als Björn vermutet hatte. Palmcrona warnt Björn, er zieht überhaupt nicht in Erwägung, Björn Geld anzubieten. Offensichtlich glaubt er, dass die bloße Existenz des Bildes für beide gefährlich ist.«
»Was denkst du, was ist dann passiert?«, fragt Joona.
»Palmcrona wartet auf eine Antwort, entweder per Mail oder per Post«, antwortet Saga. »Als diese ausbleibt, schickt er seine zweite Mail, in der er erklärt, dass sie beide sterben werden.«
»Und erhängt sich anschließend«, sagt Joona.
»Als Björn in das Internetcafé kommt und Palmcronas zweite Mail liest, «Jetzt ist es zu spät, Sie und ich, wir werden beide sterben«, bekommt er es mit der Angst zu tun und antwortet, dass er tun wird, was Palmcrona will.«
»Nicht ahnend, dass Palmcrona zu diesem Zeitpunkt bereits tot ist.«
»Genau, es ist schon zu spät, und alles, was er danach tut, bleibt im Grunde vergeblich.«
»Nach Palmcronas zweiter Mail scheint er in Panik gehandelt zu haben«, sagt Joona. »Er gibt jeden Gedanken an eine Erpressung auf und will nur noch seine Haut retten.«
»Sein Problem ist aber, dass das Foto an Penelopes Glastür hängt.«
»Erst als sie zu der Diskussion im Sender fährt, bietet sich ihm die Gelegenheit, das Bild zu holen«, fährt Joona fort. »Er wartet draußen, sieht Penelope im Taxi davonfahren, begegnet dem kleinen Mädchen im Treppenhaus, eilt in die Wohnung, reißt das Bild von der Tür, nimmt die U-Bahn, schickt das Foto an Palmcrona, sendet ihm eine Mail, fährt in seine Wohnung in der Pontonjärgatan 47, holt das Gepäck, nimmt den Bus nach Södermalm und beeilt sich, zu seinem Boot auf Långholmen zu kommen.«
»Und was lässt dich glauben, dass es hier um mehr geht als eine gewöhnliche Erpressung?«
»Drei Stunden nachdem er sie verlassen hatte, wurde Björns Wohnung bei einem Feuer vollständig zerstört. Die Brandexperten sind überzeugt, dass ein vergessenes Bügeleisen in der Nachbarwohnung die Ursache für

das Feuer gewesen ist, aber …«
»Ich habe es mir abgewöhnt, in diesem Fall an Zufälle zu glauben«, bemerkt Saga.
»Ich auch.«
Sie schauen sich erneut den Mailwechsel an, und Joona zeigt auf die beiden Mails von Palmcrona.
»Zwischen seiner ersten und zweiten Mail muss Palmcrona mit jemandem in Kontakt getreten sein«, sagt er.
»Die erste enthält eine Warnung«, hält Saga fest. »Die zweite sagt, dass es zu spät ist und sie beide sterben werden.«
»Ich glaube, dass Palmcrona jemanden anruft, als er die Mail mit dem Erpressungsversuch liest, er hat Todesangst, hofft jedoch, Hilfe zu bekommen«, sagt Joona. »Erst als er erkennt, dass es keine Rettung mehr gibt, schreibt er seine zweite Mail, in der er ohne Umschweife feststellt, dass sie sterben werden.«
»Jemand muss seine Anruflisten überprüfen«, meint Saga.
»Erixon ist schon dabei.«
»Was noch?«
»Wir müssen uns über die Person informieren, die in Björns erster Mail erwähnt wird«, erklärt Joona.
»Raphael Guidi?«
»Du kennst ihn?«
»Alle nennen ihn nur Raphael, nach dem Erzengel«, berichtet Saga. »Er ist ein italienischer Geschäftsmann, der Waffengeschäfte im Mittleren Osten und in Afrika vermittelt.«
»Waffenhandel«, sagt Joona.
»Raphael ist seit dreißig Jahren im Geschäft und hat ein privates Imperium aufgebaut, aber ich kann mir nicht vorstellen, dass er in diese Sache verwickelt ist. Interpol hat nie etwas gegen ihn in der Hand gehabt, es hat zwar Verdachtsmomente gegeben, mehr aber auch nicht.«
»Ist es seltsam, dass Carl Palmcrona sich mit Raphael Guidi trifft?«, erkundigt sich Joona.
»Im Gegenteil«, antwortet Saga. »Es gehört zu seinem Job, auch wenn man es unpassend finden mag, dass er mit ihm mit Champagner anstößt.«
»Aber wegen so etwas bringt man sich weder um, noch ermordet man

jemanden«, sagt Joona.
»Nein«, bestätigt sie.
»Also muss auf dem Foto noch etwas anderes zu sehen sein, etwas Gefährliches.«
»Wenn Björn Almskog Palmcrona das Foto geschickt hat, müsste es eigentlich in dessen Wohnung sein«, bemerkt Saga.
»Ich bin die Post im Fach durchgegangen und …«
Er verstummt abrupt, und Saga sieht ihn an.
»Was ist? Woran denkst du?«, fragt sie.
»Dort waren nur persönliche Briefe in dem Fach, keine Reklame, keine Rechnungen«, sagt er. »Die Post ist bereits vorsortiert worden, wenn sie hier ankommt.«

45

Auf der Autobahn

Palmcronas Haushälterin Edith Schwartz hat kein Telefon. Sie wohnt ungefähr siebzig Kilometer nördlich von Stockholm, in der Nähe von Knivsta. Joona sitzt schweigend neben Saga. In sanftem Tempo fährt sie den Sveavägen hinauf. Sie verlassen die Innenstadt, passieren die Abfahrt zum Karolinska-Krankenhaus und fahren auf die Autobahn.
»Der Staatsschutz hat die kriminaltechnische Untersuchung von Penelopes Wohnung abgeschlossen«, erzählt sie. »Ich bin das gesamte Material durchgegangen, demnach steht sie mit keiner linksextremistischen Gruppe in Verbindung. Im Gegenteil, sie distanziert sich von ihnen, ist erklärte Pazifistin und argumentiert gegen die Methoden der Extremisten. Außerdem habe ich mir das wenige angesehen, das wir über Björn Almskog haben. Er arbeitet im Musikklub Debaser am Medborgarplatsen, ist politisch nicht aktiv, wurde allerdings anlässlich eines von Reclaim the City veranstalteten Straßenfestes verhaftet.«
Sie fahren schnell zwischen dem vorbeiflimmernden schwarzen Zaun des Nordfriedhofs und den hohen grünen Bäumen des Haga-Parks hindurch.
»Ich bin unser Archiv durchgegangen«, fährt Saga fort. »Alles, was wir über links- und rechtsextremistische Kreise in Stockholm haben … Ich habe fast die ganze Nacht dafür gebraucht. Das Material ist natürlich geheim, aber du sollst wissen, dass der Staatsschutz einen Fehler gemacht hat: Penelope Fernandez und Björn Almskog sind in keinen Sabotageakt oder etwas anderes in der Art verwickelt. Die beiden sind fast schon lächerlich unschuldig.«
»Dann hast du diese Spur zu den Akten gelegt?«
»Ich bin genau wie du der Überzeugung, dass wir in einem Fall ermitteln, der in einer ganz anderen Liga spielt, etwas viel Größeres als das rechte oder linke Lager … vermutlich sogar etwas Größeres als der Staatsschutz oder die Landeskripo«, erklärt sie. »Ich meine, Palmcronas Tod, das Feuer in Björns Wohnung, Violas Tod und so weiter … hier

geht es um ganz andere Dinge.«
Es wird still, und Joona erinnert sich an die Haushälterin, als sie ihm in die Augen sah und fragte, ob sie Palmcrona schon heruntergeholt hätten.
»Was meinen Sie mit ›heruntergeholt‹?«
»Entschuldigen Sie, ich bin nur die Haushälterin, ich dachte …«
Er hatte sie gefragt, ob sie etwas Besonderes gesehen habe.
»Eine Schlinge, die im kleinen Salon vom Lampenhaken herabhing«, hatte sie geantwortet.
»Sie haben die Schlinge gesehen?«
»Selbstverständlich.«
Selbstverständlich, denkt Joona und schaut auf die Autobahn hinaus, die zu seiner Rechten von einer Lärmschutzwand vor Einfamilienhaussiedlungen und Fußballfeldern gesäumt wird. Der scharfe Ton, in dem die Haushälterin das Wort »selbstverständlich« ausgesprochen hat, ist Joona im Gedächtnis geblieben. Er hört ihn immer wieder, während er sich an ihr Gesicht erinnert, als er ihr erklärte, dass man sie bitten würde, ins Präsidium zu kommen, um mit einem Polizeibeamten zu sprechen. Sie hatte nicht besorgt reagiert, wie er es erwartet hätte, sondern nur genickt.
Sie lassen Rotebro hinter sich, wo die Polizei die zehn Jahre alten sterblichen Überreste von Johan Samuelsson in Lydia Evers Garten ausgruben, als sie nach Erik Maria Barks Sohn Benjamin suchten. Damals war Winter, jetzt ist rund um die rostbraunen Eisenbahnschienen, die Parkplätze, Reihenhäuser und freistehenden Häuser alles leuchtend grün.
Joona ruft Nathan Pollock von der Landesmordkommission an und hört bereits nach zwei Ruftönen dessen leicht nasale Stimme.
»Nathan.«
»Du und Tommy Kofoed, ihr habt euch doch die Kreise aus Fußspuren unter Palmcronas Körper angesehen.«
»Die Ermittlungen sind eingestellt worden«, antwortet Pollock und Joona hört ihn auf einer Computertastatur schreiben.
»Ja, aber jetzt haben wir …«
»Ich weiß«, unterbricht Nathan ihn. »Ich habe mit Carlos gesprochen, er hat mir von der neuen Entwicklung erzählt.«
»Kannst du dir die Sache noch einmal anschauen?«

»Bin schon dabei«, antwortet Pollock.
»Das hört sich gut an«, erwidert Joona. »Wann bist du fertig?«
»Jetzt«, antwortet Pollock. »Die Spuren stammen von Palmcrona und seiner Haushälterin Edith Schwartz.«
»Von sonst niemandem?«
»Nein.«
Saga hält eine konstante Geschwindigkeit von 140 Kilometern in der Stunde. Sie fahren auf der Europastraße 4 immer weiter Richtung Norden.
Joona und Saga haben gemeinsam im Präsidium gesessen, sich die Aufnahme der Vernehmung von Edith Schwarz angehört und John Bengtssons handschriftliche Kommentare dazu gelesen.
Jetzt spielt Joona das Verhör in Gedanken noch einmal durch: Nach den üblichen Formalitäten erklärt John Bengtsson, dass kein Verdacht auf eine Straftat besteht, er aber dennoch hoffe, dass sie ein wenig Licht in die Gründe für Carl Palmcronas Tod bringen könne. Danach wird es still, man hört leise die Belüftung säuseln, ab und zu knarrt ein Stuhl, ein Stift kratzt über Papier. Im Protokoll hat John Bengtsson notiert, dass er angesichts von Edith Schwartz' offenkundiger Teilnahmslosigkeit beschlossen hatte, abzuwarten, bis sie sprechen würde.
Es dauert etwas mehr als zwei Minuten, bis sie etwas sagt. Das ist eine lange Zeit, wenn man einem Polizisten an einem Schreibtisch gegenübersitzt und nichts als das lang anhaltende Schweigen aufgenommen wird.
»Hatte Direktor Palmcrona seinen Mantel ausgezogen?«, erkundigt sie sich schließlich.
»Warum wollen Sie das wissen?«, fragt John Bengtsson freundlich.
Sie schweigt erneut, und diesmal währt das Schweigen ungefähr eine halbe Minute, ehe es von John Bengtsson gebrochen wird:
»Hatte er den Mantel an, als sie ihn das letzte Mal gesehen haben?«, fragt er.
»Ja.«
»Sie haben Kommissar Linna gesagt, dass Sie eine Schlinge von der Decke herabhängen sahen.«
»Ja.«
»Was dachten Sie, wozu sie gut sein sollte?«

Sie antwortet nicht.
»Wie lange hat sie dort gehangen?«, fragt John.
»Seit Mittwoch«, antwortet sie ruhig.
»Dann haben Sie die Schlinge also am Abend des zweiten Juni an der Decke gesehen, sind nach Hause gefahren, am Morgen des dritten Juni zurückgekehrt, haben erneut die Schlinge gesehen, sind Palmcrona begegnet, haben die Wohnung verlassen und sind am fünften Juni gegen 14.30 Uhr zurückgekehrt … und Kommissar Linna begegnet.«
Im schriftlichen Protokoll stand, dass Edith Schwartz mit den Schultern gezuckt hatte.
»Können Sie mir mit Ihren eigenen Worten von diesen Tagen erzählen?«, fragt John Bengtsson.
»Ich komme am Mittwochmorgen um sechs Uhr zu Direktor Palmcronas Wohnung. Es ist mir nur morgens erlaubt, den Schlüssel zu benutzen, weil Herr Palmcrona bis halb sieben schläft. Er achtet sehr auf regelmäßige Abläufe, es wird also niemals länger geschlafen, nicht einmal sonntags. Ich mahle Kaffeebohnen von Hand, schneide zwei Scheiben Brot ab, bestreiche sie mit stark gesalzener Margarine, belege sie mit zwei Scheiben getrüffelter Leberwurst, Gurken und einer Scheibe Cheddar. Ich decke den Tisch mit einer gestärkten Leinendecke und dem Sommergeschirr. Aus den Tageszeitungen sollen Werbebeilagen und der Sportteil entfernt sein, und sie müssen zusammengefaltet rechts liegen.«
Mit einzigartiger Detailtreue berichtet sie von der Zubereitung der Kalbshackfrikadellen in Sahnesauce am Mittwoch und den Vorbereitungen für das Mittagessen am Donnerstag.
Als sie zu dem Punkt am Samstag gelangt, an dem sie mit den Lebensmitteln fürs Wochenende zurückkehrt und an der Tür klingelt, verstummt sie.
»Mir ist bewusst, wie schwierig das für Sie ist«, sagt John Bengtsson kurz darauf. »Aber ich habe hier gesessen und Ihren Worten gelauscht. Sie haben den Mittwoch und Donnerstag beschrieben, sich an jedes Detail erinnert, aber nicht ein einziges Mal haben Sie etwas erwähnt, was in einem Zusammenhang mit Carl Palmcronas plötzlichem Ableben steht.«
Sie schweigt und gibt ihm keine Erklärung dafür.
»Ich muss Sie bitten, in Gedanken zurückzukehren«, fährt John

Bengtsson geduldig fort. »Wussten Sie, dass Carl Palmcrona tot war, als Sie an der Tür klingelten?«
»Nein«, antwortet sie.
»Haben Sie Kommissar Linna nicht gefragt, ob wir ihn schon heruntergeholt hätten?«, fragt Bengtsson mit einer gewissen Ungeduld in der Stimme.
»Doch«, antwortet sie.
»Hatten Sie ihn bereits tot gesehen?«
»Nein.«
»Ach, zum Teufel«, sagt John Bengtsson gereizt. »Können Sie mir nicht einfach erzählen, was Sie wissen? Was brachte Sie dazu, Kommissar Linna zu fragen, ob wir ihn heruntergeholt hatten? Das haben Sie ihn doch gefragt! Warum haben Sie das getan, wenn Sie nicht wussten, dass er tot war?«
In seinem Bericht schrieb John Bengtsson, dass er leider den Fehler begangen hatte, sich von ihrer ausweichenden Art provozieren zu lassen, und sie nach seinem Wutausbruch in Schweigen verfallen war.
»Wirft man mir irgendetwas vor?«, fragt sie kühl.
»Nein.«
»Dann sind wir hier fertig.«
»Es wäre sehr hilfreich, wenn …«
»An mehr erinnere ich mich nicht«, unterbricht sie ihn, und man hört sie von ihrem Stuhl aufstehen.
Joona sieht Saga an, ihr Blick ist auf die Autobahn und den Lkw vor ihr gerichtet.
»Ich denke über die Vernehmung der Haushälterin nach«, sagt Joona.
»Ich auch«, erwidert sie.
»John hat sich über sie aufgeregt, weil er fand, dass sie sich widersprach. Er behauptete, sie hätte gewusst, dass Palmcrona tot war, als sie an der Tür klingelte«, sagt Joona.
»Ja«, entgegnet Saga, ohne ihn anzusehen.
»Aber sie hat die Wahrheit gesagt, denn sie wusste wirklich nicht, dass er tot war. Sie hat es geglaubt, aber nicht gewusst«, fährt er fort.
»Deshalb hat sie seine Behauptung verneint.«
»Edith Schwartz scheint eine sehr spezielle Frau zu sein.«
»Ich glaube, dass sie etwas vor uns zu verbergen versucht, ohne lügen zu

müssen«, sagt Joona.

46

Das Foto

Joona und Saga bezweifeln, dass sie Edith Schwartz dazu bewegen können, ihnen etwas Entscheidendes zu sagen, aber vielleicht kann sie die Polizei zu dem Foto führen, das möglicherweise der Schlüssel zu allem ist.
Saga blinkt, fährt von der Autobahn ab, geht vom Gas und fährt anschließend links auf die Landstraße 77, fährt unter der Autobahn in Richtung Knivsta her. Kurz darauf biegt sie in einen kleinen, schmalen Kiesweg, der parallel zur Autobahn verläuft.
Niedriger Fichtenwald steht dicht neben einem brachliegenden Feld. Der gemauerte Rand einer Güllegrube hat nachgegeben, und das Blechdach hängt schief.
»Wir müssen gleich da sein«, sagt Saga mit einem Blick auf ihr Navigationsgerät.
Langsam rollen sie bis zu einem rostigen Schlagbaum und halten an. Als Joona aus dem Wagen steigt, hört er den Verkehr auf der Autobahn als leblos schwingendes Dröhnen.
In zwanzig Metern Entfernung sehen sie ein einstöckiges Haus aus schmutzig gelben Backsteinen mit angeschraubten Fensterläden und moosbewachsenen Eternitplatten auf dem Dach.
Als sie sich dem Haus nähern, hören sie einen seltsam sirrenden Laut. Saga sieht Joona an, und sie bewegen sich vorsichtig auf die Haustür zu, sind auf einmal sehr wachsam. Es raschelt hinter dem Haus, und sie hören erneut das metallische Jaulen.
Das Geräusch kommt schnell näher, und ein großer Hund wirft sich ihnen entgegen. Er stoppt mit offenem Maul nur einen Meter vor Saga, steht auf den Hinterläufen. Dann wird er zurückgezogen, setzt die Vorderläufe ab und beginnt zu bellen. Es ist ein großer Schäferhund mit ungepflegtem Fell. Er bellt aggressiv, wirft den Kopf und läuft seitlich. Erst jetzt sehen sie, dass der Hund an einer langen Leine festgemacht ist. Wenn er läuft, rutscht die Leine mit einem sirrenden Geräusch über ein gespanntes Stahlseil.

Der Hund macht kehrt und hetzt auf Joona zu, wird von der Leine gestoppt und federnd zurückgezogen. Er bellt wütend, wird dann jedoch von einer Stimme aus dem Haus abrupt zum Schweigen gebracht.
»Nils«, ruft eine Frau.
Der Hund wimmert und läuft mit eingezogenem Schwanz im Kreis. Der Boden knarrt, und kurze Zeit später öffnet sich die Tür. Verfolgt von dem sirrenden Laut läuft der Hund hinters Haus. Edith Schwartz tritt in einem genoppten violetten Bademantel auf die Treppe hinaus und sieht sie an.
»Wir müssen Sie sprechen«, sagt Joona.
»Ich habe schon alles gesagt, was ich weiß«, erwidert sie.
»Dürfen wir hereinkommen?«
»Nein.«
Joona schaut an ihr vorbei in das dunkle Haus hinein. Der Flur ist vollgestopft mit Töpfen und Tellern, einem grauen Staubsaugerschlauch, Kleidern, Schuhen und rostigen Krebsreusen.
»Wir können auch hier stehen bleiben«, meint Saga freundlich.
Joona wirft einen Blick in die Notizen und beginnt seine Befragung damit, Details aus der Vernehmung zu kontrollieren. Es ist eine Standardmethode, um eventuelle Lügen oder Beschönigungen aufzuspüren, weil es oft schwierig ist, sich an unwahre Details zu erinnern, die man im Augenblick der Vernehmung erfunden hat.
»Was hat Palmcrona am Mittwoch gegessen?«
»Kalbshackfrikadellen in Sahnesauce«, antwortet sie.
»Mit Reis?«, fragt Joona.
»Salzkartoffeln. Immer mit Salzkartoffeln.«
»Um wie viel Uhr sind Sie am Donnerstag in Palmcronas Wohnung angekommen?«
»Um sechs.«
»In welcher Angelegenheit verließen Sie am Donnerstag Palmcronas Wohnung?«
»Er gab mir frei.«
Joona sieht ihr in die Augen und denkt, dass es wenig Sinn hat, um die wirklich wichtigen Fragen herumzureden.
»Hatte Palmcrona die Schlinge schon am Mittwoch aufgehängt?«
»Nein«, antwortet Edith Schwartz.

»Das haben Sie aber unserem Kollegen John Bengtsson gesagt«, wirft Saga ein.
»Nein.«
»Wir haben die gesamte Vernehmung auf Band«, erklärt Saga mit unterdrücktem Ärger, verstummt dann aber plötzlich.
»Haben Sie mit Palmcrona über die Schlinge gesprochen?«, fragt Joona.
»Wir haben nie über Privates gesprochen.«
»Aber ist es nicht merkwürdig, einen Mann einfach mit einer baumelnden Schlinge allein zu lassen?«, fragt Saga.
»Ich konnte ja schlecht dableiben und zusehen«, antwortet Edith Schwartz schmunzelnd.
»Nein«, meint Saga ruhig.
Zum ersten Mal scheint Edith Schwartz Saga richtig anzusehen. Ungeniert lässt sie ihren Blick über Sagas Elfenhaar mit den bunten Stoffbändern, das ungeschminkte Gesicht, die verblichene Jeans und die Turnschuhe wandern.
»Aber ich kapiere das nicht«, sagt Saga. »Unserem Kollegen haben Sie gesagt, dass Sie die Schlinge am Mittwoch gesehen haben, und wenn ich Sie jetzt danach frage, behaupten Sie das Gegenteil.«
Joona wirft einen Blick in sein Notizbuch und betrachtet die Notiz, die er sich vor einer Minute gemacht hat, als Saga danach fragte, ob Palmcrona die Schlinge bereits am Mittwoch aufgehängt hatte.
»Frau Schwartz«, sagt Joona. »Ich glaube, ich verstehe, was Sie uns sagen wollen.«
»Gut«, erwidert sie leise.
»Auf die Frage, ob Palmcrona die Schlinge schon am Mittwoch befestigt habe, antworteten Sie mit Nein, weil es nicht er war, der die Schlinge befestigt hat.«
Die ältere Frau blickt auf, sieht ihn an, ihr Blick ist hart.
»Er hat es versucht, aber es klappte nicht, nach seiner Rücken-OP im letzten Winter war er dazu viel zu steif … Also hat er mich gebeten, es zu tun.«
Es wird wieder still. Die Bäume stehen regungslos im statischen Sonnenschein.
»Dann haben also Sie letzten Mittwoch die Wäscheleine mit der Schlinge am Lampenhaken befestigt?«, fragt Joona.

»Er bereitete den Knoten vor und hielt die Leiter fest, als ich hinaufstieg.«
»Anschließend haben Sie die Leiter weggetragen, weitergearbeitet und sind am Mittwochabend nach Hause gefahren, sobald Sie nach dem Abendessen gespült hatten«, sagt Joona.
»Ja.«
»Am nächsten Morgen sind Sie zurückgekehrt«, fährt er fort, »haben wie üblich die Wohnung betreten und ihm sein Frühstück gemacht.«
»Wussten Sie da, dass er nicht in der Schlinge hing?«, fragt Saga.
»Ich hatte im kleinen Salon nachgesehen«, antwortet Edith Schwartz.
Der Anflug eines spöttischen Lächelns huscht über ihr verschlossenes Gesicht.
»Sie haben uns bereits erzählt, dass Palmcrona genauso frühstückte wie sonst auch, aber auch an diesem Morgen fuhr er nicht zur Arbeit.«
»Er saß mindestens eine Stunde im Musikzimmer.«
»Und hörte Musik?«
»Ja«, antwortet sie.
»Kurz vor Mittag führte er ein kurzes Telefonat«, bemerkt Saga.
»Das weiß ich nicht, er hielt sich in seinem Arbeitszimmer auf, und die Tür war geschlossen, aber bevor er sich zu Tisch setzte und den pochierten Lachs aß, bat er mich, für zwei Uhr ein Taxi zu bestellen.«
»Er wollte zum Flughafen Arlanda«, sagt Joona.
»Ja.«
»Um zehn vor zwei wurde er angerufen?«
»Ja, er war schon im Mantel und ging im Flur an den Apparat.«
»Konnten Sie hören, was er sagte?«, fragt Saga.
Edith Schwartz kratzt sich an ihrem Pflaster und legt anschließend die Hand auf die Türklinke.
»Es ist kein Albtraum zu sterben«, sagt sie leise.
»Ich habe Sie gefragt, ob Sie gehört haben, was er sagte«, beharrt Saga.
»Jetzt müssen Sie mich bitte entschuldigen«, sagt Edith Schwartz kurz angebunden und will die Tür zuziehen.
»Warten Sie, bitte«, sagt Joona.
Die Tür hält plötzlich in ihrer Bewegung inne, und die Haushälterin sieht ihn durch den Türspalt an, ohne wieder aufzumachen.
»Sind Sie schon dazu gekommen, Palmcronas Post von heute zu

sortieren?«, erkundigt sich Joona.
»Selbstverständlich.«
»Holen Sie bitte alles, was keine Reklame ist«, fordert Joona sie auf.
Sie nickt, geht ins Haus, schließt die Tür hinter sich und kehrt kurz darauf mit einer blauen Plastikablage voller Post zurück.
»Danke«, sagt Joona und nimmt sie entgegen.
Sie zieht die Tür zu und schließt ab. Sekunden später beginnt die Hundeleine wieder zu sirren. Als sie zum Auto zurückkehren und einsteigen, hören sie hinter sich das aggressive Bellen des Schäferhunds.
Saga lässt den Motor an, schaltet und wendet. Joona zieht Schutzhandschuhe an, blättert in den Briefen, greift nach einem weißen handschriftlich adressierten Umschlag, öffnet ihn und zieht behutsam das Foto heraus, das mindestens zwei Menschen das Leben gekostet hat.

47

Die vierte Person

Saga Bauer fährt rechts heran. Das hohe Gras im Straßengraben schmiegt sich ans Fenster. Joona Linna sitzt vollkommen regungslos und betrachtet die Aufnahme.
Irgendetwas verdeckt den oberen Rand des Motivs, aber ansonsten ist das Bild gestochen scharf. Wahrscheinlich wurde das Foto heimlich gemacht.
Auf dem Foto sind vier Personen in der geräumigen Loge eines Konzertsaals zu sehen, drei Männer und eine Frau. Ihre Gesichter sind deutlich zu erkennen. Nur einer der Anwesenden hat sich vom Betrachter abgewandt, aber sein Gesicht ist nicht verdeckt.
In einem Sektkühler steht Champagner, und der Tisch ist so gedeckt, dass die vier essen, sich unterhalten und gleichzeitig der Musik lauschen können.
Joona erkennt sofort Carl Palmcrona, der ein schlankes Champagnerglas in der Hand hält, und Saga identifiziert zwei der drei anderen.
»Das hier ist Raphael Guidi, der Waffenhändler, der in dem Erpresserbrief erwähnt wurde«, erläutert sie und zeigt auf einen Mann mit schütterem Haar. »Und der hier, der etwas abgewandt steht, ist Pontus Salman, der Chef von Silencia Defence.«
»Waffen«, sagt Joona leise.
»Silencia Defence ist ein seriöses Unternehmen.«
Im Scheinwerferlicht auf der Bühne hinter den Männern in der privaten Loge sieht man ein Streichquartett, zwei Geigen, eine Bratsche und ein Cello. Die Musiker sind alle Männer. Sie sitzen in einem Halbkreis, einander zugewandt, mit ruhigen, lauschenden Gesichtern. Man kann nicht erkennen, ob ihre Lider gesenkt oder geschlossen sind, ob ihre Blicke auf den Noten ruhen oder ob die Musiker die Augen geschlossen haben, um den verschiedenen Stimmen zu lauschen.
»Wer ist die vierte Person, die Frau?«, fragt Joona.
»Ich komme gleich drauf«, antwortet Saga. »Ich kenne sie, aber … Verdammt …«

Saga verstummt, und ihr Blick verharrt auf dem Gesicht der Frau.
»Wir müssen herausfinden, wer sie ist«, sagt Joona.
»Ja.«
Saga lässt den Wagen an, und als sie auf die Straße fährt, fällt ihr die Antwort ein.
»Agathe al-Haji«, sagt sie schnell. »Sie ist die Sicherheitsberaterin von Präsident Umar al-Bashir.«
»Sudan«, sagt Joona.
»Ja.«
»Wie lange ist sie schon seine Beraterin?«, erkundigt sich Joona.
»Fünfzehn Jahre, vielleicht auch länger, ich erinnere mich nicht.«
»Und was soll nun so besonders an diesem Bild sein?«
»Keine Ahnung, nichts, ich meine … es ist nicht weiter seltsam, dass sich diese vier Leute treffen, um die Möglichkeiten für Geschäfte auszuloten«, erklärt Saga. »Im Gegenteil. Besprechungen dieser Art gehören dazu. Sie können ein erster Schritt sein. Man trifft sich, erzählt von seinen Plänen und bittet Carl Palmcrona möglicherweise um einen vorläufigen Bescheid.«
»Und ein positiver vorläufiger Bescheid bedeutet, dass die Kontrollbehörde höchstwahrscheinlich die endgültige Ausfuhrgenehmigung erteilen wird?«
»Genau, es ist zumindest ein Hinweis darauf.«
»Exportiert Schweden häufig Waffen in den Sudan?«, fragt Joona.
»Nein, das glaube ich nicht«, antwortet sie. »Wir werden mit jemandem sprechen müssen, der Spezialist für diese Region ist. Ich meine mich zu erinnern, dass China und Russland die größten Exporteure sind, aber das könnte sich auch geändert haben, denn im Sudan ist 2005 ein Friedensabkommen geschlossen worden, und ich nehme an, dass der Markt daraufhin geöffnet wurde.«
»Aber welche Bedeutung hat dieses Bild dann eigentlich? Warum führt es dazu, dass Carl Palmcrona sich das Leben nimmt? Das Einzige, was sich ihm entnehmen lässt, ist doch, dass er sich mit diesen Leute in einer Loge getroffen hat.«
Schweigend fahren sie auf der staubigen Autobahn nach Süden, während Joona das Foto betrachtet, es umdreht, die abgerissene Ecke mustert und nachdenkt.

»Dann ist das Bild also nicht weiter bedrohlich?«, fragt er.
»Nein, in meinen Augen jedenfalls nicht.«
»Hat Palmcrona sich das Leben genommen, weil er wusste, dass der Fotograf ein Geheimnis enthüllen wird? Vielleicht ist die Aufnahme nur eine Warnung. Sind Penelope und Björn womöglich wichtiger als das Foto?«
»Wir wissen rein gar nichts.«
»Doch, das tun wir«, widerspricht Joona. »Unser Problem ist, dass es uns nicht gelingen will, die Teile, die wir gefunden haben, zusammenzusetzen. Wir können weiterhin nur vermuten, wie der Auftrag des Profis lautet, aber es sieht ganz so aus, als hätte er nach diesem Foto gesucht, um es zu zerstören, und dass er Viola Fernandez in dem Glauben ermordet hat, sie wäre Penelope Fernandez.«
»Penelope könnte die Fotografin gewesen sein«, meint Saga.
»Wahrscheinlich ist es so, aber es reicht dem Killer nicht, sie nur zu töten.«
»Richtig, das ist genau der Punkt, über den ich ständig nachdenken muss. Wir wissen nicht, was wichtiger ist … Ist das Bild eine Verbindung zum Fotografen, der als die eigentliche Bedrohung wahrgenommen wird? Oder ist der Fotograf eine Verbindung zu der Aufnahme, die als die wahre Bedrohung gesehen wird?«
»Das erste Ziel des Killers war Björns Wohnung.«
Daraufhin sitzen sie eine halbe Stunde schweigend nebeneinander und haben fast das Landeskriminalamt auf Kungsholmen erreicht, als Joona noch einmal einen Blick auf das Bild wirft. Die vier Personen in der Loge, das Essen, die vier Musiker auf der Bühne hinter ihnen, die Instrumente, der schwere Vorhang, die Champagnerflasche, die hohen Gläser.
»Ich schaue mir das Foto an«, sagt Joona »und ich sehe vier Gesichter … und ich denke, dass einer der Menschen in dieser Loge für den Mord an Viola Fernandez verantwortlich ist.«
»Ja«, meint Saga. »Palmcrona ist tot, sodass wir ihn eigentlich ausschließen können. Bleiben also nur noch drei … und zwei von ihnen werden wir nicht vernehmen können, weil sie weit außerhalb unserer Reichweite sind.«
»Wir müssen mit Pontus Salman sprechen«, sagt Joona.

»Sollen wir ihn zu einer Vernehmung vorladen?«

48

Die Brautkrone

Es erweist sich als schwierig, bei Silencia Defence AB jemanden an den Apparat zu bekommen. Alle verfügbaren Telefonnummern erweisen sich als verschiedene Eingänge zum immer gleichen Labyrinth aus Informationen vom Band. Am Ende findet Saga trotzdem einen Durchschlupf, indem sie die Ziffer Neun plus Stern wählt, um persönlichen Kontakt mit dem Vertriebschef des Unternehmens aufzunehmen. Sie wird mit seiner Sekretärin verbunden, ignoriert deren Fragen und bringt ihr Anliegen vor. Die Sekretärin verstummt zunächst und erklärt dann, Saga müsse sich verwählt haben, außerdem sei im Haus niemand mehr zu erreichen.
»Ich muss Sie bitten, es morgen zwischen neun und elf noch einmal zu versuchen und …«
»Bereiten Sie Pontus Salman einfach darauf vor, dass er heute um vierzehn Uhr Besuch vom Staatsschutz bekommt«, unterbricht Saga sie mit erhobener Stimme.
»Tut mir leid«, sagt die Sekretärin einen Moment später. »Er ist den ganzen Tag in Besprechungen.«
»Nicht um zwei«, widerspricht Saga ihr sanft.
»Doch, hier steht, dass er …
»Denn da wird er mit mir sprechen«, unterbricht sie die Sekretärin.
»Ich werde Ihr Anliegen weiterleiten.«
»Vielen Dank«, beendet Saga das Gespräch und begegnet über den Tisch hinweg Joonas Blick.
»Um zwei?«, fragt er.
»Ja.«
»Tommy Kofoed will sich das Foto ansehen«, sagt Joona. »Wir treffen uns nach dem Mittagessen in seinem Büro, bevor wir fahren.«
Während Joona mit Disa zu Mittag isst, zerstören die Kriminaltechniker der Landeskriminalpolizei das Foto.
Das Gesicht von einer der vier Personen in der Loge wird bis zur Unkenntlichkeit verwischt.

*

Disa lächelt still, als sie den Behälter aus dem Reiskocher nimmt. Sie reicht ihn Joona und beobachtet ihn anschließend dabei, als er seine Hände befeuchtet, um zu testen, ob der Reis so weit abgekühlt ist, dass er anfangen kann, kleine Kissen daraus zu formen.
»Wusstest du, dass Södermalm einen eigenen Kalvarienberg hatte?«, fragt sie.
»Einen Kalvarienberg? Ist das nicht ein …«
»Ein Golgataberg«, ergänzt Disa nickend, öffnet Joonas Küchenschrank, sucht zwei Gläser heraus und schenkt in das eine Wein und in das andere Wasser ein.
Disas Gesicht wirkt entspannt. Die Sommersprossen sind dunkler geworden, ihre zerzausten Haare hat sie im Nacken zu einem losen Zopf gesammelt. Joona wäscht sich die Hände und holt ein neues Küchenhandtuch heraus. Disa stellt sich vor ihn und legt die Arme um seinen Hals. Joona erwidert ihre Umarmung. Er legt sein Gesicht an ihren Kopf, atmet ihren Duft ein und spürt ihre warmen Hände, die seinen Rücken und Nacken streicheln.
»Können wir es nicht versuchen?«, flüstert sie. »Können wir das nicht einfach tun?«
»Doch«, antwortet er leise.
Sie hält ihn fest, ganz fest und befreit sich dann aus seinen Armen.
»Manchmal werde ich so wütend auf dich«, murmelt sie und kehrt ihm den Rücken zu.
»Disa, ich bin der, der ich bin, aber ich …«
»Es ist gut, dass wir nicht zusammenwohnen«, unterbricht sie ihn und verlässt die Küche.
Er hört, dass sie sich im Badezimmer einschließt, überlegt, ob er ihr folgen und an die Tür klopfen soll, aber im Grunde weiß er, dass sie einen Moment allein sein will. Also kümmert er sich weiter ums Essen. Er nimmt ein Stück Fisch, legt es behutsam in die Handfläche und bestreicht es anschließend mit einem Streifen Wasabi.
Einige Minuten später geht die Badezimmertür wieder auf, und Disa kehrt in die Küche zurück, steht im Türrahmen und sieht ihm bei der Zubereitung des Sushi zu.

»Erinnerst du dich, dass deine Mutter immer den Lachs aus dem Sushi geklaubt und ihn gebraten hat, ehe sie ihn wieder auf den Reis legte?«
Sie lacht.
»Ja.«
»Soll ich den Tisch decken?«, fragt Disa.
»Wenn du willst.«
Disa trägt Teller und Essstäbchen in das große Zimmer, hält am Fenster inne und sieht auf die Wallingatan hinunter. Eine Baumkrone leuchtet im hellgrünen Sommerlaub. Ihr Blick schweift über die nette Umgebung am Platz Norra Bantorget, wo Joona seit einem Jahr wohnt.
Sie deckt den milchig weißen Esstisch, kehrt in die Küche zurück und trinkt einen Schluck Wein. Er hat das Prickelnde verloren, da er nicht mehr so kalt ist. Sie unterdrückt den Impuls, sich auf den lackierten Holzfußboden zu setzen und vorzuschlagen, auf dem Boden zu essen, mit den Händen, wie Kinder, unter dem Tisch.
»Ich bin eingeladen worden«, sagt sie stattdessen.
»Eingeladen?«
Sie nickt erfüllt von dem flüchtigen Gefühl, ein bisschen gemein zu sein und es eigentlich nicht sein zu wollen.
»Erzähl«, sagt Joona ruhig und trägt das Tablett mit Sushi zum Tisch.
Disa greift erneut zu ihrem Glas und sagt leichthin:
»Nur jemand im Museum, der mich seit einem halben Jahr fragt, ob ich mit ihm essen gehen will.«
»Macht man das heutzutage so? Lädt man Damen zum Essen ein?«
Disa lächelt.
»Bist du neidisch?«
»Ich weiß nicht, ein bisschen«, antwortet Joona und geht zu ihr. »Es ist nett, zum Essen eingeladen zu werden.«
»Ja.«
Disa fährt mit den Fingern kräftig durch seine dichten Haare.
»Sieht er gut aus?«, erkundigt sich Joona.
»Um ehrlich zu sein, ja.«
»Wie gut.«
»Aber ich will nicht mit ihm ausgehen«, sagt Disa lächelnd.
Joona sagt nichts, steht mit abgewandtem Gesicht ganz still.
»Du weißt, was ich will«, sagt Disa sanft.

Sein Gesicht ist plötzlich seltsam blass, und sie sieht, dass sich auf seiner Stirn Schweißperlen gesammelt haben. Langsam hebt er den Blick, und es ist etwas mit seinen Augen, sie sind schwarz, hart und abgründig tief.
»Joona? Vergiss es«, sagt sie hastig, »entschuldige …«
Joona öffnet den Mund, als wolle er etwas sagen, und macht einen Schritt auf sie zu, als seine Beine plötzlich nachgeben.
»Joona«, ruft Disa und schlägt vor Schreck ihr Glas vom Tisch.
Sie sinkt neben ihm zu Boden, umarmt ihn und flüstert, dass es bald vorbeigeht.
Nach einiger Zeit verändert sich Joonas Gesicht, und seine schmerzverzerrte Miene glättet sich, Schleier für Schleier.
Disa fegt die Scherben zusammen, und sie setzen sich schweigend an den Tisch.
»Du nimmst deine Medikamente nicht«, sagt sie nach einer Weile.
»Sie machen mich schläfrig. Ich muss denken können, im Moment ist es wirklich wichtig, dass ich glasklar denken kann.«
»Du hast mir versprochen, dass du sie nimmst.«
»Das werde ich auch tun«, erklärt er.
»Du weißt genau, dass es gefährlich ist«, flüstert sie.
»Sobald ich diesen Fall gelöst habe, nehme ich die Tabletten.«
»Und wenn du ihn nicht löst?«

*

Aus der Ferne gleicht das Nordische Museum einem aus Elfenbein geschnitzten Schmuckgegenstand, aber es ist natürlich aus Kalksandstein erbaut. Ein verschnörkelter Renaissancetraum mit zahllosen Zinnen und Türmchen. Das Museum sollte eine Huldigung an die Souveränität der nordischen Völker sein, aber als es an einem verregneten Tag im Sommer 1907 eingeweiht wurde, war die Union Schwedens mit Norwegen aufgelöst worden, und der König lag im Sterben.
Joona eilt durch das riesige Museumsfoyer, und erst als er die Treppen hinaufgestiegen ist, bleibt er stehen, sammelt sich, blickt längere Zeit zu Boden und geht anschließend langsam an den hell erleuchteten Vitrinen vorbei. Nichts in ihnen zieht seinen Blick auf sich. Umhüllt von Erinnerungen und schmerzlicher Sehnsucht eilt Joona an allem vorbei.

Der Museumswärter hat für ihn bereits einen Stuhl vor die Vitrine gestellt.
Joona Linna setzt sich und betrachtet die samische Brautkrone mit ihren acht Spitzen, die wie die Finger zweier ineinandergeflochtener Hände aussehen. Sie leuchtet sanft im Licht hinter dem dünnen Glas. Joona hört eine innere Stimme, sieht ein Gesicht, das ihn anlächelt, während er am Steuer sitzt an jenem Tag, an dem es geregnet hat und die Sonne auf der Straße in den Pfützen glitzert, als würden sie unterirdisch brennen. Er wendet sich zur Rückbank um, weil er sich vergewissern will, dass Lumi richtig angeschnallt ist.
Die Brautkrone sieht aus, als wäre sie aus hellen Zweigen, Leder oder geflochtenen Haaren gefertigt. Er betrachtet ihr Versprechen, ihre Verheißung von Liebe und Freude, und denkt an den ernsten Mund seiner Frau, die sandfarbenen Haare, die ihr ins Gesicht fielen.
»Wie geht es Ihnen?«
Joona sieht den Wärter erstaunt an, der seit vielen Jahren in dem Museum arbeitet. Ein Mann mittleren Alters mit Bartstoppeln und Augen, die zu oft gerieben wurden.
»Ich weiß es ehrlich gesagt nicht«, murmelt Joona und steht auf.
Beim Verlassen des Museums spürt er die Erinnerung an Lumis kleine Hand als schmerzliche Sehnsucht in seinem Körper. Er hatte sich nur umgewandt und kontrolliert, ob sie auch wirklich sicher saß, und auf einmal ihre Hand gespürt, die seine Finger berührten.

49

Das undeutliche Gesicht

Joona Linna und Saga Bauer sind auf dem Weg zum Firmensitz von Silencia Defence, um mit Pontus Salman zu sprechen. Sie haben das Foto dabei, das die Kriminaltechniker der Landeskriminalpolizei beschädigt haben. Schweigend fahren sie auf der Landstraße 73, die wie eine schmutzige Spur nach Nynäshamn führt, in südliche Richtung.
Zwei Stunden zuvor hatte Joona die scharfe Aufnahme von den vier Personen in der Loge betrachtet: Raphael Guidis ruhiges Gesicht, sein schütteres Haar; Palmcronas schlaffes Lächeln, die Brille mit den stählernen Bügeln; Pontus Salman mit seinem wohlerzogenen, jungenhaften Aussehen und Agathe al-Haji mit den faltigen Wangen und einem schweren, intelligenten Blick.
»Mir ist da eine Idee gekommen«, sagte Joona danach langsam und begegnete Sagas Blick. »Wenn wir die Bildqualität verschlechtern und das Foto so bearbeiten, dass Pontus Salman nicht mehr zu erkennen ist …«
Er verstummte und verfolgte den Gedankengang schweigend weiter.
»Was erreichen wir damit?«, fragte Saga.
»Er weiß nicht, dass wir im Besitz eines scharfen Originals sind, oder?«
»Nein, das kann er nicht wissen, er nimmt garantiert an, dass wir alles getan haben, um die Schärfe zu verbessern und nicht umgekehrt.«
»Genau, wir haben nichts unversucht gelassen, um die vier Personen auf dem Bild zu identifizieren, es aber nur bei dreien geschafft, denn die vierte steht ein wenig abgewandt und das Gesicht ist einfach zu unscharf.«
»Du meinst, dass wir ihm die Möglichkeit geben sollen, uns anzulügen«, sagte Saga. »Zu lügen und zu behaupten, dass er nicht dort war, sich nicht mit Palmcrona, Agathe al-Haji und Raphael Guidi getroffen hat.«
»Denn wenn er leugnet, dass er dort war, ist das Treffen an sich der heikle Punkt.«
»Und wenn er erst einmal anfängt zu lügen, sitzt er in der Falle.«
Kurz hinter der Ortschaft Handen fahren sie ab, nehmen die Straße

Richtung Jordbro und kommen in ein Industriegebiet, das von einem stillen Wald umsäumt wird.
Der Firmensitz von Silencia Defence ist ein mattgrauer und anonymer Betonbau mit einem sterilen, nahezu keuschen Aussehen.
Joona betrachtet das riesige Gebäude, lässt den Blick sachte über die schwarzen Fensterreihen und die getönten Scheiben schweifen und denkt nochmals an die Aufnahme von den vier Personen in der Loge, das Foto, das eine Kette von Gewalt ausgelöst hat, an deren Ende eine getötete Frau und eine trauernde Mutter stehen. Möglicherweise sind auch Penelope Fernandez und Björn Almskog wegen dieses Bilds gestorben.
Er steigt aus dem Wagen, spürt, wie sich die Muskeln in seinem Kiefer anspannen, als er daran denkt, dass sich Pontus Salman, eine der Personen auf dem rätselhaften Foto, in diesem Augenblick in dem Gebäude vor ihm aufhält.
Die Fotografie ist kopiert und das Original an das Staatliche Kriminaltechnische Labor in Linköping geschickt worden. Tommy Kofoed hat die Kopie so bearbeitet, dass sie alt und abgewetzt aussieht. Eine Ecke fehlt, und an einer zweiten sieht man die Reste eines Klebestreifens. Kofoed hat dafür gesorgt, dass Pontus Salmans Gesicht und eine Hand verwischt sind, er sich scheinbar im Moment der Aufnahme bewegt hat.
Salman wird glauben, dass er – ausgerechnet er – das Glück hatte, verschwommen, unkenntlich zu erscheinen. Nichts deutet auf seine Teilnahme an dem Treffen mit Raphael Guidi, Carl Palmcrona und Agathe al-Haji hin. Er muss nur leugnen, dass er die vierte Person auf dem Foto ist. Es ist nicht einmal strafbar, sich auf einem unscharfen Bild nicht zu erkennen und sich nicht mehr zu erinnern, dass man sich mit gewissen Personen getroffen hat.
Joona geht zum Eingang.
Aber wenn er es leugnet, wissen wir, dass er lügt und uns etwas verheimlichen will.
Die Luft ist drückend heiß und schwül.
Saga nickt Joona zu, ihr Blick ist ernst, als sie durch die schweren, glänzenden Türen treten.
Und fängt Salman erst einmal an zu lügen, denkt Joona, werden wir dafür sorgen, dass er weiterlügt und sich immer mehr in seiner Lüge

verstrickt, bis er feststeckt.
Sie haben einen großen, kühlen Empfangsbereich betreten.
Wenn Pontus Salman sich das Bild ansieht und verneint, dass er die Person identifizieren kann, werden wir sagen, wie schade es ist, dass er uns nicht weiterhelfen kann, fährt Joona in Gedanken fort. Wir werden uns darauf vorbereiten zu gehen, dann jedoch innehalten und ihn bitten, sich das Foto noch ein letztes Mal mit einer Lupe anzusehen. Der Kriminaltechniker hat dafür gesorgt, dass an der herunterhängenden Hand ein Siegelring noch deutlich zu erkennen ist. Wir werden Pontus Salman fragen, ob er vielleicht die Kleider, die Schuhe oder den Ring am kleinen Finger erkennt. Dadurch wird er natürlich gezwungen, auch das zu verneinen, und seine Lügen werden daraufhin Grund genug sein, um ihn zu einer Vernehmung mitzunehmen, Grund genug, ihn unter Druck zu setzen.
Hinter der Rezeption leuchtet ein rotes Emblem mit dem Namen des Unternehmens und einem schlangengleichen Firmensymbol voller Runen.
»Er kämpfte, solange er Waffen hatte«, sagt Joona.
»Du kannst Runen lesen?«, fragt Saga ungläubig.
Joona zeigt auf das Schild mit der Übersetzung und wendet sich anschließend dem Empfang zu, hinter dem ein blasser Mann mit schmalen, trockenen Lippen sitzt.
»Pontus Salman«, sagt Joona kurz.
»Haben Sie einen Termin?«
»Um zwei«, antwortet Saga.
Der Mann am Empfang schaut in seine Unterlagen, blättert und liest etwas.
»Ja, genau«, sagt er leise und blickt auf. »Herr Salman kann den Termin leider nicht wahrnehmen.«
»Das hat uns keiner mitgeteilt«, erwidert Saga. »Wir brauchen seine Hilfe bei …«
»Es tut mir wirklich leid.«
»Rufen Sie ihn an und informieren Sie ihn von dem Missverständnis«, meint Saga.
»Ich kann es versuchen, aber ich glaube eigentlich nicht … er ist nämlich in einer Besprechung.«

»Im vierten Stock«, wirft Joona ein.
»Im fünften«, entgegnet der Mann unwillkürlich.
Saga setzt sich in einen der Sessel. Sonnenstrahlen fallen durch die großen Fensterscheiben herein und verbreiten sich wie ein Feuer in ihrem Haar. Joona bleibt stehen, während der Rezeptionist den Hörer an sein Ohr hält und eine Nummer im Computer markiert. Es klingelt viele Male, und der Mann schüttelt bedauernd den Kopf.
»Legen Sie auf«, sagt Joona. »Wir überraschen ihn einfach.«
»Überraschen«, wiederholt der Rezeptionist mit unsicherem Blick.
Joona geht ohne Umschweife zu einer Glastür, die zu einem Korridor führt, und öffnet sie.
»Sie brauchen nicht Bescheid zu sagen, dass wir kommen«, sagt er lächelnd.
Die Wangen des jungen Rezeptionisten sind von hektischen roten Flecken übersät. Saga steht von der Couch auf und folgt Joona.
»Warten Sie«, versucht der Mann sie aufzuhalten. »Ich will mal schauen, ob ich …«
Sie gehen den Korridor hinunter, betreten den wartenden Aufzug und drücken auf die Fünf. Die Türen schließen sich hinter ihnen, und sie fahren lautlos nach oben.
Als sich die Aufzugtüren öffnen, erwartet Pontus Salman sie bereits. Er ist ein Mann um die vierzig mit einem etwas erschlafften Gesicht, oder vielmehr Mienenspiel.
»Willkommen«, sagt er ziemlich leise.
»Danke«, erwidert Joona.
Pontus Salmans Augen mustern die beiden Polizisten.
»Ein Kommissar und eine Märchenprinzessin«, stellt er fest.
Während sie ihm durch einen langen Korridor folgen, geht Joona in Gedanken noch einmal ihre Falle durch.
Joona spürt, dass ihm ein kalter Schauer über den Rücken läuft – als würde Viola Fernandez in ihrem Kühlfach in der Pathologie in diesem Moment die Augen öffnen und ihn erwartungsvoll ansehen.
Die Fensterscheiben im Flur sind dunkel getönt und erzeugen ein Gefühl von Zeitlosigkeit. Es ist ein sehr großes Büro mit einem Schreibtisch aus Ulmenholz und einer hellgrauen Sitzgruppe um einen schwarzen Glastisch.

Sie nehmen in den Sesseln Platz. Pontus Salman lächelt freudlos, presst die Fingerspitzen seiner Hände gegeneinander und fragt:
»Worum geht’s?«
»Ist Ihnen bekannt, dass Carl Palmcrona von der Staatlichen Waffenkontrollbehörde tot ist?«, fragt Saga.
Salman nickt zweimal.
»Selbstmord, habe ich gehört.«
»Die Ermittlungen sind noch nicht abgeschlossen«, erklärt Saga freundlich. »Wir sind dabei, ein Foto zu untersuchen, das wir gefunden haben, und es liegt uns viel daran, die Personen darauf zu identifizieren.«
»Drei von ihnen sind deutlich zu erkennen, aber die vierte ist leider sehr unscharf«, ergänzt Joona.
»Wir möchten, dass Sie Ihre Belegschaft einen Blick auf die Aufnahme werfen lassen, vielleicht erkennt ja jemand den Mann. Eine Hand ist zum Beispiel scharf.«
»Verstehe«, sagt Salman und spitzt die Lippen.
»Eventuell kann jemand aus dem Kontext erschließen, wer es sein könnte«, fährt Saga fort. »Einen Versuch ist es jedenfalls wert.«
»Wir sind bei Patria und Saab Bofors Dynamics gewesen«, sagt Joona. »Aber dort kannte keiner die Person.«
In Pontus Salmans abgekämpftem Gesicht lassen sich keine Gefühle ablesen. Joona fragt sich, ob er Tabletten nimmt, die dafür sorgen, dass er sich ruhig und selbstsicher fühlt. Sein Blick hat etwas eigenartig Lebloses, als gäbe es keine Beziehung zwischen Mimik und Emotionen, es gibt einen ausweichenden Kern, der den Eindruck völliger Abgewandtheit erweckt.
»Sie scheinen der Meinung zu sein, dass es wichtig ist«, sagt Salman und legt ein Bein über das andere.
»Ja«, antwortet Saga.
»Darf ich dieses seltsame Foto mal sehen?«, fragt Pontus Salman in seinem leichten, unpersönlichen Tonfall.
»Außer Palmcrona haben wir den Waffenhändler Raphael Guidi identifiziert«, erläutert Joona, »sowie Agathe al-Haji, die Sicherheitsberaterin von Präsident al-Bashir … die vierte Person hat bisher keiner erkannt.«
Joona hält Salman die Plastikhülle mit dem Foto hin. Saga zeigt auf die

verschwommene Person am Logenrand. Joona sieht ihren wachen Blick, wie sie sich konzentriert, um jedes Nervenzucken, jedes Zittern bei Salman zu registrieren, falls er lügen sollte.
Salman befeuchtet erneut seine Lippen, seine Wangen erblassen, dann aber lächelt er, tippt auf das Foto und sagt:
»Das bin ja ich!«
»Sie?«
»Ja«, bestätigt er lachend, sodass seine kindlichen Schneidezähne sichtbar werden.
»Aber …«
»Wir haben uns in Frankfurt getroffen«, fährt er mit einem zufriedenen Lächeln fort. »Haben uns ein wunderbares Konzert … Ich weiß nicht mehr, was sie gespielt haben, Beethoven, glaube ich …«
Joona versucht, dieses unerwartete Geständnis zu verarbeiten, und räuspert sich kurz.
»Sie sind sich vollkommen sicher?«
»Ja«, antwortet Salman.
»Dann hätten wir das Rätsel also gelöst«, bemerkt Saga in einem Tonfall, der nicht einmal andeutungsweise ihre Enttäuschung verrät.
»Ich sollte mich vielleicht beim Staatsschutz bewerben«, scherzt Salman.
»Worum ging es bei diesem Treffen?«, sagt Joona. »Darf man das fragen?«
»Aber sicher«, antwortet Salman lachend und sieht Joona an. »Das Foto ist im Frühjahr 2008 entstanden, wir haben eine Lieferung von Munition in den Sudan besprochen. Agathe al-Haji verhandelte für die dortige Regierung. Die Region musste nach dem Friedensabkommen 2005 stabilisiert werden. Die Verhandlungen waren ziemlich weit gediehen, aber angesichts dessen, was im Frühjahr 2009 passiert ist, war dann doch alles für die Katz. Wir waren erschüttert, nun ja, Sie verstehen … Danach haben wir natürlich keinen Kontakt mehr zum Sudan gehabt.«
Joona sieht Saga an, weil er keine Ahnung hat, was im Frühjahr 2009 geschehen ist. Ihr Gesicht ist vollkommen neutral, und er beschließt, nicht zu fragen.
»Wir oft haben Sie sich getroffen?«, erkundigt sich Joona.
»Nur dieses eine Mal«, antwortet Salman. »So gesehen mag man es ein wenig verwunderlich finden, dass der Direktor der Kontrollbehörde eine

Einladung zu einem Glas Champagner annimmt.«
»Finden Sie?«, fragt Saga.
»Es gab doch nichts zu feiern … aber vielleicht hatte er ja einfach Durst«, erwidert Salman.

50

Das Versteck

Penelope und Björn wissen nicht, wie lange sie sich schon still in der tiefen Felsspalte versteckt halten. Bis zur zweiten Nacht haben sie zusammengekauert im Schatten unter dem Stamm einer umgeknickten Kiefer gesessen.
Sie hatten nicht mehr die Kraft, weiterzufliehen, ihre Körper waren völlig erschöpft, sie haben abwechselnd geschlafen und Wache gehalten. Ihr Verfolger hatte jeden ihrer Schritte vorhergesehen, doch nun ist das Gefühl seiner unmittelbaren Nähe verschwunden, er ist lange seltsam still geblieben. Diese magnetische Wahrnehmung im Rücken, diese schauderhafte Ahnung, dass jemand dicht hinter ihnen lief, war bereits verschwunden, als sie die Straße verlassen hatten, die zu den Siedlungen führte, als sie die spontane Entscheidung trafen, sich in den Wald zu schlagen, sich von Menschen und Festland zu entfernen.
Penelope weiß nicht, ob es ihr gelungen ist, auf dem Anrufbeantworter ihrer Mutter eine Nachricht zu hinterlassen.
Aber schon bald müsste trotz allem jemand Björns Boot finden, denkt sie. Und dann wird die Polizei nach uns suchen.
Sie müssen sich nur verstecken, damit ihr Verfolger sie nicht findet.
Die runden Felsen sind mit grünem Moos bewachsen, aber in der Spalte ist der Stein nackt und an manchen Stellen sickert klares Wasser heraus. Sie haben Wasser aufgeleckt und sich erneut im Schatten versteckt. Es ist ein sehr heißer Tag gewesen, sie haben ganz still gesessen und gekeucht, aber gegen Abend, als die heiße Sonne hinter den Bäumen verschwunden war, sind sie wieder eingeschlafen.
In Penelopes Gehirn vermischen sich Träume und schlummernde Erinnerungen. Sie hört Viola auf ihrer winzigen Geige mit den kleinen Aufklebern, die den Fingersatz markieren, »Morgen kommt der Weihnachtsmann« spielen und sieht, wie ihre Schwester sich mit rosa Lidschatten schminkt und vor dem Spiegel die Wangen einzieht.
Als Penelope erwacht, ringt sie heftig nach Luft.
Björn hat die Arme um seine Knie geschlungen und zittert.

Als die dritte Nacht verblasst, halten sie es nicht länger aus, sie sind so hungrig und schwach, dass sie ihr Versteck verlassen und weitergehen müssen.
Es ist fast Morgen, als Björn und Penelope das Ufer erreichen. Rote Sonnenstrahlen werden als glühende Streifen an den Rändern der langen Wolkenschleier aufgefangen. Das Wasser liegt in der Dämmerung ruhig und glatt. Zwei Höckerschwäne treiben nebeneinander auf dem Wasser. Ruhig gleiten sie mit langsam paddelnden Füßen hinaus.
Björn streckt die Hand aus, um Penelope zum Wasser zu führen. Plötzlich geben seine Beine vor Müdigkeit nach, er taumelt, rutscht aus, stützt sich mit der Hand auf einen Stein und rappelt sich wieder auf. Penelope stiert ins Leere, während sie ihre Schuhe auszieht, sie miteinander verknotet und sich um den Hals hängt.
»Komm«, flüstert Björn. »Wir schwimmen, denk nicht nach, tu es einfach.«
Penelope will ihn bitten zu warten, weil sie nicht weiß, ob ihre Kräfte ausreichen werden, aber er ist schon auf dem Weg ins Meer. Sie schaudert und blickt zu der Insel auf der anderen Seite des Wassers hinüber, die noch weiter draußen in den Stockholmer Schären liegt.
Sie watet hinter ihm hinaus und spürt, wie sich das kühle Wasser um Waden und Hüften schließt. Der Grund ist steinig und glatt, und das Wasser wird unter ihr rasch tiefer. Ihr bleibt keine Zeit für Zweifel, sie gleitet einfach hinein.
Mit schmerzenden Armen und schweren Kleidern schwimmt sie auf das andere Ufer zu. Björn ist schon weit vor ihr.
Es ist anstrengend, jeder Schwimmzug erscheint ihr schier unerträglich, ihre Muskeln wollen sich einfach nur ausruhen.
Die Insel Kymmendö liegt vor ihnen wie ein sandiger Wall. Sie tritt mit ihren müden Beinen, kämpft weiter und hält sich über Wasser. Plötzlich wird sie von den ersten Sonnenstrahlen über den Bäumen geblendet, sie stechen ihr in den Augen, und sie hört auf zu schwimmen. Es ist kein Krampf, aber ihre Arme können nicht mehr, geben einfach auf. Es geht nur um ein paar Sekunden, aber die nassen Kleider ziehen sie unter die Oberfläche, noch ehe die Arme ihr wieder gehorchen. Als sie hochkommt und nach Luft schnappt, hat sie große Angst, Adrenalin wird durch ihren Körper gepumpt, sie atmet schnell und hat die Orientierung

verloren, sieht um sich herum nur Meer. Verzweifelt tritt sie Wasser und dreht sich im Kreis, verbietet sich selbst, zu schreien, und entdeckt schließlich Björns auf und ab wippenden Kopf kurz über der Wasseroberfläche, in fünfzig Meter Entfernung. Penelope schwimmt weiter, weiß aber nicht, ob sie es bis zu der anderen Insel schaffen wird. Die Schuhe um ihren Hals behindern ihre Schwimmzüge, und sie versucht, sie loszuwerden, aber sie verhaken sich in ihrem Kruzifix. Dann reißt die dünne Kette, und das Kruzifix verschwindet mit den Schuhen im Wasser.
Sie schwimmt weiter, spürt die harten Schläge ihres Herzens, nimmt vage wahr, dass Björn weit vor ihr an Land krabbelt.
Wasser spritzt ihr in die Augen, dann sieht sie Björn am Ufer stehen. Er hält Ausschau nach ihr, obwohl er sich lieber verstecken sollte. Ihr Verfolger könnte sich in diesem Moment an Ornös nördlichem Ufer aufhalten, er könnte irgendwo hinter ihnen stehen und das Gelände mit einem Fernglas absuchen.
Penelopes Bewegungen werden langsamer und schwächer, sie spürt die Schwere und Trägheit in den Beinen, als sich die Milchsäure in den Muskeln der Oberschenkel ausbreitet. Das Schwimmen fällt ihr immer schwerer, das letzte Stück erscheint unüberbrückbar. Björns Augen sind ängstlich, er watet ins Wasser zurück, ihr entgegen, als sie sich dem Ufer nähert. Sie will schon aufgeben, macht aber doch noch ein paar Schwimmzüge und noch ein paar und spürt endlich unter sich den Grund. Björn ist im Wasser, greift nach ihrer Hand, zieht sie an sich und schleift sie auf den steinigen Sandstrand hinauf.
»Wir müssen uns verstecken«, keucht sie.
Er hilft ihr zwischen die Fichten, sie spürt ihre Beine und Füße nicht mehr und friert so sehr, dass sie am ganzen Leib zittert. Sie bewegen sich tiefer in den Wald hinein und bleiben erst stehen, als sie das Meer nicht mehr sehen. Erschöpft sinken sie ins Moos und Blaubeergestrüpp und umarmen sich, während ihre Atemzüge ruhiger werden.
»So geht das nicht«, wimmert sie.
»Wir helfen uns gegenseitig.«
»Ich friere, wir müssen trockene Kleider auftreiben«, stottert Penelope mit klappernden Zähnen an Björns kalter Brust.
Sie rappeln sich auf, und er stützt sie, als sie auf steifen Beinen durch

den Wald gehen. Björns nasse Turnschuhe quietschen bei jedem Schritt. Penelopes nackte Füße leuchten weiß auf dem Erdboden. Nass und kalt hängt der Trainingsanzug an ihrem Körper. Schweigend suchen sie sich einen Weg nach Osten, fort von Ornö. Zwanzig Minuten später erreichen sie das andere Ufer. Die Sonne steht schon hoch und glitzert blendend auf dem glatten Meer. Die Luft wird wärmer. Penelope bleibt vor einem Tennisball stehen, der im hohen Gras liegt. Gelblich grün und seltsam fremd erscheint er ihr. Erst als sie erneut aufblickt, entdeckt sie das Haus. Fast verschwunden hinter einer dichten Hecke aus Fliedersträuchern liegt ein kleines rotes Haus mit einer schönen Veranda zum Wasser hin. Die Vorhänge sind in allen Fenstern zugezogen, und in der Laube steht eine Hollywoodschaukel ohne Polster. Das Gras ist hoch, ein abgebrochener Ast von einem alten Apfelbaum liegt quer auf dem Weg aus hellgrauen Pflastersteinen.
»Es ist keiner zu Hause«, flüstert Penelope.
Sie schleichen sich näher an das Haus heran, bleiben auf Hundegebell oder wütende Rufe gefasst. Sie blicken zwischen den Vorhängen hinein, gehen um die Ecke und versuchen vorsichtig, die Haustür zu öffnen. Sie ist abgeschlossen, und Penelope schaut sich um.
»Wir müssen da rein, wir müssen uns ausruhen«, sagt Björn. »Wir werden ein Fenster einschlagen müssen.«
An der Wand steht ein Tontopf, in dem eine kleine Pflanze mit schmalen blassgrünen Blättern wächst. Penelope steigt süßer Lavendelduft in die Nase, als sie sich bückt und einen Stein aus dem Topf nimmt. Er ist aus Plastik und an seiner Unterseite befindet sich ein kleiner Deckel. Sie nimmt ihn ab, zieht den Schlüssel heraus und legt den Plastikstein in den Topf zurück.
Sie schließen auf und gelangen in einen Flur mit einem Fußboden aus Kieferdielen. Penelope spürt, wie ihre Beine zittern, sie sind kurz davor nachzugeben. Tastend sucht ihre Hand nach Halt. An den Wänden hängen plüschige Medaillontapeten. Penelope ist derart müde und hungrig, dass ihr das Haus so unwirklich erscheint wie ein Lebkuchenhaus. Überall hängen gerahmte Fotos mit Widmungen. Unterschriften und Grüße, geschrieben mit Goldstift oder schwarzer Tinte. Die Gesichter kennt sie aus schwedischen Fernsehprogrammen: Siewert Öholm, Bengt Bedrup, Kjell Lönnå, Arne Hegerfors, Magnus

Härenstam, Malena Ivarsson, Jacob Dahlin.
Sie gehen weiter in das Haus hinein, durch ein Wohnzimmer und in die Küche, ihre Augen halten unstet Ausschau.
»Hier können wir nicht bleiben«, flüstert Penelope.
Björn geht zum Kühlschrank und öffnet ihn. Er ist mit frischen Lebensmitteln gefüllt. Das Haus ist offenbar doch nicht so verlassen, wie sie angenommen haben. Björn schaut sich um und holt Käse, eine halbe Salami und die Milchtüte aus dem Kühlschrank. In der Vorratskammer findet Penelope ein Baguette und ein Paket Cornflakes. Fiebrig reißen sie das Brot in Stücke, reichen sich abwechselnd den Käse und verspeisen große Bissen, die sie mit dem Brot herunterschlingen. Björn trinkt gierig direkt aus der Milchtüte, die Milch läuft ihm aus den Mundwinkeln den Hals herab. Penelope isst Pfeffersalami und Flakes, nimmt die Milchtüte an, trinkt und verschluckt sich, muss husten und trinkt weiter. Sie lächeln sich nervös an, ziehen sich vom Fenster zurück und essen, bis sie ruhiger werden.
»Bevor wir weitergehen, müssen wir frische Kleider finden«, sagt Penelope.
Während sie das Haus durchsuchen, regt sich nach und nach das eigentümlich kribbelnde Gefühl in ihnen, das man bekommt, wenn einem vom Essen warm wird. Der Kreislauf kommt in Schwung, das Herz schlägt fest, der Magen schmerzt, das Blut fließt in den Adern.
Im größten Schlafzimmer mit einer Glastür zur Fliederlaube gibt es eine Schrankwand mit Spiegeltüren. Penelope öffnet die Schiebetür.
»Was ist denn das?«
Der große Schrank ist vollgestopft mit seltsamen Kleidern. Goldene Jacketts, schwarz glitzernde Paillettengürtel, ein gelber Smoking und eine taillenlange, flauschige Pelzjacke. Verblüfft wühlt Penelope in jeder Menge Stringbadehosen und durchsichtigen, getigerten, tarngemusterten und gestrickten Tangaslips.
Sie öffnet die zweite Schranktür, findet einfachere Kleider, Pullover, Jacken und Hosen. Sie sucht eilig und rafft einige Kleidungsstücke zusammen. Zittrig zieht sie die durchnässte Trainingshose und die Bikinihose aus, streift die enge Kapuzenjacke und das schmutzige Bikinioberteil ab.
Im Spiegel sieht sie sich plötzlich selbst. Sie ist voller blauer Flecken,

ihre Haare hängen in schwarzen Strähnen, sie hat Wunden im Gesicht, Abschürfungen und blaue Flecken an den Schienbeinen, sie blutet immer noch aus einer Wunde am Oberschenkel, und ihre Hüfte ist nach dem Sturz den steilen Hang hinunter aufgeschürft.
Sie zieht eine zerknitterte Anzughose, ein T-Shirt mit der Aufschrift »Esst mehr Haferbrei« und einen Strickpullover an. Der Pullover ist groß und reicht ihr bis zu den Knien. Ihr wird noch wärmer, und ihr Körper will sich entspannen. Plötzlich bricht sie in Tränen aus, beruhigt sich aber schnell wieder, wischt sich die Tränen von den Wangen und geht in den Flur, um nach Schuhen zu suchen. Sie findet ein Paar blauer Gummistiefel und kehrt ins Schlafzimmer zurück. Sie sieht, dass Björn lehmverschmiert und nass ist. Er zieht eine lila Velourhose durch den Schmutz. Seine Füße sehen furchtbar aus, erdig und voller Wunden, wo er geht, hinterlässt er eine Blutspur auf dem Boden. Er zieht ein blaues T-Shirt und ein schmales hellblaues Lederjackett mit breiten Aufschlägen an.
Penelope kommen wieder die Tränen, sie quellen hervor, und sie ist zu müde, hat einfach nicht mehr die Kraft, gegen sie anzukämpfen. In ihren Tränen liegt das ganze Grauen ihrer kopflosen Flucht.
»Was geht hier nur vor?«, jammert sie.
»Ich weiß es nicht«, flüstert Björn.
»Wir haben sein Gesicht nicht gesehen. Was will er? Was zum Teufel will er eigentlich? Ich kapiere gar nichts. Warum verfolgt er uns? Warum will er uns etwas antun?«
Sie wischt sich mit dem Ärmel ihres Pullovers die Tränen aus dem Gesicht.
»Ich denke«, fährt sie fort, »ich meine … stell dir vor, Viola hat etwas getan, etwas angestellt. Du weißt doch, ihr Typ, Sergej, mit dem sie Schluss gemacht hat, vielleicht ist der ja kriminell, ich weiß, dass er mal als Türsteher gejobbt hat.«
»Penny …«
»Ich meine ja nur, Viola ist so … vielleicht hat sie etwas getan, was man nicht tun darf.«
»Nein«, flüstert Björn.
»Was heißt hier nein, woher wollen wir das wissen, du brauchst mich nicht zu trösten.«

»Ich muss …«
»Er … dieser Mann, der uns verfolgt … vielleicht will er nur mit uns reden. Ich weiß, dass das nicht stimmt, ich meine nur, dass … ich weiß nicht, was ich meine.«
»Penny«, sagt Björn ernst. »Alles, was passiert ist, ist meine Schuld.«
Er sieht sie an. Seine Augen sind rot unterlaufen, seine Wangen zeichnen sich rot auf dem bleichen Gesicht ab.
»Was sagst du da? Was sagst du denn da?«, fragt sie leise.
Er schluckt.
»Ich habe eine schreckliche Dummheit begangen, Penny.«
»Was hast du getan?«
»Dieses Foto«, antwortet er. »Es geht die ganze Zeit um das Foto.«
»Welches Foto? Das von Palmcrona und Raphael Guidi?«
»Ja, ich habe mich bei Palmcrona gemeldet«, antwortet Björn. »Ich habe ihm von dem Bild erzählt und ihm gesagt, dass ich Geld haben will, aber …«
»Nein«, flüstert sie abrupt.
Penelope starrt ihn an, rückt von ihm ab und kippt versehentlich das Nachttischchen mit dem Wasserglas und dem Radiowecker um.
»Penny …«
»Nein, still«, unterbricht sie ihn mit lauter Stimme. »Ich kapiere gar nichts. Was sagst du da? Was zum Teufel sagst du denn da? Du kannst doch nicht … du kannst doch nicht … Sag mal, spinnst du, hast du Palmcrona erpresst? Hast du ausgenutzt, dass …«
»Aber jetzt hör mir doch mal zu! Es war falsch, ich weiß, er hat das Bild, ich habe ihm das Foto zugeschickt.«
Es wird still. Penelope versucht zu verstehen, was er gesagt hat. Wirre Gedanken schießen ihr durch den Kopf. Sie kämpft darum zu verstehen, was Björn ihr gerade gestanden hat.
»Das ist mein Foto«, sagt sie langsam und versucht, klar zu denken. »Es könnte wichtig sein. Es ist möglicherweise ein wichtiges Bild. Ich habe es vertraulich bekommen, es könnte jemanden geben, der etwas weiß, das …«
»Ich wollte doch nur nicht das Boot verkaufen müssen«, flüstert er und scheint den Tränen nahe zu sein.
»Aber irgendwie kapiere ich das nicht … Du hast das Foto Palmcrona

geschickt?«
»Weil ich musste, Penny, weil mir klar wurde, dass ich einen Fehler gemacht hatte … ich musste ihm das Bild geben.«
»Aber … ich muss es haben«, sagt sie. »Begreifst du das nicht? Stell dir vor, die Person, die mir das Foto geschickt hat, meldet sich wieder bei mir und will es zurückhaben. Hier geht es um wichtige Dinge, schwedische Waffenexporte, nicht um dein Geld oder um uns, das ist kein Spiel, Björn.«
Penelope sieht ihn verzweifelt an, und ihre Stimme wird immer gellender.
»Hier geht es um Menschen, um ihr Leben. Ich bin enttäuscht«, sagt sie mit Nachdruck. »Ich bin so verdammt wütend auf dich, ich könnte dich schlagen, ich halte das nicht mehr aus.«
»Aber Penny, ich wusste doch nichts«, erwidert er. »Woher sollte ich das wissen? Du hast mir nichts gesagt, du hast gesagt, das Foto sei peinlich für Palmcrona, du hast nicht gesagt, dass …«
»Was spielt das denn jetzt für eine Rolle?«, unterbricht sie ihn.
»Ich dachte doch nur, dass …«
»Halt's Maul!«, schreit sie. »Ich will deine Ausflüchte nicht hören, du bist ein Erpresser, ein gieriger kleiner Erpresser, ich kenne dich nicht, und du kennst mich nicht.«
Sie verstummt, und die beiden stehen sich eine Weile gegenüber. Über dem Wasser ruft eine Möwe, und weitere Möwen stimmen ein wie klagende Echos.
»Wir müssen weiter«, sagt Björn kraftlos.
Penelope nickt und hört in der nächsten Sekunde, dass die Haustür geöffnet wird. Ohne Blicke zu wechseln, bewegen sie sich rückwärts, ins Schlafzimmer. Sie hören jemanden Schritt für Schritt näher kommen. Björn versucht, die Verandatür zu öffnen, aber sie ist abgeschlossen. Penelope löst mit zitternden Händen die Fensterhaken, aber für eine Flucht ist es bereits zu spät.

51

Wer das Spiel gewinnt

Penelope ringt nach Luft. Im Türrahmen zum Schlafzimmer steht ein Mann. Björn sucht nach etwas, womit er sich verteidigen kann.
»Was zum Teufel macht ihr denn hier?«, fragt der Mann mit heiserer Stimme.
Penelope erkennt, dass er nicht ihr Verfolger, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach der Hausbesitzer ist, ein kleiner, breiter und etwas übergewichtiger Mann. Sein Gesicht kommt ihr vage bekannt vor, als hätte sie ihn vor vielen Jahren einmal gesehen.
»Fixer?«, fragt er interessiert.
Plötzlich wird ihr klar, wer der Mann ist. Sie sind bei Ossian Wallenberg eingebrochen. Vor zehn Jahren war er ein beliebter Fernsehmoderator. Leichte Unterhaltung am Wochenende – »Der goldene Freitag, Die Wände hoch, Der Löwenabend«. Bei Ossian Wallenberg gab es immer Spiele, Preise hinter glitzernden Luken und prominente Gäste. Jeder »Goldene Freitag« endete auf die gleiche Art – damit, dass Ossian seinen Studiogast hochstemmte. Grinsend und mit rotem Gesicht. Penelope erinnert sich, dass sie in ihrer Kindheit gesehen hat, wie er Mutter Teresa hochhob. Die zierliche alte Frau schien panische Angst zu haben. Damals war Ossian Wallenberg für seine goldenen Haare und extravaganten Kleider, aber auch für seine spitzfindigen Gemeinheiten berühmt gewesen.
»Wir hatten einen Unfall«, sagt Björn. »Wir müssen die Polizei anrufen.«
»So, so«, erwidert Ossian gleichgültig. »Ich habe leider nur ein Handy.«
»Wir müssen es uns kurz leihen, es ist dringend.«
Ossian zieht sein Telefon heraus, wirft einen Blick darauf und schaltet es aus.
»Was tun Sie da?«, fragt Penelope.
»Ich tue verdammt noch mal, was ich will«, antwortet er.
»Aber wir müssen wirklich dringend telefonieren«, sagt sie.
»Dann braucht ihr wohl meinen PIN-Code«, erklärt Ossian.

»Was soll das?«
Er lehnt sich gegen den Türpfosten und betrachtet die beiden eine Weile.
»Wer hätte gedacht, dass ein paar Fixer den Weg in mein bescheidenes Heim finden.«
»Wir sind keine …«
»Wen interessiert's«, unterbricht Ossian sie.
»Mir reicht's«, sagt Penelope zu Björn.
Sie will gehen, aber Björn sieht sehr müde aus, seine Wangen und Lippen sind bleich, er muss sich mit der Hand an der Wand abstützen.
»Es tut uns leid, dass wir in Ihr Haus eingebrochen sind«, sagt Björn.
»Wir werden alles bezahlen, was wir uns genommen haben, aber jetzt müssen Sie uns bitte Ihr Handy leihen, es handelt sich um einen Notfall und …«
»Und wie heißt du?«, unterbricht Ossian ihn lächelnd.
»Björn.«
»Das Jackett steht dir gut, Björn, aber hast du die Krawatte nicht gesehen? Es gibt dazu eine passende Krawatte.«
Ossian geht zum Kleiderschrank, holt eine blaue Lederkrawatte im gleichen Farbton wie das Jackett heraus und bindet sie Björn bedächtig um den Hals.
»Rufen Sie selbst die Polizei«, sagt Penelope. »Sagen Sie, dass Sie zwei Einbrecher auf frischer Tat ertappt haben.«
»Das macht keinen Spaß«, antwortet Ossian schmollend.
»Was wollen Sie eigentlich?«, fragt sie.
Er weicht einige Schritte zurück und mustert die Eindringlinge.
»Ich mag sie nicht«, sagt Ossian Wallenberg zu Björn. »Aber du bist schick, mein Jackett steht dir ganz ausgezeichnet. Soll sie doch ruhig den hässlichen Pullover anlassen. Stimmt's? Sie sieht nicht wie eine Schwedin aus, sie sieht aus wie …«
»Hören Sie auf«, sagt Björn.
Ossian Wallenberg geht mit wütender Miene zu ihm und schlägt mit geballter Faust vor Björns Gesicht durch die Luft.
»Ich weiß, wer Sie sind«, sagt Penelope.
»Gut«, erwidert Ossian schmunzelnd.
Björn sieht erst sie und danach den Mann fragend an. Penelope ist schlecht, sie setzt sich aufs Bett und versucht, ruhig zu atmen.

»Warte mal«, sagt Ossian. »Ich weiß auch, wer du bist … ich habe dich im Fernsehen gesehen, ich erkenne dich.«
»Ich habe an ein paar Fernsehdiskussionen teilgenommen …«
»Und jetzt bist du tot«, erklärt er lächelnd.
Bei diesen Worten spannt sich ihr ganzer Körper an und wird wachsam. Sie versucht zu verstehen, was er meint, und ihre Augen suchen unwillkürlich nach einem Fluchtweg. Björn steht an die Wand gelehnt und sinkt zu Boden. Sein Gesicht ist leichenblass, er bekommt kein Wort heraus.
»Wenn Sie uns nicht helfen wollen«, setzt Penelope an, »dann fragen wir jemand anderen, der …«
»Aber ich will ja, natürlich will ich euch helfen«, unterbricht er sie.
Ossian geht in den Flur hinaus, kehrt mit einer Plastiktüte zurück und zieht eine Stange Zigaretten und eine Zeitung heraus. Er wirft die Zeitung aufs Bett und geht mit der Tüte und den Zigaretten in die Küche.
Auf der Titelseite der Zeitung erblickt Penelope ein Bild von sich, eine größere Aufnahme von Viola und ein Foto von Björn. Über Violas Bild steht »tot« und über den beiden anderen »vermisst«.
»Bootsdrama – drei Todesopfer befürchtet«, lautet die Schlagzeile.
Penelope denkt an ihre Mutter, sieht sie vor sich, furchtbar ängstlich, verheult. Ganz still, die Arme um sich geschlungen, wie im Gefängnis.
Der Boden knarrt, und Ossian Wallenberg kehrt ins Schlafzimmer zurück.
»Wir machen ein Quiz«, erklärt er eifrig.
»Wie meinen Sie das …«
»Verdammt, habe ich jetzt Lust auf ein Quiz!«
»Ein Quiz?«, fragt Björn unsicher lächelnd.
»Weißt du nicht, was ein Quiz ist?«
»Doch, aber …«
Penelope sieht Ossian Wallenberg an und erkennt, wie gefährdet sie sind, solange kein Mensch weiß, dass sie noch leben, solange keiner weiß, was passiert ist. Er könnte sie ohne Weiteres töten, weil ohnehin schon alle glauben, dass sie tot sind.
»Er will seine Macht austesten«, sagt Penelope.
»Geben Sie uns das Telefon und den PIN-Code, wenn wir mitmachen?«, fragt Björn.

»Nur wenn ihr gewinnt«, antwortet Ossian und sieht sie mit leuchtenden Augen an.
»Und wenn wir verlieren?«, sagt Penelope.

52

Der Bote

Axel Riessen geht quer durch das Esszimmer zum Fenster, bleibt stehen und blickt über die Rosensträucher hinweg zum schmiedeeisernen Zaun, die Straße hinunter bis zur Treppe, die zur Engelbrektskirche hinaufführt.
In dem Moment, in dem er den Arbeitsvertrag unterzeichnete, übernahm er alle Aufgaben und Verpflichtungen des verstorbenen Carl Palmcrona. Angesichts der Wendungen, die das Leben nehmen kann, lächelt er in sich hinein, als ihm plötzlich bewusst wird, dass er Beverly vergessen hat. Augenblicklich regt sich vor Sorge ein ungutes Gefühl in seinem Bauch. Einmal hatte sie ihm gesagt, sie wolle in den Supermarkt; als sie vier Stunden später immer noch nicht zurückgekommen war, hatte er sich auf die Suche gemacht. Zwei Stunden später fand er sie in einem Verschlag am Observatoriumsmuseum. Sie war sehr verwirrt gewesen, hatte nach Schnaps gestunken und keinen Slip an. Jemand hatte ihr einen Kaugummi in die Haare geschmiert.
Sie sagte ihm, sie sei im Park zwei Jungen begegnet.
»Sie haben mit Steinen auf eine verletzte Taube geworfen«, erzählte Beverly. »Da habe ich gedacht, wenn sie mein Geld bekommen, hören sie bestimmt auf. Aber ich hatte nur zwölf Kronen dabei. Das reichte nicht. Sie wollten, dass ich stattdessen etwas mache. Sie haben gesagt, sie würden auf die Taube treten, wenn ich es nicht tun würde.«
Sie verstummte. Tränen traten in ihre Augen.
»Ich wollte nicht«, flüsterte sie. »Aber mir tat der Vogel so leid.«
Er greift nach seinem Handy und wählt ihre Nummer.
Während es klingelt, blickt er die Straße hinunter, an dem Gebäude vorbei, das früher von der chinesischen Botschaft angemietet war, und zu dem dunklen Haus hinüber, das die schwedische Zentrale des katholischen Netzwerks Opus Dei beherbergt.
Die Brüder Axel und Robert Riessen teilen sich eines der großen Häuser im Bragevägen. Das Gebäude liegt mitten in Lärkstaden, einem exklusiven Viertel zwischen den Stadtteilen Östermalm und Vasastan, in

dem die Häuser einander ähneln wie Geschwister.
Die Residenz der Familie Riessen besteht aus zwei großen, separaten, über drei Etagen gehenden Wohnungen.
Der Vater der Brüder, Erloff Riessen, der schon seit zwanzig Jahren tot ist, war Botschafter in Paris und später in London, während ihr Onkel Torleif Riessen ein berühmter Pianist war, der in der Bostoner Symphony Hall und im Großen Musikvereinssaal in Wien aufgetreten ist. Das Adelsgeschlecht der Riessens bestand fast ausschließlich aus Diplomaten und Philharmonikern. Zwei Berufe, die einander in manchem ähneln – beide verlangen äußerste Feinfühligkeit und Hingabe.
Das Ehepaar Alice und Erloff Riessen hatte eine seltsame, aber logische Abmachung getroffen. Die beiden hatten früh beschlossen, dass ihr älterer Sohn Axel sich der Musik widmen und der jüngere Sohn Robert in die Fußstapfen des Vaters treten und Diplomat werden sollte. Diese Absicht wurde jedoch schlagartig auf den Kopf gestellt, als Axel einen schicksalsschweren Fehler beging. Axel war siebzehn, als er gezwungen wurde, die Musik aufzugeben. Er wurde in die Militärakademie gesteckt, und Robert durfte die Musikerlaufbahn übernehmen. Axel akzeptierte seine Strafe, er fand sie angemessen, und er hat seither nie wieder Geige gespielt.
Nach den Vorfällen an jenem finsteren Tag vor vierunddreißig Jahren brach seine Mutter jeden Kontakt zu ihrem Sohn ab. Nicht einmal auf dem Sterbebett wollte sie mit ihm sprechen.
Nach neun Ruftönen meldet sich Beverly endlich hustend.
»Hallo?«
»Wo bist du?«
»Ich bin …«
Sie dreht den Kopf weg, und er kann die weiteren Worte nicht verstehen.
»Ich kann dich nicht hören«, sagt er, und der Stress macht seine Stimme rau und drängend.
»Warum bist du so sauer?«
»Erzähl mir, wo du bist«, fleht er.
»Du machst vielleicht ein Theater«, sagt sie und lacht. »Ich bin doch hier, in meiner Wohnung. Ist daran etwas auszusetzen?«
»Ich habe mir nur Sorgen gemacht.«
»Stell dich nicht so an, ich will mir bloß die Sendung über

Kronprinzessin Victoria ansehen.«
Sie drückt das Gespräch weg, aber er sorgt sich angesichts ihres vagen Tonfalls weiter.
Er betrachtet das Handy und überlegt, ob er sie noch einmal anrufen soll. Plötzlich klingelt das Telefon in seiner Hand, und er zuckt zusammen und meldet sich:
»Riessen.«
»Hallo, hier spricht Jörgen Grünlicht.«
»Hallo«, antwortet Axel.
»Wie war die Beiratssitzung?«
»Ich fand sie konstruktiv«, antwortet Axel.
»Ich hoffe, Kenia stand ganz oben auf der Tagesordnung.«
»Und die Endabnehmerbescheinigung aus den Niederlanden«, erwidert Axel. »Es gab viel zu besprechen, und ich warte mit einer Stellungnahme, bis ich mich in die Materie eingearbeitet habe und …«
»Aber was ist denn nun mit Kenia?«, unterbricht Grünlicht ihn. »Haben Sie die Ausfuhrgenehmigung noch nicht unterschrieben? Pontus Salman drängt, er will wissen, warum zum Teufel Sie diesen ganzen Mist so in die Länge ziehen. Es ist ein verdammt großes Geschäft, das sich bereits verzögert hat. Die Kontrollbehörde hat dem Unternehmen doch so positive Signale gegeben, dass die ganze Produktion längst angelaufen ist. Die Herstellung ist abgeschlossen, die Ware ist von Trollhättan aus unterwegs zum Hafen von Göteborg, morgen trifft das Containerschiff aus Panama ein, im Lauf des Tages wird seine Fracht gelöscht, und am nächsten Tag könnte die Munition geladen werden.«
»Herr Grünlicht, das ist mir alles bewusst, ich habe mir die Akten angesehen und sicher … es steht außer Frage, dass ich unterschreiben werde, aber ich bin gerade erst im Amt und finde es wichtig, gründlich vorzugehen.«
»Aber ich habe das Geschäft persönlich geprüft«, erwidert Jörgen Grünlicht barsch. »Und ich habe keinerlei Ungereimtheiten feststellen können.«
»Nein, aber …«
»Wo sind Sie jetzt?«
»Ich bin zu Hause«, sagt Axel.
»Ich lasse Ihnen die Unterlagen mit einem Boten bringen«, sagt Jörgen

Grünlicht. »Der Bote kann warten, während Sie unterschreiben, dann verlieren wir nicht noch mehr Zeit.«
»Nein, ich sehe mir die Papiere morgen an.«
Zwanzig Minuten später geht Axel in den Flur, um Jörgen Grünlichts Boten zu empfangen. Die Hartnäckigkeit ärgert ihn, aber er sieht keinen Grund, das Geschäft zu verzögern.

53

Die Unterschrift

Axel öffnet die Tür und begrüßt den Fahrradkurier. Die dröhnende Musik von der Abschlussfeier in der Hochschule für Architektur weht zusammen mit lauer Abendluft herein.
Er nimmt die Mappe an, und der Gedanke, den Vertrag vor den Augen eines Fahrradkuriers zu unterschreiben, macht ihn aus irgendeinem Grund verlegen, als wäre er ein Mann, der zu allem Möglichen bereit ist, wenn man ihn nur ein bisschen unter Druck setzt.
»Warten Sie bitte kurz«, sagt Axel und lässt den Boten im Flur stehen. Er geht links den Flur hinunter, an der unteren Bibliothek vorbei und in die Küche. Er passiert die glänzenden Arbeitsflächen aus dunklem Stein, die schwarz glänzenden Schränke und geht zu dem großen Standkühlschrank mit Eisbereiter. Er holt eine kleine Flasche Mineralwasser heraus und leert sie, löst seine Krawatte, setzt sich anschließend an die hohe Theke und öffnet die Mappe.
Die Akten sind säuberlich sortiert, alles scheint in Ordnung zu sein, alle Anlagen sind enthalten, das Gutachten des Exportkontrollrats, die Klassifizierung, der vorläufige Bescheid, die Kopien für den Auswärtigen Ausschuss und die Angebotsankündigung.
Er studiert die Dokumente, in denen es um die Ausfuhrgenehmigung geht, die Entscheidung über den Export, blättert weiter zu der Zeile, in die er als Generaldirektor der Waffenkontrollbehörde seinen Namen setzen soll.
Ein kalter Schauer durchläuft seinen Körper.
Es ist ein großes Geschäft, das für die Handelsbilanz des Landes von Bedeutung ist, eine Routineangelegenheit, die durch Carl Palmcronas Selbstmord verzögert wurde. Ihm ist bewusst, wie schwierig Pontus Salmans Situation ist, möglicherweise verliert sein Unternehmen den Auftrag, falls sich die Angelegenheit noch weiter in die Länge ziehen sollte.
Gleichzeitig merkt er, wie sehr es ihn stresst, einen Export von Munition nach Kenia zu genehmigen, ohne die Richtigkeit seines Beschlusses

garantieren zu können.
Axel trifft eine Entscheidung und fühlt sich augenblicklich besser.
In den kommenden Tagen wird er seine gesamte Zeit diesem Vorgang widmen und daraufhin die Ausfuhrerlaubnis unterzeichnen.
Er wird es tun, das weiß er, aber nicht jetzt. Es ist ihm egal, ob sie wütend reagieren. Es ist seine Entscheidung, er ist der Generaldirektor der Waffenkontrollbehörde.
Er greift nach dem Stift und zeichnet in die Zeile, die auf seinen Namenszug wartet, ein fröhliches Strichmännchen, von dessen Mund eine Sprechblase ausgeht.
Axel kehrt mit ernster Miene in den Flur zurück, überreicht dem Boten die Mappe, geht anschließend die Treppe hinauf und in den Salon. Er fragt sich, ob Beverly tatsächlich oben ist oder ob sie sich nicht getraut hat, ihm zu sagen, dass sie sich aus dem Haus geschlichen hat.
Was ist, wenn sie sich hinausschleicht und ein weiteres Mal verschwindet?
Axel nimmt die Fernbedienung von einem Sideboard und legt einen Sampler mit David Bowies frühesten Songs ein.
Die Anlage ähnelt einem schwach leuchtenden Goldbarren. Sie funktioniert kabellos, und die Boxen sind in die Wände eingelassen und nicht zu sehen.
Er tritt zu einem Vitrinenschrank, öffnet die bucklige Glastür und betrachtet die glänzenden Flaschen.
Er zögert kurz, ehe er die nummerierte Whiskyflasche mit einem Hazelburn von der Springbank Distillery herausnimmt. Die Brennerei befindet sich in der Region Campbeltown in Schottland. Axel hat sie besichtigt und erinnert sich an den über hundert Jahre alten Maischebottich, der heute noch benutzt wird. Er war abgenutzt, leuchtend rot lackiert und hatte nicht einmal einen Deckel.
Axel Riessen zieht den Korken heraus und atmet den Whiskyduft ein: tief erdig und so dunkel wie ein Gewitterhimmel. Er drückt den Korken wieder hinein, stellt die Flasche sachte ins Regal zurück und stellt fest, dass die Anlage einen Song von der Platte »Hunky Dory« ausgewählt hat.
»But her friend is nowhere to be seen. Now she walks through her sunken dream, to the seat with the clearest view, and she’s hooked to the

silver screen«, singt David Bowie.
Die Tür zur Wohnung seines Bruders wird zugeschlagen. Axel blickt durch die riesigen Fensterfronten in den üppig wachsenden Garten hinaus. Er fragt sich, ob Robert bei ihm vorbeischauen wird, und im selben Moment klopft es an die Tür.
»Komm rein«, ruft er seinem Bruder zu.
Robert öffnet die Tür und betritt mit einem verlegenen Gesichtsausdruck den Salon.
»Mir ist schon klar, dass du diesen Mist hörst, um mich zu ärgern, aber …«
Axel lächelt und singt mit.
»Take a look at the Lawman, beating up the wrong guy. Oh man! Wonder if he'll ever know: he's in the best selling show …«
Sein Bruder deutet ein paar Tanzschritte an, geht dann zu dem offenen Vitrinenschrank und wirft einen Blick auf die Flaschen.
»Bitte sehr«, sagt Axel trocken.
»Magst du dir mal meine Strosser ansehen – darf ich kurz ausmachen?«
Axel zuckt mit den Schultern, Robert drückt auf Pause, und die Musik wird leiser und verstummt sanft.
»Hast du sie schon fertig?«
»Ich bin die ganze Nacht auf gewesen«, antwortet Robert. Er lächelt breit. »Heute Morgen habe ich die Saiten aufgezogen.«
Daraufhin schweigen beide. Vor langer Zeit war ihre Mutter sicher gewesen, dass Axel ein berühmter Geiger werden würde. Alice Riessen war selbst Berufsmusikerin gewesen, hatte zehn Jahre lang die zweite Geige in der Hofkapelle der Stockholmer Oper gespielt. Und sie hatte ihren erstgeborenen Sohn ganz offen bevorzugt.
Dann brach alles zusammen. Axel studierte an der Musikhochschule, und es gelang ihm, beim Johan-Fredrick-Berwald-Wettbewerb für junge Solisten, der als das Nadelöhr zur Weltelite betrachtet wird, zusammen mit drei anderen jungen Musikern das Finale zu erreichen.
Nach dem Wettbewerb gab Axel die Musik auf und besuchte die Militärakademie in Karlsborg. Sein jüngerer Bruder Robert durfte den Platz des Musikers in der Familie übernehmen. Wie die meisten, die an der Königlichen Musikhochschule studieren, wurde auch Robert kein Stargeiger. Er spielt in einem Kammerorchester, hat sich aber vor allem

zu einem renommierten Geigenbauer entwickelt, bei dem Bestellungen aus aller Welt eingehen.
»Zeig mir die Geige«, sagt Axel.
Robert nickt und holt das Instrument, eine schlanke Violine, feurig rot lackiert und mit einer Resonanzdecke aus getigertem Ahornholz.
Er stellt sich vor seinen Bruder und spielt einen Tremolo-Abschnitt aus einem der Stücke Béla Bartóks, die auf dessen Ungarnreise entstanden sind. Axel hat ihn immer gemocht. Bartók war ein erklärter Gegner des Nationalsozialismus und musste sein Land verlassen. Als Komponist war er ein Grübler, dem es manchmal gelang, kurze Augenblicke des Glücks zu vermitteln. Eine Art wehmütige Volksmusik inmitten all der Trümmer nach einer Katastrophe, denkt Axel, während Robert sein Spiel beendet.
»Sie klingt ziemlich gut«, sagt Axel. »Aber du musst den Stimmstock vorschieben, denn es gibt da eine kleine Stummheit, die …«
Das Gesicht seines Bruders wird sofort verschlossen.
»Daniel Strosser hat gesagt, dass … er will genau diesen Klang haben«, erklärt er. »Er möchte, dass die Geige klingt wie die junge Birgit Nilsson.«
»Dann solltest du den Stimmstock auf jeden Fall vorschieben«, erwidert Axel lächelnd.
»Davon hast du keine Ahnung, ich wollte nur …«
»Ansonsten ist sie ganz wunderbar«, sagt Axel schnell.
»Du hörst doch den Klang – trocken und scharf und …«
»Ich habe nichts Abfälliges über die Geige gesagt«, fährt Axel ungerührt fort. »Ich sage nur, dass es einen Kern in ihrem Klang gibt, der nicht lebt und der …«
»Lebt? Dieses Instrument ist für einen Bartók-Kenner«, fällt Robert ihm ins Wort. »Wir sprechen hier von Bartók – das ist was anderes als Bowie.«
»Vielleicht habe ich mich ja auch nur verhört«, sagt Axel leise.
Robert öffnet den Mund, um ihm zu antworten, hält jedoch inne, als er seine Frau Anette an die Tür klopfen hört.
Sie lächelt, als sie ihn mit der Geige sieht.
»Du hast deine Strosser ausprobiert?«, fragt sie erwartungsvoll.
»Ja«, antwortet Robert schroff, »aber Axel gefällt sie nicht.«
»Das stimmt nicht«, widerspricht Axel. »Ich bin mir ganz sicher, dass

dein Kunde mehr als zufrieden sein wird. Wovon ich eben gesprochen habe, existiert vielleicht nur in meiner Einbildung, die …«
»Hör nicht auf ihn, er hat doch keine Ahnung«, unterbricht Anette ihn gereizt.
Robert will gehen, seine Frau mitnehmen, eine Szene verhindern, aber sie tritt zu Axel.
»Gib zu, dass du dir den Fehler nur ausgedacht hast«, sagt sie.
»Es ist kein Fehler, es geht nur um den Stimmstock, der …«
»Und wann hast du das letzte Mal gespielt? Vor dreißig, vierzig Jahren? Du warst damals doch nur ein Kind. Ich finde, du solltest dich entschuldigen.«
»Lass es gut sein«, sagt Robert.
»Entschuldige dich.«
»Okay, Entschuldigung«, sagt Axel und merkt, dass er rot wird.
»Dafür, dass du gelogen hast«, fährt sie fort. »Dafür, dass du gelogen hast, weil du Robert nicht das Lob gönnst, das seine neue Geige verdient hat.«
»Dafür entschuldige ich mich.«
Axel stellt seine Musik wieder an und dreht sie ziemlich laut. Anfangs klingt es, als würde auf zwei ungestimmten Gitarren geklimpert und ein Sänger mit schwacher Stimme nach dem richtigen Ton suchen:
»Goodbye love, goodbye love …«
Anette murmelt etwas über Axels fehlendes Talent, und Robert befiehlt ihr aufzuhören und zieht sie aus dem Raum. Axel stellt die Musik noch etwas lauter, und das Schlagzeug und der Bass bringen die in sich gekehrte Musik auf den richtigen Kurs: »Didn’t know what time it was, the lights were low ohoh. I leaned back on my radio oh oh.«
Axel schließt die Augen und spürt sie in der Dunkelheit brennen. Er ist bereits sehr müde. Manchmal schläft er eine halbe Stunde, manchmal macht er selbst mit Beverly neben sich kein Auge zu. Dann hüllt er sich in eine Decke, setzt sich auf die verglaste Veranda und blickt im feuchten Licht des Morgengrauens auf die Bäume des schönen Gartens hinaus. Axel Riessen ahnt natürlich, was der Grund für seine Probleme ist. Er schließt die Augen und kehrt in Gedanken zu jenen Tagen zurück, die sein Leben veränderten.

54

Das Quiz

Penelope und Björn sehen sich mit müden, ernsten Augen an. Durch die geschlossene Tür hören sie Ossian Wallenberg wie Zarah Leander »Wenn der weiße Flieder wieder blüht« singen, während er die Möbel umstellt.
»Wir könnten ihn überwältigen«, flüstert Penelope.
»Vielleicht.«
»Wir müssen es versuchen.«
»Und dann, was machen wir dann? Sollen wir ihn etwa foltern, um an den PIN zu kommen?«
»Ich denke, wenn sich die Machtverhältnisse geändert haben, wird er ihn uns geben«, erwidert Penelope.
»Und wenn er das nicht tut?«
Als sie zum Fenster geht und versucht, die Haken zu lösen, taumelt sie vor Erschöpfung. Ihre Finger sind wund und schwach. Sie bleibt stehen und betrachtet ihre Hände im Tageslicht, sieht den Schmutz unter den eingerissenen Fingernägeln, die Finger, grau von Erde und Lehm, bedeckt von geronnenem Blut aus verschiedenen Wunden.
»Hier hilft uns keiner, wir müssen weiter«, sagt sie. »Wenn wir am Ufer entlanglaufen, dann …«
Sie verstummt und sieht Björn an, der in seinem blauen Lederjackett zusammengesunken auf der Bettkante sitzt.
»Schön«, sagt er leise. »Tu das.«
»Ich lasse dich hier nicht zurück.«
»Aber ich kann nicht mehr, Penny«, sagt er, ohne sie anzusehen. »Meine Füße, ich werde nicht laufen können, ich kann vielleicht eine halbe Stunde gehen, aber die Wunden bluten immer noch.«
»Ich helfe dir.«
»Vielleicht gibt es auf dieser Insel keine anderen Telefone, wir wissen es nicht, wir haben keine Ahnung.«
»Ich mache nicht mit bei seinem ekelhaften …«
»Penny, wir … wir müssen mit der Polizei sprechen, wir müssen sein

Handy benutzen.«
Breit grinsend öffnet Ossian Wallenberg die Tür. Er ist mit einem leopardenfellgemusterten Jackett und einem leopardenfellgemusterten Lendenschurz bekleidet. Mit grazilen Bewegungen geleitet er sie zu der riesigen Couch. Die Vorhänge sind zugezogen, und er hat die Möbel an die Wände geschoben, sodass er sich frei im Raum bewegen kann. Ossian tritt in das Licht der beiden Stehlampen, bleibt stehen und dreht sich um.
»Liebe Freitagsfreunde, wenn man gut unterhalten wird, vergeht die Zeit wie im Flug«, sagt er und zwinkert mit einem Auge. »Wieder einmal ist es Zeit für unser Quiz, und wir begrüßen ganz herzlich die Prominenten des heutigen Abends. Einen verdreckten Kommunisten und seine minderjährige Liebhaberin. Ein wahrhaft ungleiches Paar, wenn Sie mich fragen. Ein hässliches Entlein und ein junger Mann mit einem wohlproportionierten Torso.«
Ossian Wallenberg lacht und lässt vor der eingebildeten Kamera die Muskeln spielen.
»Nun kommt schon!«, ruft Ossian und joggt auf der Stelle. »Die Wände hoch! Sind alle zum Abstimmen bereit? Ich präsentiere euch … ›Sag die Wahrheit‹! Ossian Wallenberg fordert heraus – das hässliche Entlein und den schönen Jüngling!«
Ossian legt eine leere Weinflasche auf den Fußboden und lässt sie kreiseln. Sie dreht sich einige Runden, kommt dann zum Stillstand, und der Flaschenhals zeigt auf Björn.
»Der Schönling!«, ruft Ossian lächelnd. »Der Schönling darf als Erster ran an die Buletten! Hier kommt die Frage. Sind Sie bereit für die Wahrheit und nichts als die Wahrheit?«
»Absolut«, seufzt Björn.
Ein Schweißtropfen fällt von Ossians Nasenspitze, als er den Umschlag öffnet und laut vorliest:
»An wen denken Sie, wenn Sie mit dem hässlichen Entlein schlafen?«
»Sehr witzig«, murmelt Penelope.
»Bekomme ich das Telefon, wenn ich antworte?«, erkundigt sich Björn gefasst.
Ossian spitzt den Mund wie ein Kind und schüttelt den Kopf.
»Nein, aber wenn Ihnen das Publikum Ihre Antwort glaubt, bekommen

Sie die erste Zahl des PINs.«
»Und wenn ich mich für Konsequenz entscheide?«
»Dann treten Sie gegen mich an, und das Publikum hat die Wahl«, sagt Ossian. »Aber die Zeit vergeht, tick, tack, tick, tack. Fünf, vier, drei, zwei …«
Penelope betrachtet Björn im hellen Licht der Lampen, sein schmutziges Gesicht, die Bartstoppeln und die strähnigen Haare. Seine Nasenlöcher sind schwarz von getrocknetem Blut und seine Augen müde und rot unterlaufen.
»Wenn wir Sex haben, denke ich an Penelope«, antwortet Björn leise.
Ossian buht, verzieht das Gesicht zu einer angeekelten Miene und joggt ins Licht.
»Die Wahrheit und nichts als die Wahrheit sollte es sein«, schreit er, »aber davon sind wir noch meilenweit entfernt. Kein Mensch im Publikum glaubt, dass Sie an dieses hässliche Entlein denken, wenn Sie mit ihr schlafen. Das macht eins, zwei, drei Minuspunkte für unseren Schönling.«
Erneut lässt er die Flasche kreiseln, die praktisch sofort stehen bleibt und diesmal auf Penelope zeigt.
»Oh, oh, oh«, ruft Ossian. »Eine Spezialfrage! Und was heißt das? Richtig! Konsequenz! Hier gibt’s nicht mal eine Pommes mit Majo auf die Hand. Los geht’s, los! Ich öffne die Luke und höre mal, was das Flusspferd flüstert.«
Ossian nimmt ein kleines Flusspferd aus dunklem, lackiertem Holz vom Tisch, hält es sich ans Ohr, lauscht und nickt.
»Du meinst die Schabracke?«, fragt er und lauscht erneut. »Ich verstehe, Herr Flusspferd. Ja. Vielen Dank.«
Ossian stellt das Flusspferd behutsam ab und wendet sich mit einem Lächeln Penelope zu.
»Die Schabracke tritt gegen Ossian an! Und die Disziplin ist Striptease! Bringen Sie das Publikum mehr in Wallung als ich, bekommen Sie alle Zahlen des PINs – wenn nicht, muss der Schönling Sie möglichst fest in den Arsch treten.«
Ossian hüpft zur Stereoanlage und drückt auf einen Knopf, woraufhin »Teach me Tiger« ertönt.
»Dieses Spiel habe ich mal gegen den Sänger Loa Falkman verloren«,

wispert Ossian betont laut, während er im Rhythmus der Musik die Hüften schwingt.
Penelope steht von der Couch auf, tritt einen Schritt vor und bleibt dann in ihren Gummistiefeln, der Nadelstreifenanzughose und dem großen Strickpullover stehen.
»Du willst, dass ich mich ausziehe?«, sagt sie. »Darum geht es hier? Mich nackt zu sehen?«
Ossian hört auf zu singen, bleibt stehen, bekommt einen enttäuschten Zug um den Mund und sieht sie kühl an, ehe er ihr antwortet.
»Wenn es mich interessieren würde, die kleine Fotze einer Flüchtlingshure zu sehen, könnte ich mir eine im Internet bestellen.«
»Und wofür zum Teufel interessierst du dich?«
Ossian gibt ihr eine schallende Ohrfeige. Sie taumelt, fällt fast hin, hält sich aber auf den Beinen.
»Du sollst mich höflich behandeln«, sagt er ernst.
»Okay«, murmelt sie.
In seinen Mundwinkeln zuckt ein Grinsen, dann sagt er:
»Ich bin ein Mensch, der gegen TV-Promis antritt … und dich habe ich gesehen, ehe ich den Sender wechseln konnte.«
Sie mustert sein erregtes, hochrotes Gesicht.
»Du wirst uns das Telefon nicht geben, stimmt's?«
»Ich gebe dir mein Wort, die Regeln sind, wie sie sind, wenn ich bekomme, was ich will, bekommt ihr das Handy.«
»Du weißt, dass wir in Not sind, und das nutzt du aus, um …«
»Ja, das tue ich«, schreit er.
»Okay, was soll's, dann machen wir es eben, wir strippen ein bisschen, und dann bekomme ich dein Handy.«
Sie wendet Ossian Wallenberg den Rücken zu und zieht Pullover und T-Shirt aus. In dem grellen Licht leuchten die Schürfwunden auf ihren Schulterblättern und Hüften, die blauen Flecken und der Schmutz. Sie dreht sich um und verbirgt ihre Brüste mit den Händen.
Björn klatscht in die Hände und pfeift mit traurigem Blick. Ossians Gesicht ist verschwitzt, er wirft einen Blick auf Penelope und stellt sich anschließend vor Björn ins Licht. Er lässt die Hüften kreisen und streift plötzlich den Lendenschurz ab, schwenkt ihn im Kreis, bewegt ihn zwischen den Beinen hin und her und wirft ihn schließlich Björn zu.

Ossian wirft Björn eine Kusshand zu und gibt ihm mit einer Geste zu verstehen, dass sie später telefonieren sollen.
Björn klatscht wieder in die Hände, pfeift lauter, klatscht weiter und sieht, dass Penelope den gusseisernen Feuerhaken aus dem Ständer am Kamin nimmt.
Die Ascheschaufel gerät in Schwingung und klirrt leise gegen die große Zange.
Ossian tanzt hüpfend in seiner goldglitzernden Paillettenunterhose.
Penelope hält den Feuerhaken mit beiden Händen und nähert sich Ossian Wallenberg von hinten. Er schwingt vor Björn die Hüften.
»Auf die Knie«, flüstert er Björn zu. »Runter, runter mein Schönling!«
Penelope hebt den schweren Gegenstand und schlägt Ossian mit aller Kraft auf den Oberschenkel. Es klatscht, und Ossian Wallenberg fällt um und schreit auf. Er hält sich den Schenkel, windet sich vor Schmerzen und brüllt. Penelope geht schnurstracks zur Stereoanlage und zertrümmert sie mit vier schweren Schlägen, bis es endlich still wird.
Ossian liegt mittlerweile regungslos, atmet sehr schnell und wimmert.
Sie geht zu ihm, und er blickt ängstlich zu ihr hoch. Sie bleibt einen Moment stehen. Der schwere gusseiserne Feuerhaken pendelt langsam in ihrer rechten Hand.
»Herr Flusspferd hat mir zugeflüstert, dass du mir jetzt das Handy und den PIN geben wirst«, sagt sie ruhig.

55

Die Polizei

Es ist sehr heiß und drückend schwül in Ossian Wallenbergs Sommerhaus. Björn steht immer wieder von seinem Stuhl auf, stellt sich ans Fenster und schaut zum Wasser und zum Bootssteg hinunter. Penelope sitzt mit dem Handy in der Hand auf der Couch und wartet auf den Rückruf der Polizei. Die Zentrale hat ihren Notruf aufgenommen und versprochen, sich unter derselben Nummer zu melden, sobald das Boot der Wasserschutzpolizei unterwegs ist. Ossian sitzt mit einem großen Glas Whisky vor sich in einem Sessel und beobachtet die beiden. Er hat Schmerztabletten genommen und beteuert mit gedämpfter Stimme, dass er überleben wird.
Penelope wirft einen Blick auf das Telefon und sieht, dass der Empfang zwar schwächer geworden, aber immer noch ausreichend ist. Die Polizei wird jeden Moment zurückrufen. Sie lehnt sich auf der Couch zurück. Es ist schrecklich schwül. Ihr T-Shirt ist schweißnass. Sie schließt die Augen und denkt an Darfur, an die Hitze im Bus, als sie nach Kubbum reiste, um sich Jane Oduya und der Action Contre la Faim anzuschließen.
Sie hatte den Weg zu den Baracken eingeschlagen, in denen die Verwaltung der Organisation untergebracht war, als sie auf einmal stehen blieb. Ihr waren ein paar Kinder aufgefallen, die ein seltsames Spiel spielten. Offenbar stellten sie Tonfiguren auf die Straße und hofften, dass diese von einem Auto zertrümmert würden. Vorsichtig näherte Penelope sich ihnen, um zu verstehen, was sie da machten. Sobald eine der Tonfiguren überfahren wurde, lachten die Kinder.
»Ich habe noch einen getötet! Es war ein Mann!«
»Ich habe einen Fur umgebracht!«
Eines der Kinder lief erneut auf die Straße und stellte rasch zwei weitere Lehmfiguren auf. Eine große und eine kleine. Als ein Karren die kleinere umkippte und unter seinem Rad zermalmte, jubelten die Kinder:
»Der Kleine ist gestorben! Der Hurensohn ist gestorben!«
Penelope ging zu den Kindern und fragte, was sie da trieben, aber sie

antworteten ihr nicht, sondern liefen davon. Sie blieb stehen und starrte die Tonscherben auf der rot verbrannten Straße an.
Die Fur sind das Volk, das der Region Darfur ihren Namen gegeben hat. Dieser uralte afrikanische Stamm droht durch den Terror der Dschandschawid unterzugehen.
Da die afrikanischen Stämme traditionell Bauern sind, gibt es seit Urzeiten Konflikte zwischen ihnen und dem nomadisierenden Teil der Bevölkerung. Doch der wahre Grund für den Völkermord ist das Öl. Man hat Öl auf Land gefunden, das von den alten afrikanischen Stämmen bewohnt wird, und will die Dörfer aus dem Gebiet entfernen. Obwohl der Bürgerkrieg offiziell beendet ist, setzen die Dschandschawid ihre systematischen Überfälle fort, vergewaltigen die Frauen, töten die Männer und Jungen und brennen anschließend die Behausungen nieder.
Penelope sah die arabischen Kinder fortrennen, sie hob die letzten heil gebliebenen Tonfiguren von der Straße auf, als jemand sie rief:
»Penny! Penny!«
Furchtsam zuckte sie zusammen, wandte sich um und sah Jane Oduya, die ihr zuwinkte. Jane war korpulent und klein, trug eine verwaschene Jeans und eine gelbe Jacke. Penelope erkannte sie kaum wieder. Janes Gesicht war im Laufe weniger Jahre zerfurcht und alt geworden.
»Jane!«
Sie umarmten sich.
»Rede nicht mit diesen Kindern«, murmelte Jane. »Sie sind wie alle anderen, sie hassen uns, weil wir schwarz sind, es ist nicht zu fassen. Sie hassen schwarze Haut.«
Jane und Penelope gingen zum Flüchtlingslager. Hier und da sammelten sich Menschen, um zu essen und zu trinken. Der Geruch von angebrannter Milch vermischte sich mit dem Gestank der Latrinen. Überall sah man die blauen Plastikplanen der Vereinten Nationen, die für alles Mögliche benutzt wurden, als Vorhänge, Windschutz, Laken. Hunderte weißer Zelte des Roten Kreuzes schlugen in dem Wind, der über die Ebene strich.
Penelope begleitete Jane in das große Zelt, in dem sich die Krankenstation befand. Das Sonnenlicht schien grau durch den weißen Stoff. Jane schaute durch ein Plastikfenster in die chirurgische Abteilung.

»Meine Krankenschwestern sind tüchtige Chirurgen geworden«, sagte sie leise. »Sie führen vollkommen eigenständig Amputationen und leichtere Operationen durch.«
Zwei schmale Jungen von etwa dreizehn Jahren trugen einen großen Karton mit Verbandsmaterial ins Zelt und stellten ihn vorsichtig neben einigen anderen Kartons ab. Sie kamen zu Jane, die sich bei ihnen bedankte und sie anwies, den Frauen zu helfen, die gerade eingetroffen waren und Wasser zum Auswaschen der Wunden benötigten.
Die Jungen gingen und kehrten kurz darauf mit Wasser in großen Plastikflaschen zurück.
»Sie haben zur arabischen Miliz gehört«, erläuterte Jane in Richtung der Jungen nickend. »Aber im Moment herrscht Ruhe. Weil es an Munition und Waffenteilen fehlt, gibt es eine Art Waffenstillstand, und die Leute wissen nicht recht, was sie tun sollen, viele haben angefangen, sich hier nützlich zu machen. Wir haben eine Jungenschule mit mehreren jungen Männern aus der Miliz in der Klasse.«
Auf einer der Pritschen wimmerte eine Frau, Jane eilte zu ihr und strich ihr über Stirn und Wangen. Sie schien noch keine fünfzehn Jahre alt zu sein, war aber trotzdem hochschwanger und hatte durch eine Amputation einen Fuß verloren.
Den ganzen Tag über arbeitete Penelope an Janes Seite, machte alles, was die andere Frau ihr sagte, stellte keine Fragen, sprach über nichts, tat nur alles dafür, dass Janes ärztliches Wissen möglichst optimal genutzt und möglichst vielen Menschen geholfen werden konnte.
Ein etwa dreißigjähriger Afrikaner mit einem schön geschnittenen Gesicht und muskulösen Schultern eilte mit einer kleinen weißen Schachtel zu Jane.
»Dreißig neue Dosen Antibiotika«, erklärte er strahlend.
»Sicher?«
Er nickte lächelnd.
»Gute Arbeit.«
»Ich ziehe gleich noch mal los und mache bei Ross weiter Druck, er hat davon gesprochen, dass wir diese Woche eine Kiste mit Blutdruckmessgeräten bekommen können.«
»Das ist Grey«, sagte Jane. »Eigentlich ist er Lehrer, aber ohne ihn würde ich es nicht schaffen.«

Penelope streckte die Hand aus und begegnete dem lebhaften Blick des Mannes.
»Penelope Fernandez«, sagte sie.
»Tarzan«, stellte er sich vor und reichte ihr die Hand zu einem losen Händedruck.
»Als er herkam, wollte er unbedingt Tarzan genannt werden«, kommentierte Jane lachend.
»Tarzan und Jane«, sagte er lächelnd. »Ich bin ihr Tarzan.«
»Am Ende habe ich mich darauf eingelassen, ihn Greystoke zu nennen«, erzählte Jane. »Aber das finden hier alle zu umständlich, sodass er sich mit Grey zufrieden geben muss.«
Plötzlich hupte vor dem Zelt ein Lastwagen, und sie liefen alle drei hinaus. Rund um das rostige Fahrzeug wirbelte rötlicher Straßenstaub auf. Auf der offenen Ladefläche lagen sieben Männer mit Schussverletzungen. Sie kamen von Westen, aus einem Dorf, in dem es wegen eines Brunnens zu einem Feuergefecht gekommen war.
Der Rest des Tages verging mit Notoperationen. Einer der Männer starb. Einmal wurde Penelope von Grey aufgehalten, der ihr eine Wasserflasche hinhielt. Penelope schüttelte gestresst den Kopf, aber er lächelte nur ruhig und sagte:
»Du hast genügend Zeit, um etwas zu trinken.«
Sie bedankte sich, trank das Wasser und half ihm anschließend, einen der verletzten Männer auf eine Liege zu heben.
Am Abend saßen Penelope und Jane erschöpft auf der Veranda einer Wohnbaracke und nahmen eine späte Mahlzeit zu sich. Es war immer noch sehr heiß. Sie plauderten und blickten die Straße hinunter, zu den Häusern und Zelten hinüber, beobachteten die Menschen, die in der Dämmerung die letzten Arbeiten des Abends erledigten.
Genauso schnell, wie es dunkel wurde, griff eine unheilverkündende Stille um sich. Anfangs hörte Penelope noch Menschen, die sich zurückzogen, das Rascheln aus den Latrinen und vereinzelte schleichende Bewegungen in der Dunkelheit. Doch schon bald war es vollkommen still, und nicht einmal die kleinsten Kinder weinten.
»Sie fürchten sich alle immer noch davor, dass die Truppen der Dschandschawid vorbeiziehen«, sagte Jane und sammelte die Teller ein. Sie gingen hinein, schlossen die Tür ab, verriegelten sie und spülten

anschließend gemeinsam. Sie wünschten sich eine gute Nacht, und Penelope ging zum Gästezimmer am hinteren Ende des Flurs.
Zwei Stunden später wurde Penelope schlagartig wach. Sie war in ihren Kleidern eingeschlafen und horchte nun in die mächtige Nacht Darfurs hinein. Sie wusste nicht, was sie geweckt hatte. Ihr Herz beruhigte sich gerade wieder, als sie draußen plötzlich einen Schrei hörte. Penelope stand auf, ging zu ihrem kleinen vergitterten Fenster und sah hinaus. Mondlicht erhellte die Straße. Irgendwo wurde ein erregtes Gespräch geführt. Mitten auf der Straße gingen drei männliche Jugendliche. Sie gehörten unübersehbar zur Miliz der Dschandschawid. Einer von ihnen hielt einen Revolver in der Hand. Penelope hörte sie schreien, dass sie Sklaven töten würden. Ein alter Afrikaner, der Süßkartoffeln über einem Glutbett grillte und für zwei Piaster pro Stück verkaufte, saß bereits auf seiner Decke vor einer UN-Lagerhalle. Die Jungen gingen zu dem alten Mann und bespuckten ihn. Der schlaksige Junge hob den Revolver und schoss dem Mann ins Gesicht. Der Knall hallte fremdartig zwischen den Häusern. Die Jungen schrien, nahmen sich einige Süßkartoffeln, aßen ein wenig und traten den Rest in den Straßenstaub neben dem toten Mann. Sie kehrten auf die Straße zurück, schauten sich um und bewegten sich anschließend direkt auf die Baracke zu, in der Penelope und Jane wohnten. Penelope weiß noch, dass sie die Luft anhielt, als sie die Milizionäre auf der Veranda umherlaufen, erregt miteinander sprechen und an die Tür klopfen hörte.
Sie ringt nach Luft und öffnet die Augen. Sie muss auf Ossian Wallenbergs Couch eingeschlafen sein.
Dumpf und krachend verhallt ein Donner. Der Himmel hat sich verdunkelt.
Björn steht am Fenster, und Ossian nippt an seinem Whisky.
Penelope wirft einen Blick auf das Telefon – es hat niemand angerufen. Die Wasserschutzpolizei müsste eigentlich bald da sein.
Das Gewitter kommt rasch näher. Die Deckenlampe geht aus, die Dunstabzugshaube in der Küche verstummt, der Strom ist ausgefallen. Tropfen klatschen auf das Dach und die Fensterbleche, und von einer Sekunde zur nächsten gießt es in Strömen.
Das Handy hat kein Netz mehr.
Ein Blitz taucht das Zimmer in Licht, gefolgt von einem heftigen Knall.

Penelope lehnt sich zurück und lauscht dem Regen, spürt die kühlere Luft durchs Fenster dringen, schlummert erneut ein, wird schließlich jedoch davon geweckt, dass Björn etwas sagt.
»Bitte?«, fragt sie.
»Ein Boot«, wiederholt er. »Ein Polizeiboot.«
Sie steht schnell auf und blickt hinaus. Durch den Wolkenbruch kocht das Wasser förmlich. Das große Boot ist schon ganz nah und nimmt Kurs auf den Steg. Penelope sieht auf das Telefon. Es hat immer noch keinen Empfang.
»Beeil dich«, sagt Björn.
Er versucht, den Schlüssel in das Schloss der Terrassentür zu stecken. Seine Hände zittern. Das Polizeiboot gleitet zum Steg, gibt mit der Sirene Signal.
»Er passt nicht«, sagt Björn mit lauter Stimme. »Das ist der falsche Schlüssel.«
»Oh, oh, oje«, sagt Ossian lächelnd und zieht seinen Schlüsselbund heraus. »Dann muss es der hier sein.«
Björn holt den Schlüssel, steckt ihn ins Schloss, dreht und hört das metallische Klicken in den drehbaren Teilen der Verriegelung.
Durch den Regen ist das Polizeiboot nur schwer zu sehen, und als Björn endlich die Tür aufbekommt, treibt es bereits wieder vom Anleger fort.
»Björn«, ruft Penelope.
Der Motor dröhnt, und hinter dem Boot schäumt es weiß, Björn winkt und läuft, so schnell er kann, auf dem Kiesweg die Uferböschung hinunter.
»Hier oben«, ruft er. »Wir sind hier.«
Björns Schultern und Oberschenkel sind durchnässt. Er gelangt zum Steg und sieht die Bootsmotoren mit pulsierendem Unterwassergrollen bremsen. Auf dem Achterdeck steht ein Erste-Hilfe-Koffer. Hinter der Fensterscheibe erahnt er schemenhaft einen Polizisten. Ein weiterer Blitz erleuchtet den Himmel. Es donnert ohrenbetäubend. Der Polizist hinter der Scheibe scheint in ein Funkgerät zu sprechen. Regen prasselt auf das Dach des Boots herab. Wellen schlagen ans Ufer. Björn ruft und winkt mit dem ganzen Arm. Das Boot kehrt sanft zurück, seine Backbordseite stößt gegen den Steg.
Björn greift nach der nassen Reling, geht auf dem Vordeck an Bord und

steigt in den Gang hinab, der zu einer Metalltür führt. Das Boot schaukelt in seinen eigenen Heckwellen. Er taumelt, öffnet die schwere Metalltür und tritt ein.
Ein süßer, metallischer Geruch wie von Öl und Schweiß hängt im Ruderhaus.
Als Erstes fällt Björns Blick auf einen sonnengebräunten Polizisten, der mit einer Quetschwunde an der Stirn auf dem Boden liegt. Seine Augen sind weit geöffnet. Unter ihm breitet sich eine fast schwarze Blutlache aus. Björn atmet schnell, schaut sich in dem dunklen Raum zwischen Polizeiausrüstung, Regenmänteln und Surfermagazinen um. Durch das Dröhnen der Motoren hindurch hört er eine Stimme. Es ist Ossian Wallenberg, der vom Kiesweg aus etwas ruft. Er nähert sich mit einem gelben Regenschirm über dem Kopf humpelnd dem Steg. Björn spürt den Puls in seinen Schläfen pochen und erkennt, dass er in eine Falle getappt ist. Er sieht Blutspritzer auf der Innenseite der Windschutzscheibe und tastet nach der Klinke. Die Treppe zur Kajüte knarrt, und er dreht sich um und sieht seinen Verfolger aus der Dunkelheit heraufkommen. Er trägt eine Polizeiuniform, und sein Gesicht ist hellwach, fast neugierig. Björn erkennt, dass es für eine Flucht zu spät ist, und greift nach einem Schraubenzieher in dem Regal über dem Armaturenbrett, um sich zu verteidigen. Der Verfolger hält sich am Treppengeländer fest, steigt ins Ruderhaus hinauf, blinzelt im grellen Licht und richtet den Blick auf Windschutzscheibe und Ufer. Regen schlägt gegen das Fenster. Björn bewegt sich schnell. Er zielt mit dem Schraubenzieher auf das Herz des Gegners, stößt zu und begreift nicht wirklich, was dann geschieht. Er spürt bloß ein Zittern in seiner Schulter. Der Gegenschlag des Angreifers bewirkt, dass Björn jegliches Gefühl im Arm verliert. Es ist, als gäbe es seinen Arm überhaupt nicht mehr. Der Schraubenzieher fällt zu Boden und rutscht klappernd hinter eine Werkzeugkiste aus Aluminium. Der Verfolger hält seinen leblosen Arm fest, reißt ihn nach vorn, verdreht Björns Körper, fegt mit einem Tritt seine Beine weg und lenkt und verstärkt die Kraft in Björns Fall so, dass dieser mit dem Gesicht nach unten stürzt und auf die Fußstütze neben dem Steuer schlägt. Durch den Aufprall bricht mit einem dumpfen Knirschen Björns Genick. Er spürt nichts, sieht jedoch einige seltsame Funken, kleine Flammen, die in der Dunkelheit umherhüpfen, immer

langsamer und wohliger. Björns Gesicht zuckt schwach, wenige Sekunden später ist er tot.

56

Der Hubschrauber

Penelope steht am Fenster. Ein Blitz lässt den Himmel aufleuchten, dann rollt der Donner über das Meer. Es gießt in Strömen. Björn ist an Bord des Polizeiboots gegangen und im Ruderhaus verschwunden. Der heftige Wolkenbruch lässt das Wasser schäumen. Sie sieht Ossian Wallenberg mit einem gelben Regenschirm über dem Kopf zum Meer hinunterstolpern. Die Metalltür zum Ruderhaus des Boots geht auf, und ein uniformierter Polizist tritt auf das Vordeck hinaus, springt auf den Steg und macht das Boot fest.
Erst als der Polizist den Kiesweg hinaufgeht, erkennt Penelope, wer er ist.
Ihr Verfolger erwidert Ossians Gruß nicht einmal, sondern streckt stattdessen sofort seine linke Hand aus und packt Ossians Kinn.
Penelope merkt nicht, dass sie das Handy fallen lässt.
Mit sachlicher Härte dreht der uniformierte Mann Ossians Gesicht zur Seite. Der gelbe Regenschirm fällt auf die Erde und rollt ein Stück die Böschung hinunter. Das Ganze ist binnen weniger Augenblicke vorbei. Der Verfolger bleibt nicht einmal wirklich stehen, als er mit seiner freien Hand einen kurzen Dolch zieht. Er dreht Ossians Gesicht noch ein wenig weiter und sticht ihm anschließend blitzschnell in den Nacken, über dem Atlas, direkt in den Hirnstamm. Wie der Biss einer Schlange. Als Ossian zu Boden fällt, ist er schon tot.
Der uniformierte Verfolger eilt mit großen Schritten auf das Haus zu. Das fahle Licht eines Blitzes beleuchtet plötzlich sein Gesicht, und Penelope begegnet durch den Regen hindurch seinem Blick. Ehe es wieder dunkel wird, sieht sie für Sekundenbruchteile die bekümmerten Züge seines Gesichts. Die müden, traurigen Augen und den Mund mit der tiefen Narbe. Der Donner grollt. Der Mann nähert sich dem Haus. Penelope bleibt am Fenster stehen. Sie atmet schnell, ergreift jedoch nicht die Flucht, ist wie gelähmt.
Regen prasselt auf das Fensterblech und gegen das Glas. Die Welt draußen erscheint ihr seltsam fern. Aber auf einmal taucht hinter dem

Mann ein anderes, vollkommen gelbes Licht auf. Der Bootssteg, das Wasser und der Himmel leuchten strahlend. Von dem Polizeiboot steigt eine Flamme in die Höhe wie eine große Eiche aus Feuer. Metallteile werden in die Luft geschleudert. Die Feuerwolke wächst und pulsiert in orangen Farbschattierungen. Die Hitzewelle der Explosion entflammt das Schilf und den Steg, und gleichzeitig erreichen die Druckwelle und der Knall der Explosion das Haus.
Erst als die klappernde Fensterscheibe vor Penelopes Gesicht auf der ganzen Breite springt, reagiert sie. Der Regen fällt und trifft den schwarzen Rauch, der hinter dem Verfolger aus den Überresten des Boots aufwallt. Er eilt zum Haus hinauf. Penelope dreht sich um, rennt durch die Zimmer, steigt über den von Ossian weggerückten Sessel, gelangt in den Flur mit den signierten Porträts, öffnet die Haustür und läuft quer über den nassen, ungepflegten Rasen. Sie rutscht aus, läuft im Regen weiter, entfernt sich auf einem Trampelpfad vom Haus, umrundet ein Birkenwäldchen und gelangt auf eine Wiese, wo sie einer Familie mit Angelruten, orangefarbenen Schwimmwesten und Regenjacken begegnet. Sie läuft durch die kleine Gruppe hindurch zu einem Sandstrand hinunter. Sie ist völlig außer Atem, keucht unkontrolliert, hat das Gefühl, jeden Moment in Ohnmacht zu fallen. Sie muss stehen bleiben, weiß nicht, wohin sie sich wenden soll, kauert sich hinter einen kleinen Schuppen, übergibt sich zwischen den Brennnesseln und betet wispernd ein Vaterunser. In der Ferne donnert es. Sie zittert am ganzen Leib, rappelt sich aber trotzdem wieder auf und streicht sich mit dem Ärmel ihres Pullovers Regen aus den Augen. Vorsichtig lehnt sie sich vor und schaut um die Ecke, auf die Wiese hinaus. Ihr Verfolger lässt soeben das Birkenwäldchen hinter sich und bleibt bei der Familie stehen, die unmittelbar darauf in ihre Richtung zeigt. Sie kriecht rückwärts, rutscht den Fels hinunter und läuft am Wasser entlang auf den Sandstrand hinaus. Wo der nasse Sand hochgeschleudert wird, leuchten die Spuren hinter ihr weiß. Sie rennt auf einen sehr langen Pontonsteg und immer weiter hinaus. Plötzlich hört sie die dumpf knatternden Rotorblätter eines Hubschraubers. Penelope läuft weiter auf dem Steg, sieht den uniformierten Verfolger zwischen den Bäumen zum Strand laufen. Aus einem Rettungshubschrauber hat sich ein Mann in oranger Kleidung abgeseilt und landet am äußeren Ende des Stegs, das Wasser

um ihn wird zu gewellten Kreisen aufgepeitscht. Penelope rennt auf dem rutschigen Steg zu ihm hin, und er ruft ihr zu, wie sie sich hinstellen soll, koppelt sie an das Rettungsseil und gibt dem Hubschrauberpiloten ein Zeichen. Gemeinsam steigen sie vom Steg auf, fliegen knapp über der Wasseroberfläche, werden dann hoch und zur Seite gehoben. Das Letzte, was Penelope vom Strand sieht, ehe er vom Fichtenwald verdeckt wird, ist ihr Verfolger, der ein Knie auf die Erde gesetzt hat. Vor ihm liegt sein schwarzer Rucksack. Mit routinierten Bewegungen montiert er eine Schusswaffe. Dann sieht sie ihn nicht mehr. Nur dichte grüne Bäume. Die Wasseroberfläche verschwindet unter ihr. Plötzlich hört sie einen kurzen Knall und über ihr ein Knirschen. Es ruckt heftig in dem Stahlseil, und ihr wird flau im Magen. Der Mann hinter ihr ruft dem Hubschrauberpiloten etwas zu. Sie werden in die andere Richtung gerissen, der Hubschrauber trudelt jäh, und Penelope erkennt, was passiert ist. Der Verfolger hat den Piloten von seiner Position am Ufer aus erschossen. Wie aus einem Reflex heraus löst Penelope die Sicherung der Schnalle an dem Rettungsseil, öffnet das Schloss, lockert die Riemen und fällt. Sie stürzt durch die Luft, während der Hubschrauber an Schub verliert, zur Seite kippt und sich überschlägt. Das Stahlseil mit dem daran hängenden Seenotretter verheddert sich in dem großen Rotor. Es knattert ohrenbetäubend, und dann knallt es kurz hintereinander zwei Mal, als die riesigen Rotorblätter von ihrer Achse gerissen werden. Penelope fällt etwa zwanzig Meter, bis sie aufs Wasser aufschlägt. Sie sinkt tief. Tosend führt ihr Weg in dem kalten Wasser lange abwärts, ehe sich die Bewegung umkehrt.
Ihre Beine treten, sie kommt hoch, saugt Luft in ihre Lunge und schwimmt fort von der Insel, aufs offene Meer hinaus.

57

Unwetter

Joona Linna und Saga Bauer verlassen nach ihrer kurzen Begegnung mit Direktor Pontus Salman die Firma Silencia Defence. Sie haben ihm eine Falle gestellt. Aber Pontus Salman hat sie überrascht, indem er sich augenblicklich selbst identifiziert und die Umstände erläutert hat. Das Foto entstand im Frühjahr 2008 in einem Konzertsaal in Frankfurt. Das Geschäft war weit gediehen, als im Frühjahr 2009 etwas geschah, durch das es doch noch verhindert wurde. Salman schien vorauszusetzen, dass Joona Linna und Saga Bauer wussten, worauf er anspielte.
Er berichtete, dass es bei dieser einzigen Besprechung mit dem Sudan blieb, da für weitere Verhandlungen kein Spielraum mehr bestand.
»Begreifst du, wovon Salman gesprochen hat?«, fragt Joona. »Was ist 2009 passiert?«
Noch ehe sie auf den Nynäsvägen fahren, greift Saga Bauer nach ihrem Handy und ruft Simon Lawrence vom Staatsschutz an.
»Ich vermute mal, dass du nicht anrufst, um ein Rendezvous zu vereinbaren«, sagt Simon.
»Als unser Experte für Afrika nördlich der Sahara weißt du wahrscheinlich, was im Frühjahr 2009 im Sudan passiert ist.«
»Woran denkst du genau?«
»Schweden kann danach aus irgendeinem Grund keine Waffen mehr in den Sudan exportieren.«
»Liest du eigentlich keine Zeitung?«
»Doch«, antwortet sie leise.
»Im März 2009 hat der Internationale Strafgerichtshof in Den Haag einen Haftbefehl gegen Umar al-Bashir, den Präsidenten des Sudans, ausgestellt.«
»Gegen den Präsidenten?«
»Ja.«
»Keine Kleinigkeit.«
»Die Anklage bezog sich auf die direkten Befehle des Präsidenten zu Plünderungen, Vergewaltigungen, Zwangsumsiedlungen, Folter, Mord

und Völkermord an drei Stämmen in Darfur.«
»Ich verstehe.«
Ehe sie das Gespräch beenden, hält Simon Lawrence ihr eine kurze Vorlesung über die Lage im Sudan.
»Und, worum ging es?«, erkundigt sich Joona.
»Der Internationale Strafgerichtshof in Den Haag hat einen Haftbefehl gegen Präsident al-Bashir erlassen«, sagt sie und wirft Joona einen langen Blick zu.
»Das wusste ich nicht«, gesteht er.
»Die Vereinten Nationen haben 2004 gegen die Dschandschawid und andere bewaffnete Gruppen in Darfur ein Waffenembargo beschlossen.«
Sie fahren auf dem Nynäsvägen in nördliche Richtung. Der Sommerhimmel bewölkt sich, und die Wolken hängen tief.
»Sprich weiter«, sagt Joona.
»Präsident al-Bashir hat stets jede Verbindung zur Miliz geleugnet«, erzählt sie. »Nach dem Embargo der Vereinten Nationen waren Exporte nur noch direkt an die sudanesische Regierung erlaubt.«
»Weil sie nicht mit der Miliz in Darfur in Verbindung stand.«
»Genau«, bestätigt Saga. »2005 wurde dann ein umfassender Friedensvertrag geschlossen, das Comprehensive Peace Agreement, mit dem der längste Bürgerkrieg Afrikas beendet wurde. Danach gab es keine prinzipiellen Gründe mehr, die gegen schwedische Waffenlieferungen an die sudanesische Armee gesprochen hätten. Carl Palmcronas Rolle bestand deshalb darin zu beurteilen, ob die Frage sicherheitspolitisch relevant war.«
»Aber der Internationale Strafgerichtshof kam offenkundig zu einer anderen Einschätzung«, bemerkt Joona.
»Ja, allerdings … dort sah man eine direkte Verbindung zwischen dem Präsidenten und der bewaffneten Miliz als erwiesen an und erließ einen Haftbefehl wegen Vergewaltigungen, Folter und Völkermord gegen ihn.«
»Was ist danach passiert?«
»Im April wurde gewählt, al-Bashir wurde in seinem Amt bestätigt, und der Sudan hat natürlich nicht die Absicht, sich nach dem Haftbefehl zu richten, aber nach Lage der Dinge ist es natürlich völlig ausgeschlossen, Waffen in den Sudan zu exportieren und Geschäfte mit Umar al-Bashir

und Agathe al-Haji zu machen.«
»Genau wie Pontus Salman gesagt hat«, wirft Joona ein.
»Ja, deshalb haben sie das Geschäft abgebrochen.«
»Wir müssen Penelope Fernandez finden«, sagt Joona, während die ersten Regentropfen auf die Windschutzscheibe des Autos treffen.
Sie fahren in ein Unwetter hinein, die Sicht wird sehr schlecht. Es gießt in Strömen, und der Regen trommelt laut auf das Autodach. Joona kann auf der Autobahn nicht schneller als fünfzig Stundenkilometer fahren. Es ist stockfinster, nur gelegentlich wird der Himmel vom Licht ferner Blitze erleuchtet. Die Scheibenwischer sausen hin und her.
Plötzlich klingelt Joonas Handy. Es ist Petter Näslund, sein direkter Vorgesetzter, der gestresst erklärt, Penelope Fernandez habe zwanzig Minuten zuvor in der Notrufzentrale angerufen.
»Warum habe ich davon nichts erfahren?«
»Ich fand, dass es Vorrang hatte, die Wasserschutzpolizei dorthin zu beordern, sie sind schon unterwegs. Ich habe aber zusätzlich noch einen Hubschrauber vom Seenotrettungsdienst angefordert, um sie möglichst schnell zu holen.«
»Gut, Petter«, sagt Joona und sieht, dass Saga ihm einen fragenden Blick zuwirft.
»Ich weiß, dass du Penelope Fernandez und Björn Almskog möglichst schnell vernehmen willst.«
»Ja«, erwidert Joona.
»Ich rufe dich wieder an, sobald ich weiß, in welchem Zustand sie sind.«
»Danke.«
»Die Kollegen von der Wasserschutzpolizei müssten Kymmendö eigentlich jeden Moment erreichen und … Moment mal, da ist was passiert, kannst du bitte kurz warten?«
Joona hört, wie Petter mit jemandem spricht, immer erregter klingt und schließlich schreit: »Dann versuch es eben immer wieder.«
»Ich muss Schluss machen«, erklärt Petter Joona kurzerhand.
»Was geht da vor?«, fragt Joona.
Ein Donner grollt und verebbt knisternd.
»Wir bekommen keinen Kontakt zu den Kollegen auf dem Boot, sie antworten nicht. Es ist dieser verdammte Lance, wahrscheinlich hat er irgendeine Welle gesehen, der er nicht widerstehen konnte.«

»Petter«, sagt Joona. »Hör mir bitte gut zu, du musst jetzt sehr schnell handeln. Ich glaube, dass das Boot gekapert wurde und …«
»Jetzt mach aber mal einen …«
»Halt’s Maul und hör zu.«
»Wahrscheinlich sind unsere Kollegen von der Wasserschutzpolizei schon tot. Du hast nur ein paar Minuten, um eine Einsatztruppe zusammenzustellen und deren Leitung zu übernehmen. Ruf auf dem einen Apparat die Landeskriminalpolizei an und auf dem anderen Bengt Olofsson, du musst versuchen, zwei Patrouillen von der Nationalen Antiterrortruppe zu bekommen, und bitte um Verstärkung durch einen Hubschrauber 14 vom nächstgelegenen Fliegerhorst.«

58

Der Begünstigte

Ein Unwetter zieht über Stockholm auf, Donner rollen, Blitze erhellen den Himmel, und es gießt in Strömen. Regentropfen klatschen gegen die Fenster von Carl Palmcronas großer Wohnung. Tommy Kofoed und Nathan Pollock haben die vorübergehend unterbrochene kriminaltechnische Untersuchung wieder aufgenommen.
Es ist so dunkel, dass sie die Deckenlampen einschalten müssen.
In einem der deckenhohen Kleiderschränke in Palmcronas Ankleidezimmer findet Pollock unter einer ganzen Reihe grauer, blauer und schwarzer Anzüge eine glänzende Ledermappe.
»Tommy«, ruft er.
Gebeugt und mürrisch kommt Kofoed zu ihm herein.
»Was ist?«
Nathan Pollock tippt mit seinen behandschuhten Fingern auf die Ledermappe.
»Ich glaube, ich habe hier was gefunden«, sagt er.
Sie gehen zu der hohen, tiefen Fensternische, wo Pollock vorsichtig den Verschluss löst und die Ledermappe öffnet.
»Mach weiter«, flüstert Kofoed.
Pollock hebt behutsam das dünne Vorsatzblatt ab, auf dem einige Worte stehen: Carl Palmcronas letzter Wille.
Sie lesen schweigend. Das Dokument ist auf den ersten März des Vorjahrs datiert. Palmcrona hat sein gesamtes Vermögen einem einzigen Menschen vermacht: Stefan Bergkvist.
»Wer zum Henker ist Stefan Bergkvist?«, fragt Kofoed, als sie den Text gelesen haben. »Soweit ich weiß, hatte Palmcrona keine Verwandte, keine Freunde, er hatte niemanden.«
»Stefan Bergkvist wohnt in Västerås … jedenfalls zum Zeitpunkt der Abfassung dieses Dokuments«, sagt Pollock. »In der Rekylgatan 11 in Västerås und …«
Pollock unterbricht sich und blickt auf:
»Er ist noch ein Kind. Laut Personennummer ist er gerade mal sechzehn

Jahre alt.«
Aufgesetzt hat das Testament Palmcronas Anwalt von der Kanzlei Wieselgreen und Söhne. Pollock blättert im aktualisierten Anhang des Testaments, in dem Palmcronas Vermögenswerte präzisiert werden. Es handelt sich um vier Rentenfonds, verpachteten Wald, nur zwei Hektar, einen Hof in Södermanland, der seit zehn Jahren vermietet wird, und die mit hohen Hypotheken belastete Eigentumswohnung in der Grevgatan 2. Der einzige wirklich große Vermögenswert scheint ein Konto bei der Standard Chartered Bank in Jersey zu sein, auf dem nach Palmcronas Angaben neun Millionen Euro liegen.
»Es sieht ganz danach aus, dass dieser Stefan reich geworden ist«, sagt Pollock.
»Ja.«
»Aber warum?«
Tommy zuckt mit den Schultern:
»Manche Leute vermachen alles ihrem Hund oder dem Fitnesstrainer.«
»Ich rufe ihn an.«
»Den Jungen?«
»Was sollen wir denn sonst tun?«
Nathan Pollock wählt eine Nummer auf seinem Handy, bittet darum, mit Stefan Bergkvist in der Rekylgatan 11 in Västerås verbunden zu werden, erfährt, dass unter dieser Adresse nur eine Siv Bergkvist verzeichnet ist, und denkt sich, dass sie vermutlich die Mutter des Jungen ist. Nathan blickt auf den heftigen Regen und die überlaufenden Dachrinnen hinaus.
»Siv Bergkvist«, meldet sich eine Frau mit gebrochener Stimme.
»Mein Name ist Nathan Pollock, ich bin Kriminalkommissar … sind Sie die Mutter von Stefan Bergkvist?«
»Ja«, flüstert sie.
»Könnte ich ihn bitte kurz sprechen?«
»Was?«
»Es besteht kein Grund zur Sorge, ich möchte ihn nur fragen …«
»Gehen Sie zum Teufel«, schreit die Frau und bricht das Gespräch ab.
Pollock wählt noch einmal, aber es hebt keiner ab. Er blickt auf die glänzende Straße hinunter und wählt ein weiteres Mal.
»Micke«, meldet sich ein Mann mit reservierter Stimme.
»Mein Name ist Nathan Pollock, und ich …«

»Verdammt, was wollen Sie?«
Nathan hört die Frau im Hintergrund weinen und etwas zu dem Mann sagen, der erwidert, dass er das erledigen könne.
»Nein«, sagt sie. »Ich mache das …«
Das Telefon wird weitergereicht, und man hört Schritte.
»Hallo«, sagt die Frau leise.
»Ich muss wirklich …«
»Stefan ist tot«, unterbricht sie ihn mit gellender Stimme. »Warum tun Sie das, warum rufen Sie hier an und sagen, dass Sie mit ihm sprechen wollen, ich halte das nicht aus …«
Sie schreit ins Telefon, weint, etwas fällt scheppernd zu Boden.
»Entschuldigen Sie bitte«, sagt Pollock. »Das wusste ich nicht, ich …«
»Ich halte das nicht aus«, weint sie. »Ich kann nicht mehr.«
Man hört Schritte, woraufhin erneut der Mann das Telefon übernimmt.
»Jetzt reicht’s aber.«
»Warten Sie bitte«, sagt Pollock schnell. »Könnten Sie mir bitte erzählen, was passiert ist? Es ist wirklich wichtig …«
Tommy Kofoed, der das Gespräch verfolgt hat, sieht Nathan, der jemandem am anderen Ende der Leitung lauscht, erblassen und sich über den silbrigen Pferdeschwanz streichen.

59

Wenn das Leben einen Sinn bekommt

Mehrere Polizisten haben sich auf den Fluren des Landespolizeiamts versammelt. Nervosität liegt in der Luft. Alle warten ungeduldig auf neue Berichte. Erst hat die Einsatzzentrale den Kontakt zum Boot der Wasserschutzpolizei verloren, und dann ist auch noch der Funkkontakt zum Rettungshubschrauber abgebrochen.
Joona steht in seinem Büro und liest die Ansichtskarte, die Disa ihm von ihrer Konferenz auf Gotland geschickt hat. »Ich leite den Liebesbrief einer heimlichen Verehrerin an dich weiter. Kuss, Disa.« Er nimmt an, dass sie lange suchen musste, um eine Karte zu finden, die ihn garantiert schaudern lassen wird. Er beißt die Zähne zusammen und dreht die Karte um. Auf der Vorderseite steht in Druckbuchstaben »Sex on the beach« über dem Bild eines weißen Pudels mit Sonnenbrille in einem rosa Bikini. Der Hund sitzt in einem Liegestuhl, und neben ihm steht ein roter Drink in einem hohen Glas.
Es klopft an der Tür, und Joonas Lächeln verschwindet, als er Nathan Pollocks ernstem Blick begegnet.
»Carl Palmcrona hat sein gesamtes Vermögen seinem Sohn vermacht«, setzt Nathan an.
»Ich dachte, er hätte keine Verwandten.«
»Der Sohn ist tot, er wurde nur sechzehn Jahre alt, offenbar ist er gestern bei einem Unfall umgekommen.«
»Gestern?«, wiederholt Joona.
»Stefan Bergkvist hat Carl Palmcrona um drei Tage überlebt«, erklärt Nathan Pollock.
»Was ist passiert?«
»Ich habe es ehrlich gesagt nicht ganz verstanden, es hing mit seinem Moped zusammen«, sagt Pollock. »Ich habe darum gebeten, den vorläufigen Bericht zugeschickt zu bekommen …«
»Was weißt du?«
Der große Mann mit dem silbernen Pferdeschwanz lässt sich auf den Bürostuhl fallen.

»Ich habe mehrmals mit seiner Mutter, Siv Bergkvist, und ihrem Lebensgefährten Micke Johansson gesprochen … dabei ist herausgekommen, dass Siv zur Aushilfe als Palmcronas Sekretärin arbeitete, als dieser bei der Vierten Marineflottille tätig war. Sie hatten eine kurze Affäre. Die Frau wurde schwanger. Als sie ihm davon erzählte, meinte er zu ihr, er gehe davon aus, dass sie abtreiben werde. Siv kehrte nach Västerås zurück, brachte das Kind zur Welt und hat seither stets behauptet, der Vater sei unbekannt.«
»Wusste Stefan, dass sein Vater Carl Palmcrona war?«
Nathan schüttelt den Kopf und ist in Gedanken bei den Worten der Mutter: »Ich habe Hummelchen gesagt, dass sein Vater tot ist, dass er noch vor seiner Geburt gestorben ist.«
Es klopft an die Tür, und Anja Larsson kommt herein. Sie legt einen Bericht auf den Tisch, der nach dem Ausdrucken noch warm ist.
»Ein Unfall«, sagte sie ohne weitere Erklärung und verlässt den Raum.
Joona greift nach der Plastikmappe und liest den Bericht über die vorläufige kriminaltechnische Untersuchung. Wegen der starken Hitzeentwicklung starb der Junge nicht an einer Kohlenmonoxidvergiftung, sondern an seinen Verbrennungen. Noch vor seinem Tod war die Haut wie von tiefen Schnittwunden aufgeplatzt und daraufhin die gesamte Muskulatur eingeschrumpft. Die Hitze hatte am Schädel und den Röhrenknochen zu Brüchen geführt. Der Pathologe hatte ein Brandhämatom festgestellt, eine Blutansammlung zwischen der Schädeldecke und der harten Hirnhaut, die entstanden ist, als das Blut anfing zu kochen.
»Grauenvoll«, murmelt Joona.
Die Untersuchung des Feuers war dadurch erschwert worden, dass von dem Bauwagen, in dem man die sterblichen Überreste Stefan Bergkvists gefunden hatte, praktisch nichts übrig geblieben war. Nichts als ein schwelendes Bett aus Asche, schwarze Metallteile und stachlige Reste eines verkohlten Körpers in zusammengekrümmter Haltung hinter dem, was einmal die Tür gewesen war. Die vorläufige Theorie der Polizei basierte im Großen und Ganzen auf der Aussage des einzigen Zeugen, eines Lokführers, der die Feuerwehr alarmiert hatte. Er hatte das brennende Moped wie einen Keil vor dem Wagen liegen sehen. Alles in allem legten die Untersuchungsergebnisse nahe, dass sich der

sechzehnjährige Stefan Bergkvist in dem alten Bauwagen aufgehalten hatte, als sein Moped unglücklicherweise so umkippte, dass es die Tür blockierte. Der Tankdeckel war nicht zugeschraubt, und das Benzin lief aus. Wodurch das Benzin Feuer fing, war zum Zeitpunkt des Berichts noch unklar, aber wahrscheinlich durch eine Zigarette.
»Palmcrona stirbt«, sagt Pollock langsam. »Er vermacht sein gesamtes Vermögen seinem Sohn, und drei Tage später ist der Sohn ebenfalls tot.«
»Das Erbe fällt an die Mutter?«, fragt Joona.
»Ja.«
Sie verstummen und hören die langsam schlurfenden Schritte im Korridor, ehe Tommy Kofoed Joonas Büro betritt.
»Ich habe Palmcronas Safe geöffnet«, erklärt der Kriminaltechniker. »Er hat darin so gut wie nichts aufbewahrt, nur das hier.«
Er hält ein hübsch eingebundenes Lederbuch in der Hand.
»Was ist das?«, fragt Pollock.
»Ein Lebensbericht«, antwortet Kofoed. »So etwas ist in seiner Gesellschaftsschicht nichts Ungewöhnliches.«
»Du meinst, eine Art Tagebuch?«
Kofoed zuckt mit den Schultern.
»Eher anspruchslose Memoiren, die nicht zur Veröffentlichung bestimmt waren. Sie sollen im Grunde nur einen weiteren Teil zur Geschichte der Familie hinzufügen. Sie sind handschriftlich verfasst worden … Das Ganze beginnt mit einem Stammbaum, der Karriere seines Vaters, gefolgt von einer tristen Aneinanderreihung der eigenen Schullaufbahn, Examen, Militärdienst und berufliche Karriere … Er hat eine Reihe unglücklicher Investitionen getätigt, und seine finanziellen Verhältnisse verschlechterten sich ziemlich rasant, er hat Land und Immobilien verkauft. Das alles wird sehr trocken beschrieben …«
»Und der Sohn?«
»Die Beziehung zu Siv Bergkvist wird als Unfall beschrieben«, antwortet Tommy Kofoed und atmet tief durch. »Ziemlich schnell beginnt er jedoch, Stefan in seiner Lebensbeschreibung zu erwähnen, und in den Aufzeichnungen der letzten acht Jahre geht es um nichts anderes als um seinen Sohn. Er verfolgt das Leben des Jungen aus der Distanz, er weiß, in welche Schule er geht, wofür Stefan sich interessiert, mit welchen Freunden er sich trifft. Mehrfach erwähnt er, dass das Erbe

wiederhergestellt werden soll. Anscheinend spart er sein ganzes Geld zugunsten seines Sohns. Am Ende schreibt er noch, dass er die Absicht hat, seinen Sohn aufzusuchen, sobald dieser achtzehn geworden ist, und hofft, dass sein Sohn ihm verzeihen und sie sich nach all den Jahren kennenlernen dürfen. Es ist das Einzige, woran er denkt … Und jetzt sind sie plötzlich beide tot.«
»Was für ein Albtraum«, murmelt Pollock.
»Was hast du gesagt?«, fragt Joona und blickt auf.
»Ich dachte nur, dass es wie ein Albtraum ist«, antwortet Pollock. »Er tut alles für die Zukunft seines Sohnes, und dann überlebt der Sohn seinen Vater am Ende nur um drei Tage und erfährt nicht einmal, wer sein Vater gewesen ist.«

60

Etwas mehr Zeit

Als Axel Riessen ins Schlafzimmer kommt, liegt Beverly schon in seinem Bett. In der vorherigen Nacht hat er nur zwei Stunden geschlafen und deshalb ist er vor Müdigkeit ganz benommen.
»Wie lange braucht Evert, um hierherzufahren?«, fragt sie mit klarer Stimme.
»Du meinst, dein Vater? Ungefähr sechs Stunden.«
Sie verlässt das Bett und geht zur Tür.
»Was hast du vor?«, fragt Axel.
Sie dreht sich um.
»Ich dachte, dass er vielleicht im Auto sitzt und auf mich wartet.«
»Du weißt, dass er nicht nach Stockholm fährt«, sagt Axel.
»Ich will nur sicherheitshalber aus dem Fenster sehen.«
»Wir könnten ihn anrufen – sollen wir das tun?«
»Das habe ich schon versucht.«
Er streckt eine Hand aus und streichelt behutsam ihre Wange, und sie setzt sich wieder ins Bett.
»Bist du müde?«, fragt sie.
»Ich fühle mich vor Müdigkeit ganz krank.«
»Möchtest du, dass wir zusammen schlafen?«
»Ja, bitte.«
»Ich glaube, dass Papa morgen mit mir reden will«, sagt sie leise.
Axel nickt:
»Das wird sich morgen sicher machen lassen.«
Ihre großen glänzenden Augen lassen sie jünger aussehen denn je.
»Nun leg dich schon hin«, sagt sie. »Leg dich hin, dann darfst du schlafen, Axel.«
Er blinzelt sie müde an und sieht, dass sie sich vorsichtig auf ihre Seite des Betts legt. Ihr Nachthemd riecht nach sauberer Baumwolle. Als er sich hinter sie legt, will er einfach nur laut losweinen. Er will ihr sagen, dass er vorhat, einen Psychologen für sie zu finden, sie aus dieser Phase herauszuholen, es wird besser werden, das wird es immer.

Sachlich greift er nach ihrem Oberarm, legt die andere Hand um ihren Bauch und hört sie kurz jammern, als er sie an sich zieht. Er presst das Gesicht in ihren Nacken, atmet feucht gegen ihren Kopf, hält sie ganz fest. Nach einer Weile spürt er ihre schnellen Atemzüge leichter werden. Sie liegen vollkommen still, werden warm und schwitzen, trotzdem lässt er sie nicht los.

*

Am nächsten Morgen wacht Axel früh auf, er hat vier Stunden geschlafen, und seine Muskeln schmerzen. Er steht am Fenster und betrachtet die dunklen Fliederdolden.
Als er an seinem neuen Arbeitsplatz eintrifft, ist er immer noch müde und verfroren. Am Vortag ist er eine Sekunde davon entfernt gewesen, seinen Namen unter den Kontrakt eines toten Mannes zu setzen. Er hätte beinahe seine eigene Ehre in die Hände eines erhängten Mannes gelegt, auf sein Urteil vertraut und vom eigenen abgesehen.
Er ist sehr erleichtert über seinen Entschluss, noch zu warten, aber vielleicht war es ein wenig albern, ein Strichmännchen in den Vertrag zu zeichnen.
Er weiß, dass er im Laufe der nächsten Tage die Ausfuhr von Munition nach Kenia genehmigen muss. Er öffnet die Mappe mit den Unterlagen und beginnt, über die schwedischen Handelsbeziehungen in der Region zu lesen.
Eine Stunde später wird die Tür zu Axel Riessens Büro aufgestoßen, und Jörgen Grünlicht kommt herein, zieht einen Stuhl zum Schreibtisch und setzt sich. Er öffnet die Mappe, zieht den Kontrakt heraus, blättert bis zur Unterschriftszeile und begegnet anschließend Axels Blick.
»Hallo«, sagt Axel Riessen.
Jörgen Grünlicht kann sich ein Grinsen nicht verkneifen, weil das Strichmännchen mit den zerzausten Haaren tatsächlich Axel Riessen ähnelt und in der Sprechblase genau das steht: Hallo!
»Hallo«, sagt Jörgen Grünlicht.
»Es war noch zu früh«, erläutert Axel.
»Ich habe den Wink verstanden, es war nicht meine Absicht, Sie unter Druck zu setzen, auch wenn die Sache wirklich eilt«, erwidert Jörgen

Grünlicht. »Der Handelsminister hat mir wieder Stress gemacht, die Leute von Silencia Defence rufen mehrmals täglich an. Aber Sie sollen wissen, dass ich Sie verstehe. Sie sind ganz neu hier und … wollen gründlich vorgehen.«
»Ja.«
»Und das ist natürlich gut so«, fährt Grünlicht fort. »Aber Sie wissen auch, dass sie die Angelegenheit auch der Regierung überlassen könnten, falls Sie unsicher sein sollten.«
»Ich bin nicht unsicher«, erwidert Axel. »Ich bin nur noch nicht fertig, das ist alles.«
»Es ist nur … von deren Warte aus ist unangemessen viel Zeit vergangen.«
»Ich stelle alle anderen Projekte zurück und kann immerhin so viel sagen, dass bisher alles sehr gut aussieht«, antwortet Riessen. »Ich habe nicht vor, Silencia Defence davon abzuhalten, das Schiff zu beladen, aber ich bin einfach noch nicht fertig.«
»Ich richte allen Betroffenen aus, dass Sie der Sache positiv gegenüberstehen.«
»Tun Sie das, ich meine, wenn ich nichts Auffälliges finde, dann …«
»Das werden Sie nicht, ich habe die Akten persönlich studiert.«
»Umso besser«, sagt Axel sanft.
»Ich werde Sie nicht länger stören«, erklärt Jörgen Grünlicht und steht von seinem Stuhl auf. »Können Sie schon abschätzen, wann Sie mit der Bewertung fertig sein werden?«
Axel betrachtet erneut das Material.
»Rechnen Sie mit zwei Tagen, da ich unter Umständen selber Informationen in Kenia einholen muss.«
»Selbstverständlich«, sagt Jörgen Grünlicht und verlässt den Raum.

61

Woran er immer denkt

Schon gegen zehn verlässt Axel Riessen die Kontrollbehörde wieder, um zu Hause weiterzuarbeiten. Die Akten zur Ausfuhrgenehmigung nimmt er mit. Die Müdigkeit lässt ihn frieren und macht ihn hungrig, sodass er zum Grand Hotel fährt und für einen Brunch für zwei Personen einkauft. Axel geht ins Haus und trägt die Lebensmittel in die Küche. Beverly sitzt mitten auf dem Küchentisch und blättert in dem Brautmodenmagazin »Amelia Braut & Hochzeit«.
»Hast du Hunger?«, fragt er.
»Ich weiß nicht, ob ich bei meiner Hochzeit ein weißes Kleid tragen soll«, sagt Beverly. »Vielleicht lieber hellrosa …«
»Mir gefällt weiß«, murmelt er.
Axel füllt ein Tablett, und die beiden gehen zu der kleinen roten Rokokositzgruppe an der großen Fensterfront im Salon hinauf. Zwischen ihnen steht ein achteckiger Tisch aus dem achtzehnten Jahrhundert, dessen Platte die Vorliebe für Intarsien in dieser Epoche bezeugt. Das Motiv ist ein Garten mit Pfauen und einer Frau, die auf einer chinesischen Zither spielt.
Axel deckt den Tisch mit seinem Familienporzellan mit dem silberfarbenen Wappen, grauen Leinenservietten und schweren Weingläsern. Er gießt Coca-Cola in Beverlys Glas und Mineralwasser mit Limettenscheiben in sein eigenes.
Beverlys Hals ist schmal, das Kinn zierlich und schön. Da ihre Haare so kurz sind, sieht man die gesamte Rundung ihres Hinterkopfs. Sie leert ihr Glas und streckt anschließend träge den Oberkörper. Eine schöne und kindliche Geste. Er denkt, dass sie als erwachsene Frau die gleiche Bewegung machen wird, vielleicht sogar noch als alter Mensch.
»Erzähl mir noch mal von der Musik«, bittet sie ihn.
»Wo waren wir stehen geblieben?«, fragt Axel und richtet die Fernbedienung auf die Stereoanlage.
Alexander Malters überaus sensible Interpretation von Arvo Pärts »Alina« ertönt aus den Boxen. Axel schaut in sein Glas, wo die Bläschen

im Mineralwasser platzen, und wünscht sich intensiv, wieder trinken zu können, wünscht sich, Champagner zum Spargel zu trinken und anschließend vor dem Schlafengehen Propavan und Stesolid zu nehmen.
Axel schenkt ihr noch etwas Cola ein. Sie blickt auf und bedankt sich wortlos. Er schaut unverwandt in ihre großen, dunklen Augen und merkt erst, dass ihr Glas überschäumt, als die Limonade auf die Tischplatte läuft. Das chinesische Motiv verdunkelt sich, als wäre die Sonne hinter Wolken verschwunden, eine feuchte Haut lässt den Park mit den Pfauen glänzen.
Er steht auf und erblickt Beverlys Spiegelbild im Fenster, sieht ihre Kinnlinie und erkennt, dass sie Greta ähnelt.
Axel möchte sich einfach nur abwenden und hinauslaufen, das Haus verlassen, zwingt sich jedoch, einen Lappen zu holen, und das Herz findet zu seinem ruhigen Rhythmus zurück.
Es ist keine frappierende Ähnlichkeit, aber Beverly erinnert in vielem an Greta.
Er bleibt stehen und fährt sich mit zitternder Hand über den Mund.
Er denkt täglich an Greta, versucht zu vermeiden, täglich an sie zu denken.
Die Woche bis zum Finale des Wettbewerbs verfolgt ihn.
Sie liegt vierunddreißig Jahre zurück, aber in seinem Leben verfinsterte sich damals alles, er war noch so jung, erst siebzehn, aber vieles war bereits vorbei.

62

Der süße Schlaf

Der Johan-Fredrik-Berwald-Wettbewerb war zweifellos Nordeuropas prestigeträchtigster Wettbewerb für junge Geiger. Diverse weltweit bekannte Virtuosen wurden dort entdeckt und auf einen Schlag ins große, blendende Scheinwerferlicht gerückt. Für das Finale hatten sich drei Solisten qualifiziert, in sechs Durchgängen hatten immer weniger Teilnehmer vor einer Jury gespielt. Das Finale sollte anlässlich eines live im Fernsehen übertragenen Konzerts unter der Leitung von Herbert Blomstedt vor großem Publikum stattfinden.
In Musikerkreisen galt es als Sensation, dass zwei der Finalisten, Axel Riessen und Greta Stiernlood, am Königlichen Konservatorium in Stockholm studierten. Der dritte Finalist war Shiro Sasaki aus Japan.
Für Alice Riessen, die selbst eine Berufsmusikerin gewesen war, die den großen Durchbruch nicht geschafft hatte, waren die Erfolge ihres Sohnes Axel ein großer Triumph. Insbesondere nachdem sie eine Reihe von Verwarnungen vom Rektor der Hochschule erhalten hatte, weil Axel Vorlesungen fernblieb und bisweilen den ganzen Tag über unkonzentriert und nachlässig war.
Nachdem sie die dritte Runde erreicht hatten, wurden Axel und Greta vom Unterricht befreit, um all ihre Zeit den Proben für den nächsten Durchgang widmen zu können. Im Laufe des Wettbewerbs hatten sie einander näher kennengelernt, freuten sich über die Erfolge des anderen. Vor dem Finale begannen sie, sich bei Axel zu treffen, um sich gegenseitig zu unterstützen.
Der letzte Wettbewerbsbeitrag war ein Stück, das der Geiger selbst oder in Absprache mit seinem Lehrer auswählte.
Axel und seinem jüngeren Bruder Robert standen die sieben Zimmer in der obersten Etage des großen Hauses im Stadtteil Lärkstaden zur Verfügung. Axel übte im Prinzip nie auf seinem Instrument, liebte es aber zu spielen, sich neue Stücke zu erarbeiten, Klänge auszuloten, die er noch nie gehört hatte. Manchmal blieb er bis tief in die Nacht auf, spielte auf seiner Geige und erforschte ihr Wesen, bis seine Fingerkuppen am

Ende brannten.
Es blieb ihnen nur noch ein Tag. Am nächsten Abend würden Axel und Greta im Konzerthaus in der Finalrunde spielen. Axel betrachtete die LP-Cover, die auf dem Fußboden vor seinem Plattenspieler verstreut lagen. Es waren drei Alben von David Bowie, »Space Oddity«, »Alladin Sane« und »Hunky Dory«.
Seine Mutter klopfte an die Tür und trat mit einer Flasche Coca-Cola und zwei Gläsern mit Eiswürfeln und Zitronenscheiben ein. Axel bedankte sich leicht erstaunt, nahm ihr das Tablett ab und stellte es auf den Couchtisch.
»Ich dachte, ihr würdet üben«, sagte Alice und schaute sich um.
»Greta musste zum Essen nach Hause.«
»Aber du kannst doch in der Zwischenzeit weitermachen.«
»Ich warte auf sie.«
»Du weißt, dass morgen das Finale ist«, sagte Alice und setzte sich neben ihren Sohn. »Ich übe mindestens acht Stunden am Tag, manchmal habe ich zehn Stunden täglich gearbeitet.«
»Ich bin nicht einmal zehn Stunden am Tag wach«, scherzte Axel.
»Axel, du hast Talent.«
»Woher willst du das wissen?«
»Ich weiß es einfach. Aber das reicht nicht, das reicht bei niemandem«, erklärte sie.
»Mama, ich übe wie verrückt«, log er.
»Spiel mir vor«, bat sie ihn.
»Nein«, entgegnete er schroff.
»Ich verstehe ja, dass du deine Mutter nicht als Lehrerin haben willst, aber jetzt, wo es darauf ankommt, könntest du es ruhig zulassen, dass ich dir helfe«, fuhr Alice geduldig fort. »Als ich dich das letzte Mal gehört habe, was immerhin schon zwei Jahre her ist, auf einem Weihnachtskonzert, hat keiner begriffen, was du da gespielt hast …«
»Bowies ›Cracked Actor‹.«
»Das war unreif … aber für einen Fünfzehnjährigen ziemlich beeindruckend«, gestand sie und streckte die Hand aus, um ihn zu streicheln. »Aber morgen, da …«
Axel entzog sich der Hand seiner Mutter:
»Kritisier mich nicht immer.«

»Darf ich erfahren, für welches Stück du dich entschieden hast?«
»Für etwas Klassisches«, antwortete er mit einem breiten Grinsen.
»Gott sei Dank.«
Er zuckte mit den Schultern und wich ihrem Blick aus. Als es an der Tür klingelte, verließ er den Raum und eilte die Treppen hinunter.
Es dämmerte bereits, aber der Schnee hatte im Freien ein indirektes Licht geschaffen, eine Dunkelheit, die sich nicht weiter verdichtete. Greta stand mit einer Baskenmütze auf dem Kopf und in einem Dufflecoat auf der Eingangstreppe. Der gestreifte Schal war um ihren Hals geschlungen. Ihre Wangen leuchteten rot von der Kälte, und die Haare, die auf ihre Schultern fielen, hingen voller Schneeflocken. Sie legte den Geigenkasten auf die Kommode im Flur, hängte ihren Mantel sorgsam auf, schnürte die schwarzen Stiefel auf und holte ihre flachen Hausschuhe aus der Umhängetasche.
Alice Riessen kam herunter und begrüßte Greta. Sie war aufgekratzt, und ihre Wangen hatten sich vor Freude gerötet:
»Es ist gut, dass ihr euch gegenseitig beim Üben helft«, sagte sie. »Du musst streng sein mit Axel, sonst faulenzt er nur.«
»Das habe ich gemerkt«, erwiderte Greta lachend.
Greta Stiernlood war die Tochter eines Industriellen, der Großaktionär bei Saab Scania, der Enskilda Banken und anderen Unternehmen war. Greta war alleine bei ihrem Vater aufgewachsen – ihre Eltern hatten sich scheiden lassen, als sie noch sehr klein war, und sie hatte ihre Mutter seither nie wieder gesehen. Sehr früh – vielleicht schon vor ihrer Geburt – hatte ihr Vater beschlossen, dass sie Geigerin werden sollte.
Als sie Axels Musikzimmer betraten, ging Greta zum Flügel. Die glänzenden lockigen Haare fielen offen auf ihre Schultern herab. Sie trug eine weiße Bluse und einen Rock im Schottenmuster, einen dunkelblauen Pullunder und eine gestreifte Strumpfhose.
Sie packte ihre Geige aus, befestigte die Kinnstütze, strich mit einem Baumwolllappen das Harz fort, das auf den Saiten haftete, spannte den Bogen und platzierte die Noten auf dem Ständer. Rasch überprüfte sie, dass die Geige sich durch die Kälte und die Feuchtigkeitsunterschiede nicht verstimmt hatte.
Dann begann sie zu üben. Sie spielte wie immer mit halb geschlossenen Augen und in sich gekehrtem Blick. Ihre langen Wimpern warfen

zitternde Schatten auf ihr errötendes Gesicht. Das Stück war Axel vertraut: die erste Stimme aus Beethovens fünfzehntem Streichquartett. Ein ernstes und suchendes Thema.
Er lauschte, lächelte und dachte, dass Greta ein Gespür für Musik hatte, eine Ehrlichkeit in ihren Interpretationen, die seinen Respekt weckte.
»Schön«, sagte er, als sie aufhörte.
Sie tauschte die Noten aus und pustete auf ihre wunden Finger.
»Aber ich kann mich nicht entscheiden … weißt du, Vater wollte von mir wissen, was ich spielen will, er sagt, dass ich Tartini spielen soll, die Violinsonate in G-Moll.«
Sie verstummte, sah auf die Noten, folgte ihnen mit den Augen, zählte Sechzehntel und verinnerlichte komplizierte Legato-Stellen.
»Aber ich bin mir nicht sicher, ich …«
»Darf ich es hören?«, fragte Axel.
»Es klingt furchtbar«, erwiderte sie und errötete.
Sie spielte mit angespanntem Gesicht den letzten Satz. Das Stück war schön und traurig, aber gegen Ende, wo die höchsten Töne der Geige emporschießen müssen wie ein loderndes Feuer, wurde sie langsamer.
»Mist«, flüsterte sie und nahm die Geige in Ruheposition unter ihren Arm. »Ich bin nicht mehr mitgekommen, ich habe wirklich gerackert wie eine Blöde, aber ich muss noch mehr Wert auf die Sechzehntel und die Triolen legen, die …«
»Also mir hat dieses Schwanken gefallen, als würdest du einen großen Spiegel biegen, sodass …«
»Ich habe falsch gespielt«, unterbrach sie ihn und errötete noch heftiger.
»Entschuldige, ich weiß, du versuchst nur, nett zu sein, aber so geht das nicht, ich muss richtig spielen. Es ist doch verrückt, dass ich hier am Vorabend sitze und mich nicht entscheiden kann, ob ich das leichte nehmen oder auf das schwere Stück setzen soll.«
»Du kannst doch beide, also …«
»Nein, kann ich nicht, es wäre ein Wagnis«, entgegnete sie. »Aber gib mir ein paar Stunden, drei Stunden, dann traue ich mich vielleicht, morgen auf Tartini zu setzen.«
»Du kannst das doch nicht nur tun, weil dein Vater findet, dass …«
»Aber er hat ja recht.«
»Nein«, widersprach Axel und rollte langsam einen Joint.

»Ich kann das Leichtere«, fuhr sie fort, »aber das reicht möglicherweise nicht, es kommt ganz darauf an, für was ihr zwei, du und der japanische Junge, euch entscheidet.«
»So kann man nicht denken.«
»Wie soll man denn dann denken? Ich habe dich nicht ein einziges Mal üben sehen. Was wirst du spielen – hast du dich überhaupt schon entschieden?«
»Ravel«, antwortete er.
»Ravel? Ohne zu üben?«
Sie lachte.
»Im Ernst?«, fragte sie.
»Ravels ›Tzigane‹ – und nichts anderes.«
»Axel, entschuldige, aber das ist eine völlig irrsinnige Wahl, das weißt du, das Stück ist zu kompliziert, zu schnell, zu übermütig und …«
»Ich will es wie Perlman spielen, aber ohne Hast … denn eigentlich ist es gar nicht schnell.«
»Axel, es ist schrecklich schnell«, sagte sie und lächelte.
»Ja, für den Hasen, der gejagt wird … aber dem Wolf geht es zu langsam.«
Sie warf ihm einen müden Blick zu.
»Wo hast du denn das gelesen?«
»Das soll Paganini gesagt haben.«
»So so, dann muss ich mir also nur noch Sorgen wegen meines japanischen Kontrahenten machen«, erklärte sie und legte die Geige an die Schulter. »Du übst nicht, Axel, du kannst Ravels ›Tzigane‹ nicht spielen.«
»Es ist gar nicht so schwer, wie alle sagen«, sagte er und zündete seinen Joint an.
»Nein«, sagte sie lächelnd und begann wieder zu spielen.
Dann unterbrach sie ihr Spiel und sah ihn mit ernster Miene an.
»Du willst Ravel spielen?«
»Ja.«
Sie wurde ernst.
»Hast du mich angelogen? Übst du das Stück seit vier Jahren, oder was ist hier los?«
»Ich habe mich eben erst entschieden – als du gefragt hast.«

»Wie kannst du nur so dumm sein?«, sagte sie.
»Es ist mir egal, ob ich den letzten Platz belege«, sagte er und legte sich auf die Couch.
»Mir ist es nicht egal«, erwiderte sie.
»Ich weiß, aber es wird noch mehr Chancen geben.«
»Nicht für mich.«
Sie begann erneut, das schwere Stück von Tartini zu spielen, das jetzt besser lief, dennoch stoppte sie vorzeitig, spielte noch einmal die komplizierte Partie und danach noch einmal.
Axel klatschte in die Hände, legte David Bowies »The Rise and Fall of Ziggy Stardust and the Spiders from Mars« auf und führte den Tonarm über die LP. Er legte sich hin, schloss die Augen und sang den Song mit.
»Ziggy really sang, screwed up eyes and screwed down hairdo. Like som cat from Japan, he could lick'em by smiling. He could leave'em to hang.«
Greta zögerte, legte die Geige ab, ging zu ihm und nahm ihm den Joint aus der Hand. Sie rauchte ein paar Züge, hustete und gab ihn zurück.
»Wie kann man nur so dumm sein wie du?«, fragte sie und strich ihm plötzlich über die Lippen.
Sie beugte sich vor und versuchte, ihn auf den Mund zu küssen, der Kuss landete daneben, sie küsste ihn auf die Wange, flüsterte Entschuldigung und küsste ihn noch einmal. Sie küssten sich weiter, vorsichtig, tastend. Er zog ihr den Pullunder aus, und ihre Haare knisterten vor statischer Elektrizität. Er bekam einen Schlag, als er ihre Wange berührte, und zog hastig die Hand zurück. Sie lächelten sich nervös an und küssten sich wieder. Er knöpfte ihre weiße gebügelte Bluse auf und spürte die kleinen Brüste durch ihren schlichten BH. Sie half ihm, das T-Shirt auszuziehen. Ihre langen, gelockten Haare rochen nach Schnee und Winter, aber ihr Körper war so warm wie frisch gebackenes Brot.
Sie gingen ins Schlafzimmer und sanken auf sein Bett. Mit zitternden Händen knöpfte sie den gefütterten Wickelrock auf und hielt anschließend ihren Slip fest, damit er nicht mitrutschte, als er ihre dicke gestreifte Strumpfhose herunterzog.
»Was ist?«, flüsterte er. »Willst du aufhören?«
»Ich weiß nicht – willst du aufhören?«
»Nein«, antwortete er lächelnd.

»Ich bin nur ein bisschen nervös«, sagte sie aufrichtig.
»Aber du bist doch älter als ich.«
»Stimmt, du bist erst siebzehn − das ist ja fast ein bisschen unanständig.«
Axels Herz schlug bis zum Hals, als er ihren Slip herabzog. Sie lag vollkommen still, als er ihren Bauch, die kleinen Brüste, den Hals, das Kinn, die Lippen küsste. Sie spreizte vorsichtig die Beine, und er legte sich auf sie, spürte, wie sie langsam ihre Schenkel gegen seine Hüften presste. Als er in sie hineinglitt, liefen ihre Wangen feuerrot an. Sie zog ihn an sich, streichelte seinen Nacken und Rücken und seufzte jedes Mal leise, wenn er in sie hineinsank.
Als sie schließlich keuchend zur Ruhe kamen, hatte sich zwischen ihren nackten Körpern eine dünne Schicht aus warmem Schweiß gebildet. Eng umschlungen lagen sie mit geschlossenen Augen in seinem Bett und schliefen schon bald ein.

63

Der Johan-Fredrik-Berwald-Wettbewerb

Als Axel an jenem Tag erwachte, an dem er alles verlieren sollte, war es hell. Er und Greta hatten die Vorhänge nicht zugezogen, sie waren einfach zusammen im Bett eingeschlafen und hatten die ganze Nacht erschöpft und glücklich in den Armen des anderen geschlafen.
Axel verließ das Bett, betrachtete Greta, die mit vollkommen ruhigem Gesicht und in die dicke Decke gewickelt schlief. Er ging zur Tür, blieb vor dem Spiegel stehen und musterte kurz seinen nackten siebzehnjährigen Körper, ehe er ins Musikzimmer ging. Vorsichtig schloss er die Tür zum Schlafzimmer, ging zum Flügel und nahm seine Geige aus dem Kasten. Er legte sie an die Schulter, stellte sich ans Fenster und blickte in den Wintermorgen hinaus, auf den Schnee, der in langen Schleiern von den Dächern herabwehte, und begann, aus dem Gedächtnis Maurice Ravels »Tzigane« zu spielen.
Das Stück fing mit einer traurigen Zigeunerweise an, langsam und bedeutungsschwer, aber dann steigerte sich das Tempo. Die Melodie löste immer schnellere Echos ihrer selbst aus, die wie funkelnde, sekundenschnelle Erinnerungen an eine Sommernacht waren.
Er spielte ungeheuer schnell.
Er spielte, weil er glücklich war, überlegte nicht, ließ die Finger einfach mit dem sprühenden, perlenden Bach fließen, tanzen.
Axel lächelte in sich hinein, als er an das Gemälde dachte, das im Salon seines Großvaters hing, der immer behauptete, es sei Ernst Josephsons leidenschaftlichste Version des Wassergeists Näck. Als Kind hatte Axel die Sagen über dieses Zauberwesen geliebt, das mit seinem schönen Geigenspiel Menschen anlockte und ertrinken ließ.
Axel dachte, dass er in diesem Moment dem Näck ähnelte, dem nackten Jüngling, der im Wasser sitzend spielt. Der große Unterschied zwischen Axel und dem Näck auf Josephsons Bild bestand jedoch darin, dass Axel glücklich war.
Der Bogen lief über die Saiten, wechselte atemberaubend schnell die Position. Er scherte sich nicht darum, dass sich Rosshaar löste und vom

Frosch herabhing.
So muss Ravel gespielt werden, dachte er. Er muss glücklich gespielt werden, nicht exotisch. Ravel ist ein glücklicher Komponist, ein junger Komponist.
Er ließ den Nachhall der abschließenden Töne in der Geige verweilen, davonwirbeln wie der leichte Pulverschnee auf den Dächern. Dann ließ er den Bogen sinken und wollte sich gerade vor dem Winter verbeugen, als er hinter sich eine Bewegung erahnte.
Er wandte sich um und sah Greta in der Tür stehen. Sie hielt die Decke vor sich und sah ihn mit eigentümlichen dunklen Augen an.
Als er ihr ernstes Gesicht sah, wurde er besorgt.
»Was ist los?«
Sie antwortete nicht, schluckte nur hart. Zwei große Tränen liefen ihre Wangen herab.
»Greta, was ist los?«, wiederholte er.
»Du hast gesagt, du hättest nicht geübt«, sagte sie.
»Nein, ich … ich«, stammelte er. »Ich habe dir doch erzählt, dass es mir leichtfällt, neue Stücke zu lernen.«
»Gratuliere.«
»Es ist nicht, wie du denkst.«
Sie schüttelte den Kopf.
»Ich begreife nicht, wie ich so dumm sein konnte«, sagte sie.
Er legte Geige und Bogen fort, aber sie kehrte ins Schlafzimmer zurück und schloss die Tür hinter sich. Er zog eine Jeans an, die über einem Stuhlrücken hing, ging zur Tür und klopfte an.
»Greta? Darf ich reinkommen?«
Sie antwortete nicht. Er spürte in seinem Inneren die Sorge wachsen.
Einen Moment später trat sie vollständig angezogen aus dem Zimmer. Sie sah ihn nicht an, ging nur zum Flügel, packte ihre Geige ein und ließ ihn allein.

*

Das Konzerthaus war ausverkauft. Greta trat als Erste der Finalisten auf. Als sie kam, sah sie ihn nicht an, grüßte ihn nicht. Sie trug ein tiefblaues Samtkleid und eine schlichte Halskette mit einem Herzen.
Axel saß in der Künstlergarderobe und wartete mit halb geschlossenen Augen. Es war vollkommen still. Das einzige Geräusch war ein schwaches Säuseln hinter einem staubigen Belüftungsgitter aus Plastik. Sein jüngerer Bruder Robert kam zu ihm.
»Willst du nicht bei Mama sitzen?«, fragte Axel.
»Ich bin zu nervös … ich kann nicht zusehen, wenn du spielst, ich bleibe lieber hier sitzen und warte auf dich.«
»Spielt Greta schon?«
»Ja, es klingt schön.«
»Für welches Stück hat sie sich entschieden, war es Tartinis Violinsonate …«
»Nein, es war etwas von Beethoven.«
»Gut«, murmelte Axel.
Sie saßen wortlos zusammen, blieben stumm. Nach einer Weile klopfte es an die Tür. Axel stand auf und öffnete einer Frau, die erklärte, nun sei er bald an der Reihe.
»Viel Glück«, sagte Robert.
»Danke«, sagte Axel, nahm Geige und Bogen und begleitete die Frau durch einen Korridor.
Von der Bühne schlug ihm lauter Applaus entgegen, und Axel erhaschte einen kurzen Blick auf Greta und ihren Vater, als die beiden in ihre Garderobe eilten.
Axel ging durch den Gang und musste anschließend hinter einem Schirm neben der Bühne warten, bis der Conferencier ihn vorstellte. Nachdem er seinen Namen gehört hatte, ging er geradewegs in das blendende Scheinwerferlicht hinaus und lächelte dem Publikum zu. Ein Raunen ging durch den Konzertsaal, als er erklärte, er werde Maurice Ravels »Tzigane« spielen.
Er setzte die Geige an und hob den Bogen. Dann begann er, die wehmütige Einleitung zu spielen und trieb das Tempo anschließend in Richtung des Unmöglichen. Das Publikum hielt den Atem an. Er hörte selbst, dass es absolut brillant klang, aber diesmal perlte die Melodie nicht wie das Wasser eines Bachs. Er spielte nicht glücklich, sondern wie

der richtige Näck. Er spielte mit gehetzter, fiebriger Trauer. Als er drei Minuten gespielt hatte und die Töne fielen wie nächtlicher Regen, begann er, absichtlich einzelne Töne zu überspringen, senkte das Tempo, spielte ein bisschen falsch und brach das Stück schließlich ab.
Es war still im Konzertsaal.
»Ich bitte um Entschuldigung«, flüsterte er und ging von der Bühne ab.
Das Publikum applaudierte höflich. Seine Mutter stand von ihrem Platz auf, eilte ihm hinterher und stoppte ihn im Gang.
»Komm her, mein Junge«, sagte sie und legte ihre Hände auf seine Schultern.
Sie streichelte seine Wange, und ihre Stimme war warm und vor Rührung belegt, als sie sagte:
»Das war unglaublich, die beste Interpretation, die ich jemals gehört habe.«
»Entschuldige, Mutter.«
»Nein«, antwortete sie, wandte sich von Axel ab und verließ den großen Konzertsaal.
Axel ging zu seiner Gaderobe zurück, um seine Kleider zu holen. Auf dem Weg dorthin wurde er vom Dirigenten Herbert Blomstedt aufgehalten.
»Ehe Sie so getan haben, als würden Sie falsch spielen, klang es sehr gut«, sagte dieser mit gedämpfter Stimme.

*

Als Axel nach Hause kam, herrschte eine betäubende Stille im Haus. Es war bereits später Abend. Er ging in die Dachetage hinauf, durch das Musikzimmer und ins Schlafzimmer und schloss die Tür. In seinem Kopf hörte er noch immer die Musik. Er hörte sich ein paar Töne auslassen, unerwartet das Tempo vermindern und verstummen.
Er verstummte immer wieder.
Axel legte sich aufs Bett und schlief neben seinem Geigenkasten ein.
Am nächsten Morgen wachte er davon auf, dass das Telefon klingelte.
Jemand ging über den Fußboden im Esszimmer, der leise knarrte.
Kurz darauf hörte man Schritte auf der Treppe. Ohne anzuklopfen, betrat seine Mutter das Schlafzimmer.

»Setz dich hin«, sagte Alice ernst.
Als er sie sah, bekam er Angst. Sie hatte geweint und ihre Wangen waren immer noch feucht.
»Mutter, ich verstehe nicht …«
»Sei still«, unterbrach sie ihn leise. »Der Rektor deiner Schule hat mich angerufen, und er …«
»Er hasst mich, weil ich …«
»Ruhe«, schrie Alice.
Es wurde still, sie hob eine zitternde Hand zum Mund und hielt sie so, während ihr Tränen die Wangen herabliefen.
»Es geht um Greta«, brachte sie schließlich heraus. »Sie hat sich das Leben genommen.«
Axel sah sie an und versuchte zu verstehen, was sie gesagt hatte.
»Nein, denn ich …«
»Sie hat sich geschämt«, unterbrach Alice ihn. »Sie hätte üben müssen, du hast es versprochen, aber ich wusste es, im Grunde wusste ich es … Sie hätte nicht hier sein dürfen, sie … ich sage nicht, dass es deine Schuld ist, Axel, denn das ist es nicht. Sie hat sich selbst verraten, als es darauf ankam, und konnte es einfach nicht ertragen zu …«
»Mutter, ich …«
»Still«, unterbrach sie ihn erneut. »Es ist vorbei.«
Alice verließ das Zimmer, und wie in einem rauschhaften Nebel stand Axel von seinem Bett auf, taumelte, öffnete den Geigenkasten, holte das schlanke Instrument heraus und warf es mit voller Wucht auf den Boden. Der Hals brach, und der Holzkörper flatterte an den losen Saiten, er trat darauf, und Holzspäne wirbelten durch die Luft.
»Axel! Was tust du da?«
Sein jüngerer Bruder Robert war ins Zimmer gestürmt und versuchte ihn aufzuhalten, aber Axel stieß ihn von sich. Robert schlug mit dem Rücken gegen den großen Schrank, ging aber trotzdem erneut auf Axel zu.
»Axel, du hast dich verspielt, was macht das schon?«, versuchte es Robert. »Ich bin Greta begegnet, sie hat sich auch verspielt, jeder kann sich …«
»Halt’s Maul«, schrie Axel. »Du wirst sie mir gegenüber nie wieder erwähnen.«
Robert sah ihn an, wandte sich ab und verließ das Zimmer. Axel trat

weiter auf die Holzspäne, bis man nicht mehr erkennen konnte, dass es sich einmal um eine Geige gehandelt hatte.
Shiro Sasaki aus Japan gewann den Johan-Fredrik-Berwald-Wettbewerb. Greta hatte das leichtere Stück von Beethoven gewählt, sich aber trotzdem verspielt. Als sie nach Hause kam, hatte sie eine große Menge Schlaftabletten genommen und sich in ihrem Zimmer eingeschlossen. Sie wurde erst am nächsten Morgen gefunden, als sie nicht zum Frühstück herunterkam.
Axels Erinnerungen versinken wie eine Unterwasserstadt in Schlick und Seegras, verschwinden aus seinen Gedanken. Er betrachtet Beverly, die ihn mit Gretas großen Augen ansieht. Er schaut auf den Stofflappen in seiner Hand und die Flüssigkeit auf dem Tisch, das glänzende Intarsienmotiv der Frau, die auf einer Zither spielt.
Das Licht von draußen fällt auf Beverlys runden Hinterkopf, als sie sich umdreht und die Geigen betrachtet, die an der Wand hängen.
»Ich wünschte, ich könnte Geige spielen«, sagt sie.
»Wir können ja gemeinsam einen Kurs belegen«, erwidert er lächelnd.
»Das würde ich gerne tun«, sagt sie ernst.
Er legt den Lappen auf den Tisch und spürt in seinem Inneren die große Müdigkeit rauschen. Die hallende Klaviermusik durchströmt den Raum, sie wird ohne Dämpfer gespielt, und die Töne fließen träumerisch ineinander.
»Armer Axel, du willst schlafen«, sagt sie.
»Ich muss arbeiten«, murmelt er kaum hörbar.
»Dann eben heute Abend«, sagt sie und steht auf.

64

Aufzug abwärts

Kriminalkommissar Joona Linna hält sich in seinem Büro bei der Landeskriminalpolizei auf. Er sitzt am Schreibtisch und liest Carl Palmcronas Lebensbericht. In einer fünf Jahre alten Aufzeichnung erzählt Palmcrona, dass er nach Västerås reiste, um bei der Abschlussfeier seines Sohnes am letzten Schultag vor den Ferien dabei sein zu können. Als sich bei feuchtem Wetter alle mit Regenschirmen auf dem Schulhof versammelten und »Die Blütezeit nun kommet« sangen, hatte er in einiger Entfernung gestanden. Palmcrona beschrieb die weiße Jeans und weiße Jeansjacke seines Sohns, seine langen blonden Haare und dass der Junge »einen Zug um Nase und Augen hatte, der mich in Tränen ausbrechen ließ«. Er war nach Stockholm zurückgefahren und hatte gedacht, dass sein Sohn alles wert war, was er bisher getan hatte, und alles, was er noch tun würde.
Das Telefon klingelt, und Joona geht sofort an den Apparat. Es ist Petter Nilsson, der auf Dalarö in der mobilen Einsatzzentrale sitzt.
»Ich habe gerade mit der Gruppe des Hubschrauberverbands gesprochen«, berichtet er mit aufgeregter Stimme. »Sie überfliegen in diesem Moment die Erstaviken und haben Penelope Fernandez dabei.«
»Sie lebt?«, fragt Joona und wird von Erleichterung übermannt.
»Als sie die Frau gefunden haben, schwamm sie schnurstracks aufs offene Meer hinaus«, sagt Petter.
»Wie geht es ihr? Geht es ihr gut?«
»Scheint so – sie sind auf dem Weg zum Söderkrankenhaus.«
»Das ist zu gefährlich«, sagt Joona. »Fliegt sie lieber zu uns – wir holen ein Ärzteteam aus dem Karolinska-Krankenhaus her.«
Er hört Petter jemanden anweisen, eine Verbindung zum Hubschrauber herzustellen.
»Weißt du was über die anderen?«, fragt Joona.
»Es herrscht totales Chaos. Wir haben Leute verloren, Joona. Das ist doch Wahnsinn.«
»Björn Almskog?«, erkundigt sich Joona.

»Ist noch nicht gefunden worden, aber … es ist unmöglich, Informationen zu bekommen, wir wissen nichts.«
»Ist der Täter verschwunden?«
»Wir schnappen ihn uns, es ist eine kleine Insel. Unsere Leute von der Antiterrortruppe sind auf dem Boden und in der Luft im Einsatz, Boote von der Küstenwache und der Wasserschutzpolizei sind unterwegs.«
»Gut«, sagt Joona.
»Du glaubst nicht, dass wir ihn schnappen?«
»Wenn ihr ihn nicht sofort erwischt habt, ist er inzwischen wahrscheinlich fort.«
»Ist das meine Schuld?«
»Petter«, sagt Joona sanft, »wenn du nicht so schnell gehandelt hättest, wäre Penelope Fernandez jetzt tot … und ohne sie hätten wir nichts, keine Verbindung zu dem Foto, keine Zeugin.«
Eine Stunde später untersuchen zwei Ärzte vom Karolinska-Krankenhaus Penelope Fernandez in einem geschützten Raum unter dem Gebäude des Landespolizeiamts. Sie versorgen ihre Wunden, geben ihr Beruhigungsmittel und führen ihr Nährstoffe und Flüssigkeit zu.
Petter Näslund teilt Landeskriminalchef Carlos Eliasson mit, dass die sterblichen Überreste der beiden Kollegen Lennart Johansson und Göran Sjödin identifiziert worden sind. In den Trümmern des Polizeiboots ist darüber hinaus eine weitere Leiche gefunden worden, wahrscheinlich ist es Björn Almskog. Ossian Wallenberg ist tot vor seinem Haus gefunden worden, und Taucher sind dorthin unterwegs, wo der Hubschrauber des Seenotrettungsdienstes abgestürzt ist. Petter geht davon aus, dass sämtliche Insassen umgekommen sind.
Die Polizei hat den Täter nicht gefasst, aber Penelope Fernandez lebt.
Man senkt die Flagge vor dem Landespolizeiamt auf Halbmast, und Polizeipräsidentin Margareta Widding und der Landespolizeichef geben im Presseraum hinter den Glaswänden im Erdgeschoss bedrückt eine Pressekonferenz.
Kriminalkommissar Joona Linna nimmt an dem Treffen mit den Journalisten nicht teil, stattdessen nehmen er und Saga Bauer den Aufzug in die unterste Etage, um Penelope Fernandez zu treffen. Sie hoffen, die Gründe dafür zu erfahren, was geschehen ist.

65

Was die Augen gesehen haben

Fünf Etagen unter dem modernsten Teil des Landespolizeiamts befindet sich ein Gebäudetrakt mit zwei Wohnungen, acht Gästezimmern und zwei Schlafsälen. Die Abteilung wurde eingerichtet, um in Krisensituationen, im Falle eines Ausnahmezustands oder im Katastrophenfall für die Polizeiführung die Möglichkeit einer sicheren Unterkunft zu garantieren. Seit zehn Jahren werden diese Gästezimmer zudem bei außergewöhnlichen Bedrohungen zum Schutz von Zeugen genutzt.
Penelope Fernandez liegt auf dem Krankenhausbett und spürt die Kühle in ihren Arm eindringen, als die Tropfgeschwindigkeit erhöht wird.
»Wir führen Ihnen Flüssigkeit und flüssige Nahrung zu«, erläutert die Ärztin Daniella Richards.
Mit sanfter Stimme erläutert sie anschließend, was sie tut, während sie die Kanüle in Penelopes Armbeuge festklebt.
Penelopes Wunden sind gesäubert und verbunden worden, der verletzte linke Fuß ist mittlerweile bandagiert und genäht worden, die Risswunde am Rücken gewaschen und getaped, während eine tiefe Wunde an der Hüfte mit acht Stichen genäht werden musste.
»Ich würde ihnen gegen die Schmerzen gerne etwas Morphium geben.«
»Mutter«, flüstert Penelope und befeuchtet ihre Lippen. »Ich möchte mit meiner Mutter sprechen.«
»Das verstehe ich«, antwortet Daniella. »Ich werde es weitergeben.«
Warme Tränen laufen Penelopes Wangen herab, in Haare und Ohren. Sie hört, wie die Ärztin eine Krankenschwester bittet, eine Injektion von 0,5 Milliliter Morphium-Skopolamin vorzubereiten.
Der Raum sieht aus wie ein gewöhnliches Krankenhauszimmer, ist möglicherweise jedoch ein wenig gepflegter. Auf dem Nachttisch steht ein einfacher Blumenstrauß, an den gelb gestrichenen Wänden hängen helle Bilder. Ein hübsches Bücherregal aus hellem Birkenholz steht voll gelesener Bücher. An diesem Ort haben Menschen unübersehbar viel Zeit zum Lesen gehabt. Der Raum hat keine Fenster, aber hinter einem

Vorhang brennt eine Lampe, um von dem Gefühl abzulenken, dass man sich tief unter der Erde in einem Bunker befindet.
Daniella Richards erklärt Penelope freundlich, dass man sie jetzt in Ruhe lassen wird, sie aber jederzeit auf den leuchtenden Alarmknopf drücken kann, falls sie Hilfe benötigen sollte.
»Für den Fall, dass Sie etwas fragen wollen oder einfach ein wenig Gesellschaft brauchen, wird die ganze Zeit jemand hier sein«, sagt sie.
Penelope Fernandez bleibt allein in dem hellen Zimmer. Die warme Ruhe des Morphiums breitet sich in ihrem Körper aus und zieht sie in einen angenehmen Schlaf herab, und sie schließt die Augen.
Es knirscht leise, als eine Frau in einem schwarzen Niqab zwei kleine Figuren aus sonnengetrocknetem Lehm zertritt. Ein Mädchen und sein kleiner Bruder werden unter ihrer Sandale zu Krümeln und Staub. Die Frau mit dem Schleier trägt eine schwere Last aus Getreide auf dem Rücken und merkt nicht einmal, was sie da tut. Zwei Jungen pfeifen, lachen und johlen, dass die Sklavenkinder tot sind, dass nur noch ein paar Säuglinge übrig sind und alle Fur sterben werden.
Penelope verdrängt die Erinnerungsbilder aus Kubbum aus ihrem Gehirn und kurz vor dem Einschlafen hat sie für einen Moment das Gefühl, dass tonnenweise Stein, Erde, Lehm, Beton auf ihr lasten. Es ist, als fiele sie senkrecht in die Eingeweide der Erde, als fiele und fiele und fiele sie.

*

Penelope Fernandez wacht auf, ist aber noch zu schwach, um ihre Augen zu öffnen, das Morphium macht ihren Körper schwer. Sie erinnert sich, dass sie in einem geschützten Raum tief unter dem Landespolizeiamt in einem Krankenhausbett liegt. Sie muss nicht mehr fliehen. Auf die erste Erleichterung folgt eine große Welle aus Schmerz und Sehnsucht. Sie weiß nicht, wie lange sie geschlafen hat, denkt, dass sie wieder wegdämmern könnte, öffnet aber trotzdem die Augen.
Sie schlägt die Augen auf, aber in dem unterirdischen Raum herrscht völlige Finsternis.
Sie blinzelt, sieht jedoch nichts. Nicht einmal der Alarmknopf neben ihrem Bett leuchtet. Es muss einen Stromausfall gegeben haben. Sie will schreien, zwingt sich jedoch, still zu bleiben, als die Tür zum Flur

plötzlich klickt. Sie starrt in die Dunkelheit hinein und hört ihr Herz hämmern. Es kribbelt in ihrem Körper, jeder Muskel ist angespannt. Jemand berührt ihr Haar. Fast unmerklich. Sie bleibt ruhig liegen und spürt, dass jemand neben ihrem Bett steht und ihr ganz zärtlich über die Haare streicht. Langsam werden Finger in ihre Locken geflochten. Sie will gerade zu Gott beten, als der Mensch neben dem Bett fest ihre Haare packt und sie aus dem Bett zerrt. Sie schreit, als er sie mit großer Kraft gegen die Wand wirft, sodass der Bilderrahmen zersplittert und der Infusionsständer umkippt. Umgeben von Glasscherben, stürzt sie zu Boden. Er hält weiter ihre Haare fest, schleift sie zurück, dreht sie herum, schlägt ihr Gesicht auf das festgestellte Rad des Betts und zieht anschließend ein Messer mit einer schwarzen Klinge. Penelope wird davon wach, dass sie aus dem Bett fällt, die Tür aufgeht und eine Krankenschwester herbeieilt. Alle Lampen sind an, und Penelope wird klar, dass sie einen Albtraum hatte. Man hilft ihr wieder ins Bett, die Krankenschwester redet beruhigend auf sie ein und befestigt anschließend Gitter an beiden Seiten des Betts, um zu verhindern, dass sie noch einmal herausfällt.
Der Schweiß auf ihrem Körper erkaltet nach einer Weile. Sie ist unfähig, sich zu bewegen, ihre Arme bekommen eine Gänsehaut. Sie liegt mit dem Alarmknopf in der Hand auf dem Rücken und starrt zur Decke hinauf, als es an die Tür klopft. Eine junge Frau, in deren taillenlange Haare bunte Bändchen eingeflochten sind, tritt ein und sieht sie mit sanftem Ernst an. Hinter ihr steht ein großer Mann mit zerzausten blonden Haaren und einem freundlichen, symmetrischen Gesicht.
»Ich heiße Saga Bauer«, stellt sich die Frau vor. »Ich bin vom Staatsschutz. Das hier ist mein Kollege Joona Linna von der Landeskriminalpolizei.«
Penelope betrachtet die beiden, ohne eine Miene zu verziehen, senkt anschließend den Blick und betrachtet ihre verbundenen Arme, alle Schürfwunden und blauen Flecken und die Kanüle in der Armbeuge.
»Es tut uns sehr leid, was Ihnen in den letzten Tagen zugestoßen ist«, sagt die Frau. »Wir haben volles Verständnis dafür, dass Sie einfach nur Ihre Ruhe haben wollen, aber wir werden uns dennoch in der nächsten Zeit einige Male unterhalten müssen und die ersten Fragen müssen wir Ihnen leider schon jetzt stellen.«

Saga Bauer zieht den Stuhl von dem kleinen Schreibtisch herüber und setzt sich neben die Bettkante.
»Er ist immer noch hinter mir her, nicht wahr?«, fragt Penelope kurz darauf.
»Hier sind Sie sicher«, antwortet Saga ihr.
»Sagen Sie mir, dass er tot ist.«
»Penelope, wir müssen …
»Sie konnten ihn nicht stoppen«, sagt sie schwach.
»Wir werden ihn ergreifen, das verspreche ich Ihnen«, erwidert Saga Bauer. »Aber Sie müssen uns helfen.«
Penelope seufzt schwer und schließt die Augen.
»Wir wissen, wie schwierig das für Sie ist, aber auf einige Fragen müssen wir eine Antwort bekommen«, fährt Saga fort. »Wissen Sie, warum das alles passiert ist?«
»Fragen Sie Björn«, murmelt Penelope. »Er weiß es vielleicht.«
»Was haben Sie gesagt?«, fragt Saga.
»Ich habe gesagt, dass Sie Björn fragen sollen«, flüstert Penelope und öffnet langsam die Augen. »Fragen Sie Björn, er weiß es möglicherweise.«
Spinnen und anderes Getier müssen aus dem Wald mitgekommen sein, sie laufen über Penelopes Haut, und sie kratzt sich an der Stirn, aber Saga nimmt ruhig ihre Hände.
»Sie sind gejagt worden«, meint Saga. »Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie schrecklich das gewesen sein muss, aber wir müssen wissen, ob Sie den Verfolger erkannt haben. Sind Sie ihm früher schon einmal begegnet?«
Penelope schüttelt unmerklich den Kopf.
»Das haben wir auch nicht erwartet. Können Sie den Mann eventuell beschreiben, hatte er vielleicht ein Tattoo, besondere Kennzeichen?«
»Nein«, wispert Penelope.
»Aber vielleicht können Sie uns helfen, ein Phantombild zu erstellen, wir brauchen gar nicht viel, um über Interpol nach ihm fahnden zu lassen.«
Der Mann von der Landeskriminalpolizei nähert sich ihr, und seine eigentümlich hellgrauen Augen sind wie Steine, die in einem Bach abgeschliffen wurden.
»Es sah so aus, als hätten Sie eben den Kopf geschüttelt«, sagt er, »als

Saga Bauer sie gefragt hat, ob Sie Ihrem Verfolger früher schon einmal begegnet sind – stimmt das?«
Penelope nickt.
»Dann müssen Sie ihn gesehen haben«, fährt Joona fort. »Sonst könnten Sie nicht wissen, dass Sie ihm vorher noch nie begegnet sind.«
Penelope starrt ins Leere und erinnert sich, dass sich der Mörder immer bewegte, als hätte er alle Zeit der Welt, trotzdem passierte alles schrecklich schnell. Sie sieht vor sich, wie er auf die Knie ging und zielte, als sie am Rettungsseil des Hubschraubers hing. Keine Eile, keine Nervosität. Sie sieht erneut sein Gesicht vor sich, als er vom Blitz beleuchtet wurde, als sie sich unverwandt ansahen.
»Uns ist bewusst, dass Sie Angst haben«, fährt Joona fort. »Aber wir …«
Er verstummt, als eine Krankenschwester den Raum betritt und erklärt, dass sie Penelopes Mutter nicht erreichen können.
»Sie ist nicht zu Hause und geht nicht an ihr …«
Penelope schluchzt, dreht sich fort und verbirgt das Gesicht im Kissen.
Die Krankenschwester legt eine tröstende Hand auf ihre Schulter.
»Ich will nicht«, sagt Penelope weinend. »Ich will nicht …«
Eine andere Krankenschwester kommt dazu und sagt, dass sie über den Tropf ein angsthemmendes Mittel verabreichen wird.
»Ich muss Sie bitten zu gehen«, sagt die Krankenschwester zu Saga und Joona.
»Wir kommen später wieder«, erklärt Joona. »Ich glaube, ich weiß, wo Ihre Mutter ist. Ich kümmere mich darum.«
Penelope weint nicht mehr, atmet aber noch immer schnell. Sie hört die Krankenschwester die Infusion vorbereiten und denkt, dass der Raum an eine Gefängniszelle erinnert. Ihre Mutter wird niemals herkommen wollen. Sie beißt die Zähne zusammen und versucht für eine Weile, gegen ihre Tränen anzukämpfen.
Es gibt Momente, in denen sich Penelope an ihre ersten Lebensjahre zu erinnern glaubt. Der Geruch schmutziger verschwitzter Körper kann sie schlagartig in die Zelle zurückkatapultieren, in der sie geboren wurde, und zu dem Licht einer Taschenlampe, die über die Gesichter der Gefangenen huscht, woraufhin ihre Mutter sie an jemand anderen übergibt, der sofort weiter leise und beruhigend in ihr Ohr singt, während ihre Mutter zwischen den Wächtern verschwindet.

66

Ohne Penelope

Claudia Fernandez steigt vor dem Dalarö Strand Hotel aus dem Bus. Als sie am Hafen entlanggeht, hört sie in der Ferne das Geräusch von Hubschraubern und Sirenen. Die Suchaktion kann noch nicht vorbei sein. Sie müssen weitersuchen. Weit draußen fahren einige Polizeiboote. Sie schaut sich um. Es liegt keine Fähre am Kai, es stehen keine Autos am Hafen.
»Penelope«, ruft sie. »Penelope!«
Sie erkennt, wie das aussehen muss, wie seltsam sie sich benimmt, aber ohne Penelope bleibt ihr nichts mehr.
Sie geht am Wasser entlang. Das Gras ist trocken und braun, überall liegt Müll. Sturmmöwen schreien in der Ferne. Sie läuft los, hält aber nicht lange durch und muss wieder gehen. Verlassene Villen stehen dicht gedrängt am steil ansteigenden Ufer. Sie bleibt vor einem Schild mit dem Wort »Privatbesitz« in weißer Schrift stehen. Sie geht daran vorbei auf einen Betonpier hinaus und blickt zu den großen Felsen hinüber. Hier gibt es keine Menschen, denkt sie und will zum Hafen zurückkehren. Ein Mann kommt den Kiesweg herab und winkt ihr zu. Eine dunkle Gestalt mit einer flatternden Jacke. Claudia Fernandez blinzelt im Sonnenlicht. Der Mann ruft ihr etwas zu. Sie sieht ihn verwirrt an. Er wird schneller und geht mit großen Schritten auf sie zu. Nun kann sie sein freundliches Gesicht erkennen.
»Claudia Fernandez«, ruft er.
»Das bin ich«, sagt sie und wartet auf ihn.
»Ich heiße John Bengtsson«, sagt er, als er sie erreicht. »Joona Linna schickt mich. Er meinte, dass Sie wahrscheinlich hier hinausgefahren sind.«
»Warum?«, fragt sie mit schwacher Stimme.
»Ihre Tochter lebt.«
Claudia Fernandez sieht den Mann an, der seine Worte wiederholt.
»Penelope lebt«, sagt er und lächelt sie an.

67

Wohin das Geld fließt

Im Landespolizeiamt herrscht eine aufgebrachte, fast hasserfüllte Atmosphäre. Man vergleicht die Ereignisse mit Josef Eks Bestialität vor zwei Jahren. Die Zeitungen schreiben über das Drama in den Schären, sie nennen den Täter einen Polizistenschlächter, und die Journalisten spekulieren und versuchen, ihren Quellen im Polizeiapparat Informationen abzupressen.
Joona Linna und Saga Bauer sollen dem Leiter der Landeskriminalpolizei Carlos Eliasson, dem Abteilungsleiter beim Staatsschutz Verner Zandén, Kriminalkommissar Petter Näslund, dem Einsatzleiter Benny Rubin sowie Nathan Pollock und Tommy Kofoed von der Landesmordkommission Bericht erstatten.
Sie gehen den Flur hinab und sprechen darüber, wie Penelope Fernandez ihnen weiterhelfen könnte.
»Ich glaube, dass sie bald sprechen wird«, sagt Joona.
»Das ist nicht gesagt, genauso gut kann sie ganz dichtmachen«, erwidert Saga.
Anja Larsson ist aus ihrem Büro getreten, steht im Korridor und betrachtet Joona und Saga mit unglücklichem Blick. Als Joona sie sieht, lächelt er breit und winkt ihr zu, sieht aber nicht mehr, dass sie mit Daumen und Zeigefingern ein Herz formt, ehe er den Sitzungsraum betritt.
Sie schließen die Tür, setzen sich und begrüßen leise die anderen, die bereits Platz genommen haben.
»Als Erstes möchte ich festhalten, dass es keine Anhaltspunkte für ein linksextremistisches Attentat gibt«, erklärt Saga.
Verner flüstert Nathan Pollock etwas zu.
»Oder?«, fragt Saga mit erhobener Stimme.
Verner blickt auf und nickt.
»Ja, das ist korrekt«, bestätigt er und räuspert sich.
»Fang vorne an«, fordert Carlos Saga auf.
»Also … Penelope Fernandez engagiert sich in der Friedensbewegung,

sie ist Vorsitzende der Schwedischen Friedens- und Schlichtungsgesellschaft. Sie ist seit Längerem mit Björn Almskog liiert, der an der Bar im Musikklub Debaser am Medborgarplatsen arbeitet. Sie wohnt in der Sankt Paulsgatan 3 und er in der Pontonjärgatan 47.
An der Glastür zwischen Wohnzimmer und Flur ihrer Wohnung hat Penelope Fernandez mit Klebestreifen ein Foto befestigt.
Mithilfe ihres Notebooks projiziert Saga Bauer eine Kopie des Bildes auf die Leinwand am Kopfende des Raums.
»Die Aufnahme ist im Frühjahr 2008 in Frankfurt am Main entstanden«, erläutert sie.
»Palmcrona erkennen wir«, sagt Carlos.
»Ja, genau«, bestätigt Saga und fährt fort, die Personen in der Loge zu identifizieren. »Das hier ist Pontus Salman, geschäftsführender Direktor des Waffenproduzenten Silencia Defence. Und diese Person hier ist kein Geringerer als Raphael Guidi. Er ist ein bekannter Waffenhändler, seit Langem im Geschäft … in der Branche nennt man ihn den Erzengel, er macht seine Geschäfte vor allem in Afrika und im Mittleren Osten.«
»Und die Dame haben Sie zum Kaffee eingeladen?«, erkundigt sich Benny Rubin.
»Sie heißt Agathe al-Haji«, bemerkt Saga, ohne auf den Scherz einzugehen. »Sie ist Sicherheitsberaterin der sudanesischen Regierung und steht in einem sehr engen Kontakt zu Präsident Umar al-Bashir.«
Benny schlägt mit der flachen Hand auf die Tischplatte und bleckt die Zähne, als Pollock ihm einen gereizten Blick zuwirft.
»Ist es üblich, sich so zu treffen?«, fragt Carlos.
»Ja, ich denke schon«, antwortet Saga. »Bei der Besprechung auf dem Bild ging es um eine große Lieferung von lizenzgefertigter Munition an die sudanesische Armee. Das Geschäft wurde als sicherheitspolitisch relevant eingestuft und wäre zweifellos zustande gekommen, wenn der Internationale Strafgerichtshof in Den Haag nicht einen Haftbefehl gegen Präsident al-Bashir ausgestellt hätte.«
»Das war 2009, stimmt’s?«, fragt Pollock.
»Ist mir entgangen«, sagt Carlos.
»Es wurde nicht besonders viel darüber berichtet«, sagt Saga, »aber der Haftbefehl wurde wegen direkter Beteiligung an Folter, Vergewaltigung und Völkermord in Darfur erwirkt.«

»Und deshalb ist aus dem Geschäft nichts geworden«, konstatiert Carlos.
»Richtig«, bestätigt Saga.
»Und das Foto? Was ist damit? Nichts?«, fragt Verner.
»Penelope Fernandez scheint jedenfalls nichts Gefährliches darin gesehen zu haben, denn sie hat es an eine Zimmertür gehängt«, bemerkt Saga.
»Dennoch ist es nicht unwichtig für sie – gerade weil sie es gut sichtbar platziert hat«, kommentiert Carlos.
»Das wissen wir nicht, vielleicht hat es ihr auch nur als eine Erinnerung daran gedient, wie es in unserer Welt aussieht«, meint Saga. »Dass es ganz unten einige gibt, die sich für den Frieden einsetzen, und ganz oben stoßen die Mächtigen mit Champagner an.«
»Wir hoffen, Penelope Fernandez bald vernehmen zu können, aber wir sind uns ziemlich sicher, dass Björn Almskog sie hintergangen hat«, fährt Joona fort. »Vielleicht weiß er mehr über das Foto als Penelope, vielleicht hat er es einfach probiert, jedenfalls benutzt Björn am zweiten Juni in einem Internetcafé eine anonyme Mailadresse und schreibt einen Erpresserbrief an Carl Palmcrona. Die Mail ist der Auftakt zu einer kurzen Korrespondenz: Björn schreibt, dass er weiß, wie peinlich das Foto für Palmcrona sein muss, und dass er bereit ist, es ihm für eine Million Kronen zu verkaufen.
»Eine ganz gewöhnliche Erpressung«, murmelt Pollock.
»Björn benutzt im Zusammenhang mit dem Bild das Wort peinlich«, fährt Saga fort, »weshalb wir bezweifeln, dass er begreift, wie ernst Palmcrona das Ganze nehmen wird.«
»Björn glaubt, die Situation unter Kontrolle zu haben«, sagt Joona.
»Dann staunt er nicht schlecht, als er Palmcronas Antwort liest, in der dieser seinen Erpresser warnt. Palmcrona erläutert mit großem Ernst, dass Björn keine Ahnung hat, worauf er sich da eingelassen hat, und fleht ihn schließlich an, ihm das Foto zu schicken, ehe es zu spät ist.«
Joona trinkt einen Schluck Wasser.
»Wie ist der Ton in der Mail?«, fragt Nathan Pollock nach. »Du hast gesagt, dass er ernst ist, aber ist er auch aggressiv?«
Joona schüttelt den Kopf und verteilt über den Tisch hinweg Kopien des Mailwechsels.
»In meinen Augen sind diese Mails nicht aggressiv, nur ernst.«

Tommy Kofoed liest die Mails, nickt, reibt seine pockennarbigen Wangen und notiert sich etwas.
»Was passiert dann?«
»Ehe die Haushälterin am Mittwoch nach Hause fährt, hilft sie Palmcrona, eine Schlinge an der Decke zu befestigen.«
Petter lacht.
»Warum das?«
»Weil er es nach einer Rückenoperation nicht selber tun konnte«, antwortet Saga.
»Na schön«, sagt Carlos und verzieht ein wenig den Mund.
»Am nächsten Tag, um die Mittagszeit … nachdem die Post gekommen ist, nehmen wir an, ruft Palmcrona eine Nummer in Bordeaux an und …«
»Weiter ließ sich die Nummer nicht verfolgen«, wirft Saga ein.
»Die Nummer führt möglicherweise zu einer Telefonzentrale, und das Gespräch wird in ein ganz anderes Land, einen anderen Erdteil oder wieder zurück nach Schweden weiterverbunden«, sagt Joona. »Jedenfalls handelt es sich um ein sehr kurzes Telefonat, es dauert nur dreiundvierzig Sekunden. Vielleicht hinterlässt er auch nur eine Sprachnachricht. Wahrscheinlich berichtet er von dem Foto und dem Inhalt des Erpresserschreibens und erklärt, dass er Hilfe erwartet.«
»Denn danach … ein paar Minuten später, ruft Palmcronas Haushälterin die Taxizentrale an und bestellt einen Wagen für zwei Uhr auf den Namen Palmcrona mit dem Fahrziel Flughafen. Exakt eine Stunde und fünfzehn Minuten nach dem kurzen Gespräch klingelt das Telefon. Palmcrona hat bereits Mantel und Schuhe an, geht aber dennoch an den Apparat. Das Gespräch kommt aus Bordeaux. Es ist die Nummer, die er selbst gewählt hatte. Dieses Gespräch dauert zwei Minuten. Palmcrona schickt daraufhin eine letzte Mail an seinen Erpresser. Darin heißt es: Jetzt ist es zu spät, du und ich, wir werden beide sterben. Er gibt der Haushälterin frei, die den wartenden Taxifahrer dafür bezahlt, dass er gekommen ist. Anschließend fährt sie nach Hause. Ohne seinen Mantel auszuziehen, geht Carl Palmcrona in den kleinen Salon, stellt seinen Aktenkoffer hochkant, klettert hinauf und erhängt sich.«
Es wird still am Tisch.
»Aber das ist nicht das Ende der Geschichte«, sagt Joona, »denn

Palmcronas Telefonat hat etwas in Gang gesetzt … Ein internationaler Profi ist beauftragt worden. Ein Killer ist ausgesandt worden, um alle Spuren zu verwischen und das Foto zu vernichten.«
»Wie oft taucht bei uns in Schweden ein solcher Profikiller auf ?«, sagt Carlos skeptisch. »Für eine so drastische Maßnahme muss viel Geld auf dem Spiel stehen.«
Joona sieht ihn ausdruckslos an.
»Ja.«
»Am Telefon hat Palmcrona wahrscheinlich die erpresserische Mail vorgelesen, die auch die von Björn angegebene Kontonummer enthielt«, bemerkt Saga.
»Es ist nicht besonders schwer, jemanden anhand einer Kontonummer aufzuspüren«, murmelt Verner.
»Als Palmcrona den Koffer umkippt, hält Björn Almskog sich im Internetcafé Dreambow auf«, fährt Joona fort. »Er loggt sich in sein anonymes Mailkonto ein und sieht, dass er zwei Antwortmails von Carl Palmcrona bekommen hat.«
»Er hofft natürlich, dass Palmcrona sich bereit erklärt hat, eine Million für das Foto zu zahlen«, erklärt Saga.
»Stattdessen findet er Palmcronas Warnung und als Nächstes die kurze Mail, in der steht, dass es zu spät ist, dass sie beide sterben werden.«
»Und jetzt sind sie tot«, sagt Pollock.
»Man kann nur vermuten, wie sehr Björn sich gefürchtet haben muss«, meint Saga. »Er ist ja kein routinierter Erpresser gewesen, er hat nur eine Chance ergriffen, als sie sich ihm bot.«
»Was tut er?«
Petter sieht die beiden an, sein Mund steht gähnend offen. Carlos schenkt ihm einen Schluck Wasser ein.
»Björn bereut, was er getan hat, beschließt, Palmcrona das Foto zu schicken, und versucht, die Sache so aus der Welt zu schaffen.«
»Aber als Björn Palmcrona schreibt, dass er ihm das Bild schicken wird, ist dieser bereits tot«, sagt Joona.
»Das Problem ist, dass die Aufnahme an einer Glastür in Penelopes Wohnung hängt«, fährt Saga fort. »Und sie weiß nichts von der Erpressung.«
»Er muss also an das Foto herankommen, ohne ihr etwas von seinem

Erpressungsversuch zu verraten«, sagt Tommy Kofoed.
»Wir wissen nicht, wie er Penelope erklären wollte, dass das Foto verschwunden ist«, meint Saga und lächelt. »Wahrscheinlich hat er in Panik gehandelt, wollte einen Schlussstrich unter die ganze Sache ziehen und hat gehofft, dass sich der Sturm verziehen würde, während sie sich auf seinem Boot in den Schären verstecken.«
Joona steht auf, geht zum Fenster und sieht hinaus. Eine Frau trägt ein Kind im Arm und schiebt einen Buggy mit Einkaufstüten auf dem Bürgersteig vor sich her.
»Am Morgen des nächsten Tages nimmt Penelope ein Taxi zum Fernsehsender, um an einer Diskussion teilzunehmen«, fährt Saga fort. »Sobald sie gegangen ist, begibt Björn sich in ihre Wohnung, greift sich das Foto, läuft zur U-Bahn-Station Slussen, fährt zum Hauptbahnhof, kauft in einem Laden einen Umschlag und eine Briefmarke, adressiert den Brief an Palmcrona, läuft zum Internetcafé und schreibt ihm eine letzte Mail, in der er ihm mitteilt, dass er das Foto in die Post gegeben hat. Anschließend fährt Björn in seine Wohnung, holt sein und Penelopes Gepäck und macht sich auf den Weg zu seinem Boot, dass im Motorbootclub auf Långholmen liegt. Als Penelope fertig ist, nimmt sie vom Karlaplan aus die U-Bahn und fährt vermutlich auf direktem Weg bis zur Haltestelle Hornstull, von wo aus sie das letzte Stück nach Långholmen zu Fuß geht.«
»Zu der Zeit hat der Killer bereits Björns Wohnung durchsucht und ein Feuer gelegt, bei dem die gesamte Etage zerstört wird.«
»Aber ich habe den Bericht gelesen … Der Brandermittler ist zu dem Ergebnis gekommen, dass ein vergessenes Bügeleisen in der Nachbarwohnung für das Feuer verantwortlich gewesen ist«, wendet Petter ein.
»Das ist sicher richtig«, sagt Joona.
»Genauso wie in Penelopes Wohnung eine Gasexplosion die Brandursache gewesen wäre«, ergänzt Saga.
»Der Profi hatte vermutlich den Plan, sämtliche Spuren zu vernichten«, fährt Joona fort. »Als er das Foto in Björns Wohnung nicht findet, brennt er sie nieder und folgt Björn zu dem Boot.«
»Um nach dem Foto zu suchen«, ergänzt Saga, »Björn und Penelope zu ermorden und das Ganze wie einen Bootsunfall aussehen zu lassen.«

»Nicht wissen konnte unser Mann allerdings, dass sich die Pläne in letzter Sekunde geändert hatten und Penelopes Schwester Viola das Paar auf der Jacht begleitete.«
Joona verstummt und denkt kurz an die tote Frau im Leichenschauhaus. An ihr junges, verletzliches Gesicht, das rote Mal auf dem Brustkorb.
»Ich stelle mir vor, dass die jungen Leute an irgendeiner Insel in der Bucht Jungfrufjärden vor Dalarö ankern«, fährt Joona fort. »Und bevor der Killer kommt, geht Penelope aus irgendeinem Grund an Land. Als der Killer an Bord von Björns Boot geht, begegnet er dort Viola. In dem Glauben, dass sie Penelope ist, ertränkt er sie in einem Zuber und setzt sie auf dem Bett im Vorpiek ab. Während er auf Björn wartet, sucht er wahrscheinlich nach dem Foto, und als er es nicht findet, bereitet er eine Explosion vor. Erixons Bericht liegt euch vor. An dieser Stelle wissen wir nicht genau, was passiert ist, jedenfalls gelingt es Penelope und Björn irgendwie, dem Killer zu entkommen.«
»Und das Boot mit der toten Viola Fernandez wird zurückgelassen.«
»Wir wissen nicht, wie sie fliehen, aber am Montag befinden sie sich jedenfalls auf Kymmendö.«
Es zuckt um Bennys Mundwinkel.
»Im Haus von Ossian Wallenberg? Er war wirklich verdammt gut, aber in diesem Land des Mittelmaßes war natürlich kein Platz für ihn.«
Carlos räuspert sich leise und gießt sich noch etwas Kaffee ein.
»Als der Killer erkennt, dass er die beiden verloren hat, begibt er sich zu Penelopes Wohnung, um dort nach dem Foto zu suchen«, fährt Joona fort, ohne eine Miene zu verziehen. »Erixon und ich tauchen auf und stören ihn. Erst in dem Moment, als ich ihm gegenüberstand, ist mir klar geworden, dass wir es mit einem Profi von internationalem Kaliber zu tun haben.«
»Er hat offensichtlich Zugang zu unseren Systemen, hört den Funkverkehr via RAKEL ab und so weiter«, bemerkt Saga.
»Hat er so Björn und Penelope auf Kymmendö gefunden?«, fragt Petter.
»Das wissen wir nicht«, antwortet Joona.
»Er handelt jedenfalls sehr schnell«, bemerkt Saga. »Wahrscheinlich ist er direkt nach der Konfrontation mit Joona und Erixon in Penelopes Wohnung nach Dalarö zurückgekehrt, um weiter nach ihr zu suchen.«
»Er ist also schon vor Ort, als ich mit der Wasserschutzpolizei spreche«,

sagt Petter, lehnt sich über den Tisch und rückt das Blatt mit der Tagesordnung gerade.
»Was passiert dann?«, fragt Carlos.
»Wir haben mit der Rekonstruktion gerade erst begonnen«, antwortet Petter. »Aber irgendwie kapert er das Kampfboot der Wasserschutzpolizei, ermordet Lennart Johansson und Göran Sjödin, fährt nach Kymmendö, tötet Björn Almskog und Ossian Wallenberg, jagt das Polizeiboot in die Luft, verfolgt Penelope und schießt den Hubschrauber des Seenotrettungsdienstes ab.«
»Und verschwindet«, seufzt Carlos.
»Aber durch Petter Näslunds geschickte Einsatzleitung konnte Penelope Fernandez gerettet werden«, erklärt Joona und sieht, dass Pollock sich interessiert Petter zuwendet.
»Der exakte Ablauf muss natürlich noch detailliert untersucht werden«, sagt Petter mit einer Schroffheit in der Stimme, die seine Freude über das Lob nicht übertünchen kann.
»Das wird verdammt lange dauern«, sagt Kofoed.
»Aber was ist mit dem Foto? Es muss doch eine Bedeutung haben«, sagt Carlos.
»Es ist nur ein verdammtes Bild«, seufzt Petter.
»Sieben Menschen sind wegen dieses Fotos gestorben«, sagt Joona ernst.
»Und weitere werden wahrscheinlich sterben, wenn wir nicht …«
Joona verstummt und blickt aus dem Fenster.
»Vielleicht ist dieses Foto wie ein Schloss, für das man einen Schlüssel braucht«, sagt er.
»Was denn für einen Schlüssel?«, fragt Petter.
»Den Fotografen«, antwortet Saga.
»Ist Penelope Fernandez die Fotografin?«, erkundigt sich Pollock.
»Das würde die Jagd auf sie erklären«, platzt Carlos heraus.
»Sicher«, bestätigt Saga zögernd.
»Aber?«, fragt Carlos.
»Was spricht dagegen?«, sagt Benny.
»Joona glaubt nicht, dass Penelope Fernandez die Fotografin ist«, antwortet Saga.
»Was zum Teufel«, ruft Petter.
Carlos schaut auf den Tisch und ist klug genug, sich jedes Kommentars

zu enthalten.
»Penelope Fernandez steht natürlich unter Schock, sodass wir noch nicht wissen, welche Rolle sie in dem Ganzen spielt«, berichtet Saga.
Nathan Pollock räuspert sich und verteilt Kopien von Carl Palmcronas Testament.
»Palmcrona hat ein Konto bei einer Bank auf Jersey«, erzählt er.
»Die Steueroase«, kommentiert Petter Näslund und holt den Portionsbeutel Kautabak unter seiner Lippe hervor. Er wischt seinen Daumen am Tisch ab, ohne Carlos' genervten Blick zu bemerken.
»Können wir herausbekommen, wie viel auf dem Konto ist?«, fragt Verner.
»Wir haben keine Möglichkeit, seine Transaktionen einzusehen«, sagt Joona, »aber laut Testament handelt es sich um neun Millionen Euro.«
»Seine finanziellen Verhältnisse sind ziemlich schlecht gewesen, und es ist nicht zu erklären, wie er solche Summen auf legale Art verdient haben soll«, sagt Pollock.
»Wir haben uns mit Transparency International in Verbindung gesetzt, der global agierenden Organisation, die Korruption bekämpft, aber denen liegt nichts gegen Carl Palmcrona oder jemand anderen bei der Staatlichen Kontrollbehörde vor, nicht einmal der Hauch eines Verdachts.«
»Das Vermögen wird einem sechzehnjährigen Jungen namens Stefan Bergkvist vermacht, bei dem es sich um Palmcronas Sohn handelt. Er ist ihm allerdings nie begegnet. Der Sohn kommt nur drei Tage nach Palmcronas Selbstmord bei einem Brand in Västerås ums Leben.«
»Der Junge hat nie erfahren, wer sein richtiger Vater ist«, fügt Saga hinzu.
»Dem vorläufigen Polizeibericht zufolge handelt es sich um einen Unfall«, sagt Carlos.
»Mag sein, aber glaubt hier wirklich jemand, dass das Feuer, das Carl Palmcronas Sohn drei Tage nach dessen Selbstmord getötet hat, ein Zufall ist?«, fragt Joona.
»Wie sollte es das sein?«, sagt Carlos.
»Aber das ist doch alles vollkommen krank«, sagt Petter. »Warum sollte jemand Palmcronas Sohn ermorden, dem der selbst nicht einmal begegnet ist?«

»Verdammt, worum geht es hier eigentlich?«, fragt Verner.
»Wer immer wieder auftaucht, ist Palmcrona«, sagt Joona und klopft mit dem Finger auf den lächelnden Mann auf dem Foto. »Er ist auf dem Bild, er wird erpresst, er wird erhängt aufgefunden, sein Sohn stirbt, und er hat neun Millionen Euro auf einem Bankkonto.«
»Das Geld ist interessant«, bemerkt Saga.
»Wir haben uns sein Leben angesehen«, erklärt Pollock. »Er hat keine Familie, keine Interessen, hat nichts investiert, besitzt keine Aktien …«
»Wenn dieses Geld sich wirklich auf seinem Bankkonto befindet, müssen die Einnahmen irgendwie mit seinem Posten als Generaldirektor der Staatlichen Waffenkontrollbehörde zusammenhängen«, sagt Joona.
»Er könnte über Strohmänner Insidergeschäfte getätigt haben«, sagt Verner.
»Oder doch Schmiergelder angenommen haben«, schlägt Saga vor.
»Follow the money«, flüstert Pollock.
»Wir müssen mit Axel Riessen, Palmcronas Nachfolger, sprechen«, sagt Joona und steht auf. »Sollte es Unregelmäßigkeiten bei Palmcronas Entscheidungen geben, müsste er inzwischen darauf gestoßen sein.«

68

Ein Grund zum Feiern

In der Ferne, bei der Technischen Hochschule, hört Joona Trompeten röhren, Trillerpfeifen schrillen, und es wird dumpf und schnell auf große Trommeln geschlagen. Ein Demonstrationszug kommt die Odengatan hinunter. Es scheinen etwa siebzig junge Leute mit antifaschistischen Symbolen zu sein. Sie tragen Transparente, auf denen sie dagegen protestieren, wie der Staatsschutz die Mitglieder der Brigade behandelt. Joona sieht ein buntes Tuch mit dem Regenbogensymbol und Hammer und Sichel in der Luft flattern und hört die Jugendlichen mit jungen, hellen Stimmen skandieren:
»Der Staatsschutz stinkt faschistisch, der Staat handelt terroristisch!«
Die erregten Geräusche von der Odengatan verschwinden langsam, während Joona Linna und Saga Bauer den idyllischen Bragevägen hinaufgehen, einen kurvigen Anstieg, der bis zur Engelbrektskirche führt. Sie haben sich mit der Staatlichen Kontrollbehörde in Verbindung gesetzt und erfahren, dass der Generaldirektor an diesem Vormittag zu Hause arbeitet.
Linkerhand steht der schöne Privatpalast, in dem die Gebrüder Riessen in zwei separaten Wohnungen leben. Eine massive Fassade: dunkle, handgefertigte Ziegel, Fensterscheiben mit Bleieinfassungen, kunstvolle Schnitzereien und mit Grünspan überzogene Kupferarbeiten rund um Erker und Schornsteine.
Sie gehen zu der dunkel glänzenden Haustür mit einem Messingschild, auf dem der Name Axel Riessen steht. Saga betätigt den Knopf der Türklingel. Kurz darauf wird die schwere Tür von einem großen sonnengebräunten Mann mit freundlichem Gesicht geöffnet.
Saga stellt sich als Kommissarin beim Staatsschutz vor und erklärt kurz ihr Anliegen. Axel Riessen mustert sorgsam ihren Ausweis und blickt dann auf:
»Ich bezweifle, dass ich Ihnen irgendwie nützlich sein kann, aber …«
»Es ist uns trotzdem immer ein Vergnügen, vorbeizuschauen«, sagt Joona Linna.

Axel Riessen wirft ihm einen erstaunten Blick zu, lächelt dann jedoch anerkennend über den ironischen Kommentar. Er bittet sie in den hellen, hohen Flur. Axel Riessen trägt eine dunkelblaue Anzughose und ein hellblaues Hemd mit offenem Kragen, seine Füße stecken in Pantoffeln. Er holt zwei weitere Paare Pantoffeln aus einem flachen, glänzenden Schrank und bietet sie Saga und Joona an.
»Ich schlage vor, dass wir uns in die Orangerie setzen, dort ist es ein wenig kühler.«
Sie folgen Axel Riessen durch die große Wohnung, vorbei an der breiten Mahagonitreppe, dunklen Wandvertäfelungen und zwei großen Salons. Die Orangerie erweist sich als verglaste Veranda zum Garten hin, in dem die hohe Hecke grüne Schatten wirft und eine Wand aus Blättern und Bewegung erschafft. Geruchslose Orchideen und würzige Kräuter stehen säuberlich aufgereiht auf Kupfertischen und gekachelten Flächen.
»Bitte nehmen Sie Platz«, sagt Axel Riessen und zeigt auf die Sitzmöbel. »Ich wollte mir gerade Tee und Crumpets gönnen. Es wäre nett, wenn Sie mir Gesellschaft leisten würden.«
»Crumpets habe ich nicht mehr gegessen, seit ich auf einem Sprachkurs in Edinburgh war«, erwidert Saga lächelnd.
»Na also«, sagt Axel zufrieden und verlässt den Raum.
Wenige Minuten später kehrt er mit einem Metalltablett zurück. Er platziert die Kanne, den Dessertteller mit Zitronenschnitzen und die Zuckerdose auf dem Tisch. Die warmen Pfannkuchen liegen in einem Leinentuch neben einer Butterdose. Axel deckt sorgfältig für alle drei, stellt Teetassen und Teller auf den Tisch, legt neben jedes Gedeck eine Leinenserviette und gießt anschließend Tee ein.
Durch Türen und Wände hören sie leise Geigenmusik.
»Schießen Sie los, womit kann ich Ihnen dienen?«, fragt Axel.
Saga stellt vorsichtig ihre Tasse ab. Sie räuspert sich.
»Wir müssen Ihnen einige Fragen zur Staatlichen Waffenkontrollbehörde stellen und hoffen, dass Sie uns unterstützen werden.«
»Natürlich, aber wenn das so ist, muss ich kurz telefonieren und überprüfen, dass alles seine Ordnung hat«, sagt Axel Riessen freundlich und greift nach seinem Handy.
»Selbstverständlich«, erwidert Saga.

»Entschuldigen Sie bitte, wie war noch gleich Ihr Name?«
»Saga Bauer.«
»Dürfte ich mir noch einmal Ihren Ausweis borgen, Frau Bauer?«
Sie reicht ihm das Dokument, er steht auf und verlässt den Raum. Sie hören ihn kurz telefonieren, wonach er wieder hereinkommt, sich bedankt und ihr den Dienstausweis zurückgibt.
»Im letzten Jahr hat die Staatliche Kontrollbehörde Ausfuhrgenehmigungen für Südafrika, Namibia, Tansania, Algerien und Tunesien ausgestellt«, beginnt Saga, als wäre sie gar nicht unterbrochen worden. »Munition für schwere Maschinengewehre, tragbare Panzerabwehrwaffen, Panzerfäuste, Granatwerfer …«
»Nicht zu vergessen das Kampfflugzeug Saab JAS 39 Gripen«, fährt Axel Riessen fort. »Mit einigen dieser Länder arbeitet Schweden seit vielen Jahren zusammen.«
»Aber nie mit dem Sudan?«
Er begegnet erneut ihrem Blick, und der Ansatz eines Lächelns huscht über sein Gesicht.
»Das kann ich mir nicht vorstellen.«
»Ich meine, vor dem Haftbefehl gegen Präsident al-Bashir«, erläutert sie.
»Das habe ich schon verstanden«, antwortet er. »Seitdem ist es ja ohnehin völlig undenkbar, wir nennen das einen unumstößlichen Hinderungsgrund, da gibt es keinen Verhandlungsspielraum.«
»Sie haben vermutlich bereits die Zeit gefunden, einige der Entscheidungen durchzusehen, die von Palmcrona getroffen wurden«, erkundigt sich Saga.
»Selbstverständlich«, erwidert Axel Riessen.
»Ist ihnen irgendetwas aufgefallen?«
»Was soll mir aufgefallen sein?«
»Entscheidungen, die Ihnen seltsam vorkommen«, erläutert Saga und nippt an ihrem Tee.
»Gibt es Gründe, für einen solchen Verdacht?«
»Das fragen wir Sie«, entgegnet sie lächelnd.
»Dann lautet meine Antwort Nein.«
»Wie weit sind Sie zurückgegangen?«
Joona lauscht Sagas Fragen zu Klassifizierungen, vorläufigen Bescheiden und Ausfuhrgenehmigungen, während er Axel Riessens

ruhiges, lauschendes Gesicht beobachtet. Auf einmal hört er erneut Geigenmusik. Sie kommt von draußen, durch das offene Fenster zum Hof. Eine Mazurka mit hohen, traurigen Tönen. Dann verstummt die Musik abrupt, das Stück fängt noch einmal von vorne an, hört erneut auf und wird dann weitergespielt.
Joona lauscht der Musik und denkt an das Foto von den vier Personen in der privaten Loge. Gedankenverloren berührt er seine Tasche, in der er eine Kopie des Bildes aufbewahrt.
Er denkt an Palmcrona, der mit einer Wäscheleine um den Hals von der Decke herabhing, an das Testament und den Tod des Sohns.
Joona sieht, dass Saga zu etwas nickt, was Axel Riessen sagt. Ein grüner Streifen bewegt sich zitternd über das Gesicht des Mannes, irgendetwas spiegelt sich in dem Kupfertablett auf dem Tisch.
Palmcrona erkannte sofort den Ernst der Lage, überlegt Joona. Björn Almskog musste in seinem Erpresserbrief nur schreiben, dass Palmcrona auf einem Foto zusammen mit dem Waffenhändler Raphael Guidi in einer Loge zu sehen war. Carl Palmcrona bezweifelte keine Sekunde, dass die Aufnahme echt war.
Vielleicht wusste er bereits von ihrer Existenz.
Oder die Tatsache, dass der Erpresser von dem Treffen in der Loge wusste, war ein Beweis für die Existenz des Bildes.
Axel Riessen gießt Saga noch etwas Tee ein. Sie wischt sich einen Krümel aus dem Mundwinkel.
Hier stimmt etwas nicht, denkt Joona.
Pontus Salman konnte den Zeitpunkt des Treffens bestimmen. Er schien das Foto nicht als Bedrohung zu empfinden.
Warum war es dann in Palmcronas Augen so gravierend?
Er hört Axel Riessen und Saga diskutieren, wie sich die Rahmenbedingungen für die Sicherheitspolitik verändern, wenn über ein Land ein Embargo verhängt oder ein bereits bestehendes aufgehoben wird.
Joona brummt kurz, damit die anderen glauben, dass er ihrem Gespräch folgt, konzentriert sich in Wirklichkeit aber weiter auf seine Gedankengänge zu dem Foto.
Der Tisch in der privaten Loge war für vier gedeckt, und auf dem Bild waren vier Personen zu sehen. Das heißt, dass die fünfte Person, die eine

Kamera in der Hand hielt, nicht zu den Gästen gehörte, ihr weder ein Platz am Tisch noch ein Glas Champagner angeboten wurde.
Die fünfte Person könnte die Antwort auf alle Fragen kennen.
Wir müssen Penelope Fernandez unbedingt schnell zum Sprechen bringen, denkt Joona. Auch wenn sie nicht die Fotografin ist, könnte sie der Schlüssel zur Lösung des Rätsels sein.
Er kehrt in Gedanken zu den Personen auf dem Foto zurück: Palmcrona, Guidi, Agathe al-Haji und Pontus Salman.
Joona erinnert sich an ihre Begegnung mit Pontus Salman, bei der dieser sich selbst auf dem Foto identifiziert hat. Das einzig Bemerkenswerte an dem Bild war ihm zufolge die Tatsache, dass Carl Palmcrona den Champagner nicht dankend abgelehnt hatte, da es doch nichts zu feiern gab, weil es sich nur um eine erste Besprechung handelte.
Und wenn es doch etwas zu feiern gab?
Joonas Puls schlägt schneller.
Man stelle sich vor, alle vier hätten im nächsten Moment ihr Glas erhoben und angestoßen.
Pontus Salman identifizierte sich selbst und erläuterte den Hintergrund für das Treffen und Ort und Zeitpunkt.
Der Zeitpunkt, denkt Joona, das Foto könnte zu einem anderen Zeitpunkt gemacht worden sein.
Wir wissen nur, was Pontus Salman uns gesagt hat, dass die Besprechung in Frankfurt am Main im Frühjahr 2008 stattfand.
Wir brauchen Penelope Fernandez' Hilfe.
Joona sieht seine eigenen Hände auf der Tasche liegen. Er überlegt, dass es möglich sein müsste, die Musiker im Hintergrund der Aufnahme zu identifizieren, ihre Gesichter sind gut zu sehen. Jemand müsste sie erkennen können.
Denn wenn wir die Musiker identifizieren können, lässt sich eventuell auch der Zeitpunkt des Treffens bestimmen. Es spielen vier Personen, ein Quartett.
Vielleicht haben diese vier ja nur einmal zusammengespielt. Das würde den Zeitpunkt natürlich zweifelsfrei festlegen.
Aber natürlich, sagt er sich. Das hätten wir längst tun sollen. Er überlegt, Saga bei Axel Riessen zu lassen und zum Präsidium zu fahren, um mit Petter Näslund zu sprechen, ihn zu fragen, ob sie daran gedacht haben,

dass die Konstellation der Musiker eine exakte Zeitbestimmung ermöglichen könnte.
Er sieht Saga an, sieht sie Axel Riessen anlächeln und ihn dann nach der Konsolidierung der amerikanischen Rüstungsindustrie fragen. Sie erwähnt zwei neue Megakonzerne, Raytheon und Lockheed Martin.
Erneut hört er durch das offene Fenster Geigenmusik, diesmal ein schnelleres Stück. Es bricht plötzlich ab, und danach hört es sich an, als würden prüfend zwei Saiten angeschlagen.
»Wer spielt da?«, fragt Joona und steht auf.
»Mein Bruder Robert«, antwortet Axel Riessen etwas erstaunt.
»Ich verstehe – er ist Geiger?«
»Der Stolz unserer Familie … aber in erster Linie ist er Geigenbauer, er hat sein Atelier hier im Haus, auf der Rückseite.«
»Meinen Sie, ich könnte ihn etwas fragen?«

69

Das Streichquartett

Joona geht neben Axel Riessen über die Marmorplatten an der Rückseite des Hauses. Es duftet intensiv nach Flieder. Sie erreichen das Atelier und klopfen an. Das Geigenspiel verstummt, und die Tür wird von einem Mann mittleren Alters geöffnet. Er hat schütteres Haar, ein schönes, intelligentes Gesicht und einen Körper, der einmal schlank war, mit den Jahren jedoch immer fülliger geworden ist.
»Die Polizei möchte mit dir sprechen«, sagt Axel Riessen ernst. »Du stehst unter dem dringenden Verdacht, dich ungebührlich benommen zu haben.«
»Ich gestehe alles«, sagt Robert.
»Wie schön«, sagt Joona.
»War sonst noch was?«
»Es gibt da in der Tat einige Fälle, die schon länger auf meinem Schreibtisch liegen«, erklärt Joona.
»Ich bin mit Sicherheit der Täter.«
»Hervorragend«, sagt Joona und gibt Robert Riessen die Hand. »Joona Linna, Landeskriminalpolizei.«
»Worum geht es?«, fragt Robert lächelnd.
»Wir sind dabei, einen plötzlichen Todesfall unter die Lupe zu nehmen. Es geht um den früheren Generaldirektor der Staatlichen Waffenkontrollbehörde, deshalb unterhalte ich mich mit Ihrem Bruder.«
»Über Palmcrona weiß ich nur, was in den Zeitungen gestanden hat.«
»Dürfte ich kurz hereinkommen?«
»Selbstverständlich.«
»Ich gehe dann mal zu Ihrer Kollegin zurück«, sagt Axel Riessen und schließt hinter Joona die Tür.
Das Dach des Ateliers ist flach und schräg wie in einem Dachgeschoss. Es scheint in einen bereits vorhandenen Keller eingebaut worden zu sein, in den eine schön lackierte Holztreppe führt. Eine intensive Duftmischung aus frisch zugesägtem Holz, Harz und Terpentin schlägt ihnen entgegen. Überall hängen Geigenteile, ausgewählte Holzstücke,

geschnitzte Schnecken, Spezialwerkzeuge, Hobel so klein wie Weinkorken und gebogene Messer.
»Ich habe Sie durchs Fenster spielen hören«, sagt Joona.
Robert nickt und deutet auf eine schöne Geige.
»Sie musste nur ein wenig justiert werden.«
»Haben Sie die selbst gebaut?«, fragt Joona.
»Ja.«
»Wunderschön.«
»Danke.«
Robert greift nach der Geige und reicht sie Joona. Das glänzende Instrument wiegt fast nichts. Joona dreht die Geige um und riecht an ihr.
»Der Lack ist das Geheimnis«, kommentiert Robert und legt das Instrument in einen weinrot gefütterten Kasten.
Joona öffnet seine Tasche, zieht die Plastikhülle heraus und gibt Robert die Aufnahme, die Björn Almskog an Carl Palmcrona geschickt hat.
»Palmcrona«, sagt Robert.
»Ja, aber erkennen Sie die Personen im Hintergrund, die Musiker?
Robert betrachtet erneut das Bild und nickt.
»Das da ist Martin Beaver«, sagt er und zeigt auf einen der Männer.
»Kikuei Ikeda … Isomura und Clive Greensmith am Cello.«
»Bekannte Musiker?«
Robert muss über die Frage schmunzeln:
»Sie sind fast schon Legenden … es ist das Tokyo String Quartet.«
»Das Tokyo String Quartet – das sind immer dieselben vier Personen?«
»Ja.«
»Immer?«
»Seit sehr langer Zeit – sie sind ziemlich erfolgreich gewesen.«
»Fällt Ihnen an dem Foto irgendetwas auf?«
Robert betrachtet aufmerksam das Bild.
»Nein«, sagt er nach einer Weile.
»Sie spielen nicht nur in Tokio?«, fragt Joona.
»Sie spielen in der ganzen Welt, aber ihre Instrumente gehören einer japanischen Stiftung.«
»Ist das üblich?«
»Ja, wenn es sich um wirklich besondere Instrumente handelt«, antwortet Robert. »Und diese hier, die Sie auf dem Bild sehen, gehören zweifellos

zu den außergewöhnlichsten der Welt.«
»Ich verstehe.«
»Das Paganiniquartett«, sagt Robert.
»Das Paganiniquartett«, wiederholt Joona und betrachtet erneut die Musiker auf dem Bild. Das Holz der Instrumente glänzt dunkel, die schwarzen Kleider der Musiker spiegeln sich im Lack.
»Es sind Stradivari«, erzählt Robert. »Das älteste Instrument ist Desaint, eine Geige aus dem Jahre 1680 … Kikuei Ikeda spielt sie. Martin Beaver hat die Geige, die der Graf Cozio de Salabue Paganini überließ.«
Robert verstummt und wirft Joona einen fragenden Blick zu, aber Joona gibt ihm mit einem Kopfnicken zu verstehen, dass er weitersprechen soll:
»Alle vier Instrumente waren im Besitz von Nicolò Paganini, ich weiß nicht, wie viel Sie über Paganini wissen, er war ein Virtuose, ein Geiger und Komponist … er schrieb Stücke, die als vollkommen lächerlich betrachtet wurden, weil man dachte, niemand könnte sie spielen, bis Paganini persönlich zur Geige griff. Nach seinem Tod dauerte es hundert Jahre, bis jemand seine Stücke spielen konnte … manche seiner Techniken werden selbst heute noch als unspielbar betrachtet … tja, es gibt viele Anekdoten über Paganini und seine Geigenduelle.«
Es wird still. Joona sieht sich erneut das Foto an, die vier Männer, die im Hintergrund auf der Bühne sitzen. Er betrachtet ihre Instrumente.
»Dann spielt das Tokyo String Quartet also oft zusammen auf diesen Instrumenten?«
»Oh ja, sie geben ungefähr acht oder neun Konzerte im Monat.«
»Wann könnte dieses Bild Ihrer Meinung nach entstanden sein?«
»Es dürfte nicht älter als zehn Jahre sein, denke ich, wenn ich mir Martin Beaver ansehe, dem ich ein paar Mal begegnet bin.«
»Könnte man den genauen Zeitpunkt feststellen, wenn man den Ort wüsste?«
»Das ist die Alte Oper in Frankfurt am Main.«
»Sind Sie sicher?«
»Ich weiß, dass sie dort jedes Jahr spielen«, erklärt Robert Riessen.
»Manchmal auch mehrmals im Jahr.«
»*Perkele*«, murmelt Joona.
Es musste einen Weg geben, herauszufinden, wann dieses Foto

entstanden war, um Pontus Salmans Version zu widerlegen oder zu bestätigen.
Joona öffnet die Plastikhülle, um das Foto hineinzulegen, und denkt, dass Penelope wahrscheinlich die Einzige ist, die Licht in das Dunkel bringen kann.
Erneut mustert er das Foto, einen der Geiger, die Bewegung des Bogens, den hohen Ellbogen, dann blickt er auf und sieht Robert Riessen mit seinen hellgrauen Augen an.
»Spielen sie immer dieselben Stücke, wenn sie auf Tournee gehen?«, fragt Joona.
»Dieselben? Nein, mal sehen … sie haben alle Quartette Beethovens gespielt, und das allein sorgt ja schon für ziemlich viel Abwechslung. Aber sie spielen natürlich auch eine Menge anderer Stücke, zum Beispiel von Schubert und Bartók. Und Brahms. Die Liste der Komponisten ist lang … Debussy, Dvorák, Haydn, jede Menge Mozart und Ravel und so weiter und so weiter.«
Joona starrt ins Leere, steht auf, geht ein paar Schritte durchs Atelier, bleibt stehen und dreht sich zu Robert Riessen um.
»Mir ist da eine Idee gekommen«, sagt er mit plötzlichem Eifer in der Stimme. »Könnte man ausgehend von diesem Bild, also wenn man sich die Hände der Musiker anschaut … wäre es dann möglich zu erkennen, welches Stück sie spielen, indem man das Foto studiert?«
Robert Riessen öffnet und schließt den Mund, schüttelt den Kopf, wirft aber trotzdem nochmals einen Blick auf die Aufnahme: Im Scheinwerferlicht auf der Bühne der Alten Oper sieht er das Tokyo String Quartet spielen. Clive Greensmith' schmales Gesicht ist eigentümlich entrückt, seine hohe Stirn glänzt. Und Kikuei Ikeda spielt mit dem kleinen Finger der linken Hand auf dem Griffbrett der Geige einen hohen Ton.
»Tut mir leid, das ist unmöglich … es könnte sich um … alle möglichen Töne handeln, hätte ich fast gesagt, aber …«
»Und wenn man eine Lupe benutzt … immerhin sieht man ihre Finger, die Saiten, die Hälse der Instrumente …«
»Sicher, theoretisch schon, aber …«
Er seufzt und schüttelt den Kopf.
»Kennen Sie jemanden, der mir helfen könnte?«, fährt Joona fort. »Einen

Musiker oder Dozenten am Konservatorium, der dieses Foto für uns analysieren könnte?«
»Ich wünschte, ich …«
»Es wird nicht gehen – oder?«, fragt Joona.
»Ehrlich gesagt, nein«, antwortet Robert Riessen und zuckt mit den Schultern. »Wenn nicht einmal Axel es erkennen konnte, halte ich es für unmöglich.«
»Axel? Ihr Bruder?«
»Hat er sich das Foto nicht angesehen?«, fragt Robert Riessen.
»Nein«, antwortet Joona.
»Aber Sie haben doch mit ihm gesprochen?«
»Ja, aber nicht über Musik – Sie sind doch hier der Musiker«, erwidert Joona lächelnd.
»Sprechen Sie trotzdem mit ihm«, sagt Robert.
»Aber warum sollte ich …«
Als es an die Tür des Ateliers klopft, verstummt Joona. Im nächsten Moment tritt Saga Bauer ein. Das Sonnenlicht fällt durch ihre blonden Haare.
»Ist Axel Riessen hier?«, fragt sie.
»Nein«, antwortet Joona.
»Noch mehr Kriminalpolizisten?«, erkundigt sich Robert Riessen lächelnd.
»Staatsschutz«, erklärt Saga kurz.
Es wird ein bisschen zu lange still, Robert Riessen scheint den Blick nicht von ihr abwenden zu können. Er kann sich nicht sattsehen an ihr, an ihren großen, unwirklich blauen Augen und dem niedlichen hellrosa Mund.
»Ich wusste gar nicht, dass der Staatsschutz eine Abteilung für Elfen hat«, sagt er, lächelt breit und versucht anschließend, wieder ernst zu werden:
»Entschuldigen Sie bitte, es war nicht so gemeint, aber Sie sehen nun wirklich aus wie eine Elfe oder so eine Prinzessin von Bauer.«
»Der Schein trügt«, erwidert sie trocken.
»Robert Riessen«, stellt er sich vor und streckt die Hand aus.
»Saga«, erwidert sie.

70

Ein Gefühl

Joona Linna und Saga Bauer verlassen das Haus von Familie Riessen und setzen sich ins Auto. Sagas Telefon surrt, sie liest eine SMS und lächelt in sich hinein.
»Ich esse daheim zu Mittag«, sagt sie und errötet.
»Wie viel Uhr ist es?«
»Halb zwölf«, antwortet sie. »Arbeitest du weiter?«
»Nein, ich gehe mit einer Freundin in ein Mittagskonzert im Södra-Theater.«
»Könntest du mich dann vielleicht auf Södermalm absetzen, ich wohne in der Bastugatan.«
»Wenn du willst, fahre ich dich nach Hause.«
Joona war in Robert Riessens Atelier gegangen, Saga dagegen bei Axel Riessen geblieben. Er hatte gerade begonnen, seine Laufbahn bei den Vereinten Nationen zu skizzieren, als sein Handy klingelte. Axel hatte auf das Display geschaut, sich entschuldigt und den Raum verlassen. Saga war sitzen geblieben und hatte gewartet, als jedoch fünfzehn Minuten vergangen waren, hatte sie sich schließlich auf die Suche nach ihm gemacht. Als sie ihn nicht finden konnte, war sie zu Robert Riessens Atelier gegangen. Gemeinsam mit Robert und Joona hatten sie anschließend nach Axel Riessen gesucht und festgestellt, dass er offenbar das Haus verlassen hatte.
»Was wolltest du eigentlich von Axel Riessens Bruder?«
»Ach, ich hatte nur so ein Gefühl«, setzt Joona an.
»Hurra«, murmelt Saga. »Ein Gefühl.«
»Weißt du … Wir haben das Foto doch Pontus Salman gezeigt«, fährt Joona fort, »und er hat sich erkannt und ganz offen von dem Treffen in Frankfurt erzählt, von den Verhandlungen mit der Regierung des Sudans und dass alle Geschäftsverbindungen abgebrochen wurden, als der Strafgerichtshof in Den Haag seinen Haftbefehl ausgestellt hat gegen …«
Als sein Handy klingelt, unterbricht er sich, sucht nach dem Handy, ohne

den Verkehr aus den Augen zu lassen, und meldet sich:
»Das ging aber schnell.«
»Der Zeitpunkt kommt hin«, sagt Anja Larsson. »Das Tokyo String Quartet hat in der Alten Oper gespielt, und Pontus Salman ist in Frankfurt gewesen.«
»Ich verstehe«, sagt Joona.
Saga sieht ihn zuhören, nicken und sich bedanken, ehe er das Gespräch beendet.
»Dann hat Pontus Salman also die Wahrheit gesagt?«, erkundigt sich Saga.
»Das weiß ich nicht.«
»Aber der Zeitpunkt ist bestätigt worden?«
»Nur, dass Pontus Salman nach Frankfurt gefahren ist und das Tokyo String Quartet in der Alten Oper gespielt hat … aber Salman ist oft in Frankfurt gewesen und das Tokyo String Quartet spielt mindestens einmal im Jahr in der Alten Oper.«
»Versuchst du mir zu sagen, dass du glaubst, er hat über den Zeitpunkt gelogen, und das, obwohl du gerade die Bestätigung bekommen hast, dass der Zeitpunkt stimmt?«
»Nein, aber … ich weiß auch nicht, wie gesagt, es war nur so ein Gefühl«, sagt Joona. »Es gäbe jedenfalls sehr gute Gründe zu lügen, falls er und Carl Palmcrona nach dem Haftbefehl mit Agathe al-Haji verhandelt hätten.«
»Das wäre natürlich kriminell, verdammt, als würde man die Miliz in Darfur direkt mit Waffen beliefern, das würde gegen internationales Recht verstoßen und das …«
»Wir haben Pontus Salman geglaubt, weil er sich identifiziert hat«, unterbricht Joona sie. »Aber dass er einmal die Wahrheit gesagt hat, heißt nicht, dass er immer die Wahrheit sagt.«
»Ist das dein Gefühl?«
»Nein, aber da war etwas mit Salmans Stimme … als er meinte, das einzig Bemerkenswerte an dem Bild sei, dass Carl Palmcrona den Champagner nicht dankend abgelehnt habe.«
»Weil es überhaupt nichts zu feiern gab«, ergänzt Saga.
»Ja, so hat er es formuliert, aber mein Gefühl sagt mir, dass es ganz im Gegenteil doch etwas zu feiern gab und sie mit Champagner anstießen,

weil sie sich geeinigt hatten.«
»Alle Fakten sprechen gegen das, was du da sagst.«
»Aber denk doch mal an das Bild«, fährt Joona fort. »Es herrscht eine gewisse Stimmung in der Loge und … ihre Gesichter strahlen aus, dass der Vertrag in trockenen Tüchern ist.«
»Aber selbst wenn das stimmen würde, können wir den genauen Zeitpunkt nicht ohne Penelope Fernandez bestimmen.«
»Was sagt denn ihre Ärztin?«, fragt Joona.
»Dass wir bald mit ihr sprechen können, aber dass sie mental immer noch völlig erschöpft ist.«
»Wir haben keine Ahnung, was sie weiß«, sagt Joona.
»Stimmt, aber verdammt, welcher Spur sollen wir denn sonst nachgehen?«
»Dem Foto«, antwortet Joona. »Im Hintergrund sieht man die vier Musiker und vielleicht kann man anhand ihrer Hände feststellen, welches Stück sie spielen, und so den genauen Zeitpunkt bestimmen.«
»Joona«, seufzt sie.
»Ja«, sagt er lächelnd.
»Das ist doch totaler Irrsinn – ich hoffe, das ist dir klar.«
»Robert Riessen meinte, es sei theoretisch möglich.«
»Wir werden wohl oder übel darauf warten müssen, dass es Penelope Fernandez besser geht.«
»Ich rufe mal an«, sagt Joona, greift nach seinem Handy, wählt eine Nummer im Landeskriminalamt und bittet darum, mit Raum U 12 verbunden zu werden.
Saga wirft einen kurzen Blick auf sein ruhiges Gesicht.
»Mein Name ist Joona Linna, ich bin …«
Er verstummt und grinst über das ganze Gesicht.
»Natürlich erinnere ich mich an Sie und Ihren roten Mantel«, sagt er und hört anschließend zu. »Ja gut, aber … Ich hätte eigentlich gedacht, Sie würden eine Hypnose vorschlagen?«
Saga hört die Ärztin über seinen Scherz lachen.
»Schon gut«, sagt er. »Aber Spaß beiseite – wir müssen dringend, wirklich dringend mit ihr sprechen.«
Sein Gesicht wird ernst.
»Ich verstehe, aber … das Beste wäre, wenn Sie Penelope überzeugen

könnten … Okay, wir werden eine Lösung finden … Tschüss.«
Er beendet das Telefonat und biegt in die Bellmansgatan ein.
»Ich habe mit Daniella Richards gesprochen«, sagt Joona zu Saga.
»Was sagt sie?«
»Sie denkt, dass wir Penelope Fernandez in zwei Tagen vernehmen können, dass sie aber erst eine neue Unterkunft bekommen muss – sie weigert sich, in dem unterirdischen Raum zu bleiben und sagt …«
»Es gibt keinen sichereren.«
»Aber wenn sie sich nun einmal weigert«, erwidert Joona.
»Dann werden wir ihr erklären müssen, dass es gefährlich ist.«
»Das weiß sie besser als wir«, sagt er.

71

Sieben Millionen Möglichkeiten

Disa und Joona sitzen sich im Restaurant des Södra-Theaters gegenüber. Die Sonne scheint satt durch die riesigen Fenster, die den Blick zur Altstadt, zu Skeppsholmen und auf das glitzernde Wasser eröffnen. Sie haben gebratene Heringe mit Kartoffelpüree und Preiselbeeren gegessen und schenken sich gerade den letzten Schluck Leichtbier ein. Auf der kleinen Empore sitzt Ronald Brautigam an einem schwarzen Flügel, und Isabelle van Keulens rechter Ellbogen ist angehoben, während sie den Bogenstrich beendet.
Die Musik hält inne, der letzte Geigenton vibriert, wartet auf das Klavier und endet schließlich in einem hohen, bebenden Ton.
Joona und Disa verlassen nach dem Konzert das Restaurant, treten auf den Mosebacke-Platz hinaus, bleiben stehen und sehen sich an.
»Was ist mit Paganini?«, will sie wissen und rückt seinen Hemdkragen gerade. »Du hast zuletzt auch über Paganini gesprochen.«
Er ergreift sanft ihre Hand.
»Ich wollte dich nur treffen …«
»Damit ich mich mit dir streiten kann, weil du deine Tabletten nicht nimmst?«
»Nein«, sagt er.
»Nimmst du sie denn?«
»Ich werde sie bald wieder nehmen«, antwortet er ein wenig ungeduldig.
Sie sagt nichts, ihre hellgrünen Augen begegnen nur kurz seinen grauen. Dann atmet sie tief durch und schlägt vor zu gehen.
»Jedenfalls war es ein sehr schönes Konzert«, sagt Disa. »Die Musik passte irgendwie zu dem Licht, das von draußen hereinfiel, es war ganz sanft. Ich habe gedacht, Paganini wäre immer … du weißt schon, artistisch und schnell … Ich habe Yngwie Malmsteen mal im Vergnügungspark Gröna lund Caprice Nummer 5 spielen hören.«
»Als du mit Benjamin Gantenbein zusammen warst.«
»Nach all den Jahren sind wir heute Freunde bei Facebook.«
Sie spazieren Hand in Hand über Slussen zur Skeppsbron hinunter.

»Müsste man nicht an den Fingern ablesen können, welche Töne jemand auf einer Geige spielt?«, fragt Joona.
»Ohne etwas zu hören, meinst du?«
»Auf einem Foto.«
»In etwa, würde ich denken … wahrscheinlich kommt es ganz darauf an, wie gut man das Instrument beherrscht«, sagt sie.
»Aber wie exakt kann man sein?«
»Wenn es wichtig ist, könnte ich Kaj fragen«, sagt sie.
»Kaj?«
»Kaj Samuelsson am Musikwissenschaftlichen Institut. Ich habe Übungsfahrten mit dem Auto mit ihm gemacht, kenne ihn aber eigentlich über Vater.«
»Könntest du ihn anrufen?«
»Okay«, sagt Disa und hebt die Augenbrauen ein wenig. »Du willst, dass ich ihn jetzt anrufe?«
»Ja«, antwortet Joona.
Sie lässt seine Hand los, holt ihr Handy heraus, sucht in ihrem Telefonbuch und ruft den Professor an.
»Hier spricht Disa«, sagt sie. »Störe ich dich in der Mittagspause?«
Joona hört eine Männerstimme in den Hörer sprechen. Nachdem sie eine Weile geplaudert haben, fragt Disa:
»Du, ich stehe hier mit einem guten Freund, der möchte, dass ich dir eine Frage stelle.«
Sie lacht über etwas, was am anderen Ende gesagt wird, und fragt dann ohne Umschweife:
»Kann man sehen, welche Töne ein Geiger spielt … nein, nicht so … ich meine an den Fingern.«
Joona betrachtet Disa, die mit gerunzelter Stirn lauscht. Irgendwo aus den Gassen der Altstadt ertönt Marschmusik.
»Okay«, sagt Disa nach einer Weile. »Weißt du was, Kaj, ich glaube, es ist besser, wenn du selbst mit ihm sprichst.«
Wortlos reicht sie das Telefon an Joona weiter.
»Joona Linna.«
»Über den Disa so oft spricht«, ergänzt Kaj Samuelsson mit heiterer Stimme.
»Eine Geige hat nur vier Saiten«, beginnt Joona, »im Grunde sollte man

nicht so viele unterschiedliche Töne spielen können …«
»Was meinen Sie mit spielen?«, erkundigt sich der Professor.
»Der tiefste Ton muss die G-Saite sein«, sagt Joona mit ruhiger Stimme.
»Und irgendwo wird es dann ja wohl auch einen höchsten Ton geben, der …«
»Ein guter Gedanke«, unterbricht der Professor ihn. »Der französische Wissenschaftler Mersenne veröffentlichte 1636 die ›Harmonie Universelle‹. In diesem Werk erwähnt er, dass die besten Geiger bis zu einer Oktave über jeder Saite spielen können. Das bedeutet, der Tonumfang reicht vom tiefen G bis zum dreigestrichenen E … was uns insgesamt vierunddreißig Töne in einer chromatischen Tonleiter beschert.«
»Vierunddreißig Töne«, wiederholt Joona.
»Aber wenn wir über Musiker in etwas modernerer Zeit sprechen«, fährt Samuelsson fort, »hat sich der Umfang dem neuen Fingersatz folgend erweitert … und man rechnet fortan damit, das dreigestrichene A zu erreichen und damit eine chromatische Tonleiter mit neununddreißig Tönen zu bekommen.«
»Sprechen Sie weiter«, sagt Joona und sieht, wie Disa vor einer Galerie mit einigen seltsamen, verwischten Bildern stehen bleibt.
»Aber schon seitdem Richard Strauss Berlioz' Instrumentenlehre von 1904 revidierte, wird das viergestrichene G als höchstmöglicher Ton für einen Orchestergeiger angegeben, was neunundvierzig Tönen entspricht.«
Angesichts von Joonas abwartendem Schweigen lacht Kaj Samuelsson in sich hinein.
»Die obere Grenze ist bei Weitem noch nicht erreicht«, erläutert der Professor. »Außerdem kann man ein ganzes Register von Flageoletttönen und Vierteltönen hinzufügen.«
Sie kommen an einem neu gebauten Wikingerschiff am Schlosskai vorbei und nähern sich dem Park Kungsträdgården.
»Und bei einem Cello?«, unterbricht Joona ungeduldig.
»Achtundfünfzig«, antwortet der Professor.
Disa wirft ihm einen ungeduldigen Blick zu und zeigt auf ein Straßencafé.
»Eigentlich lautet meine Frage, ob Sie sich ein Foto von vier Musikern,

zwei Geigen, eine Bratsche und ein Cello, ansehen könnten«, sagt Joona.
»Wäre es anhand einer scharfen Fotografie möglich, nur dadurch, dass man die Finger der Musiker, die Saiten und die Instrumentenhälse betrachtet, zu erraten, welches Stück sie spielen?«
Joona hört Kaj Samuelsson im Hörer vor sich hinmurmeln.
»Das ergibt eine Unmenge von Möglichkeiten, Tausende …«
Disa zuckt mit den Schultern und geht weiter, ohne ihn anzusehen.
»Sieben Millionen denkbare Kombinationen«, sagt Kaj Samuelsson nach einer Weile.
»Sieben Millionen«, wiederholt Joona.
Es wird erneut still am Telefon.
»Aber auf meinem Foto«, sagt Joona, »sind die Finger und die Saiten deutlich zu sehen, und man könnte ziemlich leicht viele Möglichkeiten ausschließen.«
»Ich sehe mir das Bild gerne an«, antwortet der Professor. »Aber ich werde die Töne nicht erraten können, das geht nicht und …«
»Aber …«
»Und stellen Sie sich bitte vor, Joona Linna«, fährt er fort, »stellen Sie sich vor, Sie würden tatsächlich die Töne annähernd bestimmen können … wie wollen sie diese unter all den tausend Streichquartetten finden, Beethoven, Schubert, Mozart …«
»Ich verstehe, es ist also unmöglich«, unterbricht Joona ihn.
»Um ehrlich zu sein, ja«, bestätigt Kaj Samuelsson.
Joona bedankt sich für das Gespräch und setzt sich neben Disa, die auf dem gemauerten Rand eines Brunnens wartet. Sie lehnt sich mit der Wange an seine Schulter. Als er den Arm um sie legt, fallen ihm im selben Moment die Worte Robert Riessens über seinen Bruder ein:
»Wenn nicht einmal Axel es erkennen konnte, halte ich es für unmöglich.«

72

Das Rätsel

Als Joona Linna mit schnellen Schritten den Bragevägen hinaufgeht, dringt aus der Deutschen Schule das Lachen und Johlen von Kindern zu ihm heraus.
Er klingelt an Axel Riessens Tür und hört leise die Töne einer wohlklingenden Glocke im Inneren des Hauses. Nachdem er einen Moment gewartet hat, beschließt er, um das Haus herumzugehen. Plötzlich hört er einen kreischenden Misston auf einem Streichinstrument. Jemand befindet sich im Schatten unter einem Laubbaum. Joona bleibt in einiger Entfernung stehen. Auf den Marmorplatten der Terrasse steht ein Mädchen mit einer Geige. Sie ist ungefähr fünfzehn Jahre alt. Ihre Haare sind sehr kurz, und sie hat auf ihren Armen gezeichnet. Neben ihr steht Axel Riessen, der nickt und neugierig zuhört, als sie den Bogen über die Saiten zieht. Es sieht aus, als würde sie das Instrument zum ersten Mal in der Hand halten. Vielleicht ist es Axel Riessens Tochter, oder ein Enkelkind, denn er sieht sie unablässig warmherzig und neugierig an.
Der Bogen streicht mit einem schlurfenden, quietschenden Laut schräg über die Saiten.
»Sie ist bestimmt ganz verstimmt«, schlägt das Mädchen als Erklärung für den schiefen Ton vor.
Sie lächelt und gibt das Instrument behutsam zurück.
»Wenn man Geige spielt, geht es ums Gehör«, sagt Axel freundlich. »Man lauscht, hört die Musik in sich und überführt sie anschließend in die Wirklichkeit.«
Er setzt die Geige an und spielt die Anfangsmelodie von »La seguidilla« aus Bizets Oper »Carmen«, hält inne und zeigt ihr die Geige.
»Jetzt stimme ich die Saiten mal so, mal so um«, sagt er und dreht die Wirbel viele Male in verschiedene Richtungen.
»Warum willst …«
»Jetzt ist die Geige völlig verstimmt«, fährt er fort. »Und wenn ich das Stück nur mechanisch gelernt hätte, mit exakten Fingerpositionen, wie

ich es gerade gespielt habe, dann klingt es so.«
Er spielt erneut »La seguidilla«, und es klingt grauenhaft, ist kaum wiederzuerkennen
»Wundervoll«, scherzt sie.
»Aber lauscht man stattdessen den Saiten«, sagt er und schlägt die E-Saite an. »Hörst du? Sie ist natürlich viel zu tief gestimmt, aber das heißt nichts, man muss es nur ausgleichen, indem man den Ton an einer höheren Stelle auf dem Hals spielt.«
Joona sieht Axel Riessen die Geige ansetzen und das Stück noch einmal auf der völlig verstimmten Geige spielen, mit einem höchst seltsamen Fingersatz, aber den exakt richtigen Tönen. »La seguidilla« ertönt plötzlich wieder perfekt.
»Du kannst zaubern«, ruft das Mädchen lachend und klatscht in die Hände.
»Hallo«, sagt Joona Linna, geht zu den beiden und gibt erst Axel Riessen und dann dem Mädchen die Hand.
Er sieht Axel an, der die ungestimmte Geige in der Hand hält.
»Beeindruckend.«
Axel folgt seinem Blick auf die Geige und schüttelt den Kopf:
»Ehrlich gesagt habe ich seit vierunddreißig Jahren nicht mehr gespielt«, sagt er in einem seltsamen Tonfall.
»Glaubst du ihm das?«, fragt Joona das Mädchen.
Sie nickt und meint anschließend:
»Siehst du nicht den Lichtschein?«
»Beverly«, sagt Axel leise.
Sie sieht ihn lächelnd an und geht anschließend zwischen den Bäumen davon.
Joona nickt Axel Riessen zu:
»Ich muss mit Ihnen sprechen.«
»Ich muss mich bei Ihnen dafür entschuldigen, dass ich einfach verschwunden bin«, sagt Axel und beginnt, die Geige zu stimmen. »Aber ich musste in einer dringenden Angelegenheit fort.«
»Kein Problem – ich bin zurückgekommen.«
Joona sieht Axel Riessen das Mädchen beobachten, das einige Blumen vom Unkraut in dem schattigen Rasen pflückt.
»Gibt es drinnen irgendwo eine Vase?«, fragt sie.

»In der Küche«, antwortet er.
Sie trägt den kleinen Strauß aus Pusteblumen durch die Tür.
»Ihre Lieblingsblume«, erläutert Axel Riessen und lauscht der G-Saite, dreht am Wirbel und legt die Geige auf dem Mosaiktisch ab.
»Ich möchte, dass Sie sich dieses Foto anschauen«, sagt Joona und zieht das Bild aus der Plastikhülle.
Sie setzen sich an den Tisch. Axel Riessen zieht eine Brille aus der Brusttasche und mustert die Aufnahme eingehend.
»Wann ist dieses Bild entstanden?«, fragt er.
»Das wissen wir nicht genau, aber wahrscheinlich im Frühjahr 2008«, antwortet Joona.
»Aha«, sagt Axel und sieht sofort entspannter aus.
»Sie erkennen die Personen?«, fragt Joona ruhig.
»Natürlich«, antwortet Axel. »Palmcrona, Pontus Salman, Raphael Guidi und … Agathe al-Haji.«
»Aber ehrlich gesagt bin ich hier, weil ich möchte, dass Sie sich die Musiker im Hintergrund anschauen.«
Axel sieht Joona fragend an und betrachtet anschließend erneut das Foto.
»Das Tokyo String Quartet … es ist sehr gut«, sagt er.
»Ja, aber ich frage mich … also ich habe überlegt, ob es einer kundigen Person möglich sein könnte … anhand des Bilds zu erkennen, welches Stück das Streichquartett spielt.«
»Interessante Frage.«
»Ist es überhaupt möglich, zu einer begründeten Vermutung zu kommen? Kaj Samuelsson meinte Nein, und als Ihr Bruder Robert sich das Bild ansah, hielt er es auch für unmöglich.«
Joona lehnt sich vor, seine Augen werden im lauschigen Schatten sanft.
»Für Ihren Bruder stand fest, dass es niemand kann – wenn Sie es nicht schaffen.«
Plötzlich spielt ein Lächeln in Axels Mundwinkel.
»Das hat er gesagt?«
»Ja«, antwortet Joona. »Aber ich verstehe nicht, was er gemeint hat …«
»Ich auch nicht«, sagt Axel.
»Ich möchte trotzdem, dass Sie sich das Bild mit einer Lupe ansehen.«
»Sie denken, dass man auf diese Art den Zeitpunkt des Treffens bestimmen kann«, sagt Axel ernst.

Joona nickt, zieht eine Lupe aus der Tasche und reicht sie Axel.
»Jetzt müssten Sie ihre Finger sehen können«, sagt Joona.
Er schweigt, sieht Axel das Foto studieren. Wenn das Bild vor der Anklage gegen den sudanesischen Präsidenten Umar al-Bashir entstanden ist, hat ihn seine Intuition in die Irre geleitet. Sollte es dagegen nach dem Haftbefehl gemacht worden sein, hätte er recht damit gehabt, dass es um kriminelle Machenschaften ging.
»Richtig, ich sehe ihre Finger«, erwidert Axel.
»Können Sie erraten, welche Töne die Musiker spielen?«, fragt Joona.
Axel seufzt, gibt Joona Foto und Lupe zurück und singt unvermittelt vier Töne. Relativ leise, aber ganz klare Töne. Er lauscht einen Moment in sich hinein, nimmt anschließend die Geige vom Mosaiktisch und schlägt zwei relativ hohe, vibrierende Töne an.
Joona Linna ist aufgestanden.
»Machen Sie Witze?«
Axel Riessen begegnet seinem Blick:
»Martin Beaver spielt ein dreigestrichenes C, Kikuei spielt ein zweigestrichenes C. Kazuhide Isomura hat eine Pause, und Clive spielt ein vierstimmiges Pizzicato. Das war es, was ich gesungen habe, großes E, großes A, kleines A und das eingestrichene Cis.«
Joona macht sich Notizen und fragt:
»Wie genau ist Ihre Vermutung?«
»Das ist keine Vermutung«, antwortet Axel.
»Glauben Sie, dass es diese Kombination von Tönen in vielen Stücken gibt? Ich meine … könnte sich mithilfe dieser Töne einkreisen lassen, welches Stück das Tokyo String Quartet auf dem Bild spielt?«
»Diese Töne gibt es so nur an einer Stelle«, antwortet Axel.
»Woher wissen Sie das?«
Axel wendet den Blick zum Fenster. Das große zitternde Laubwerk spiegelt sich im Glas.
»Sprechen Sie bitte weiter«, sagt Joona.
»Ich habe sicher nicht alle Stücke gehört, die sie gespielt haben …«
Axel zuckt entschuldigend mit den Schultern.
»Aber Sie meinen, dass man diese Töne in einem bestimmten Stück finden kann?«
»Diese Kombination gibt es meines Wissens nur an einer Stelle«, sagt

Axel. »In Takt 156 im ersten Satz von Béla Bartóks zweitem Streichquartett.«
Wieder greift er zur Geige und setzt sie an.
»Tranquillo … die Musik wird ganz wundersam still, wie ein Wiegenlied. Hören Sie sich die erste Stimme an«, sagt er und beginnt zu spielen.
Seine Finger bewegen sich zärtlich, die Töne vibrieren, wiegen sich sanft, hell und ganz weich. Nach nur vier Takten hört er auf zu spielen.
»Die beiden Geigen folgen einander, es sind die gleichen Töne, aber in verschiedenen Oktaven«, erläutert er. »Es ist fast schon zu schön, aber zum A-Dur-Akkord des Cellos bilden die Geigen Dissonanzen … auch wenn man sie nicht so wahrnimmt, weil sie eine Art Überleitungstöne sind, die …«
Er bricht ab, verstummt und legt die Geige fort.
Joona sieht ihn an.
»Sie sind ganz sicher, dass die Musiker auf dem Bild Bartóks zweites Streichquartett spielen?«, fragt er leise.
»Ja.«
Joona geht ein paar Schritte quer über die Terrasse, bleibt bei den Fliederdolden stehen und überlegt, dass er wahrscheinlich alles gehört hat, was er benötigt, um den Zeitpunkt des Treffens ermitteln zu können.
Er lächelt in sich hinein, verbirgt das Lächeln hinter seiner Hand, dreht sich um, nimmt sich einen roten Apfel aus der Schüssel auf dem Mosaiktisch und begegnet anschließend Axels fragendem Blick.
»Sie sind sich wirklich absolut sicher?«, fragt er erneut.
Axel nickt, und Joona gibt ihm den Apfel, entschuldigt sich, zieht das Handy aus seiner Jacketttasche und ruft Anja an.
»Anja, ich habe es gerade ziemlich eilig …«
»Wir wollten doch am Wochenende in die Sauna gehen.«
»Ich brauche deine Hilfe.«
»Ich weiß«, kichert Anja.
Joona versucht die Aufregung in seiner Stimme zu beherrschen.
»Kannst du das Repertoire des Tokyo String Quartetts in den letzten zehn Jahren ermitteln?«
»Ich habe ihr Repertoire schon ermittelt.«
»Kannst du herausfinden, was sie in diesem Zeitraum in der Alten Oper

in Frankfurt gespielt haben?«
»Ja, sie sind dort jedes Jahr aufgetreten, manchmal sogar mehrmals.«
»Haben sie irgendwann Béla Bartóks zweites Streichquartett gespielt?«
Nach etwas Bedenkzeit antwortet sie:
»Ja, ein einziges Mal, Opus siebzehn.«
»Opus siebzehn«, wiederholt Joona und sieht Axel Riessen an, der bestätigend nickt.
»Was ist?«, fragt Anja.
»Wann?«, erkundigt sich Joona. »Wann haben sie Bartóks zweites Streichquartett gespielt?«
»Am dreizehnten November 2009.«
»Bist du sicher?«, fragt Joona.
Die Personen auf dem Foto haben sich acht Monate nach der Ausstellung des Haftbefehls gegen den sudanesischen Präsidenten getroffen, denkt er. Pontus Salman hat uns angelogen. Sie haben sich im November 2009 getroffen. Deshalb ist das alles geschehen. Menschen sind tot, und weitere werden unter Umständen sterben.
Joona streckt die Hand aus und berührt die violetten Fliederblüten, riecht den Rauch von einem Grill in einem benachbarten Garten und denkt, dass er Saga Bauer erreichen und ihr von diesem Durchbruch erzählen muss.
»War das alles?«, fragt Anja am Telefon.
»Ja.«
»Darf man auch das kleine Zauberwort hören?«
»Ja, entschuldige … *Kiitokseksi saat pusun*«, sagt Joona, »als Dank bekommst du einen Kuss.« Er beendet das Gespräch.
Pontus Salman hat uns angelogen, denkt er erneut. Als er sich mit Palmcrona, Raphael Guidi und Agathe al-Haji traf, gab es ein Waffenembargo. Alle Geschäfte dieser Art waren verboten, es gab keine Ausnahmen oder Schlupflöcher. Aber Agathe al-Haji wollte Munition kaufen, und die anderen wollten Geld verdienen. Die Menschenrechte oder internationales Recht waren ihnen völlig egal.
Pontus Salman hat mit eiskalter Stimme den falschen Zeitpunkt angegeben. Er dachte, ein paar überraschende Wahrheiten in seinen Ausführungen würden seine Lüge verbergen. Weil er ohne Umschweife gestand, dass er auf dem Bild zu sehen war, glaubte er, dass wir uns

zufrieden geben und seine Lüge über den Zeitpunkt des Treffens schlucken würden.
Joona sieht Salman vor sich, sein regungsloses Gesicht, graublass und mit tiefen Falten. Seine gespielte Aufrichtigkeit, als er sich selbst identifiziert und den Zeitpunkt nennt.
Waffenschmuggel, flüstert es in seinem Kopf. Bei all dem, dem Foto, der Erpressung und den getöteten Menschen, geht es um Waffenschmuggel.
Er sieht vor sich, wie Saga Bauer nach Salmans Zeugenaussage aufsteht und ihre fünf Fingerabdrücke wie blasse Denkmäler auf dem Schreibtisch zurückbleiben.
Im März 2009 stellte der Internationale Strafgerichtshof in Den Haag wegen direkter Beteiligung am Völkermord von drei Volksstämmen in Darfur einen Haftbefehl gegen den sudanesischen Präsidenten Umar al-Bashir aus. Seither sind alle Munitionslieferungen aus der restlichen Welt eingestellt worden. Die sudanesische Armee hat zwar noch ihre Waffen, Maschinengewehre und Sturmgewehre, aber relativ schnell geht ihr die Munition aus. Die Ersten, die den fehlenden Nachschub zu spüren bekommen, sind natürlich die Milizen in Darfur. Aber Carl Palmcrona, Pontus Salman, Raphael Guidi und Agathe al-Haji stellen sich über internationales Recht. Sie treffen sich im November, obwohl die Beteiligung des Präsidenten am Völkermord acht Monate vorher publik geworden ist.
»Was haben Sie erfahren?«, fragt Axel und steht auf.
»Bitte?«
»Ließ sich der Zeitpunkt bestimmen?«
»Ja«, antwortet Joona kurz.
Axel Riessen sucht Joonas Blick.
»Was stimmt nicht?«, fragt er.
»Ich muss gehen«, murmelt Joona.
»Haben die vier sich etwa nach dem Haftbefehl gegen al-Bashir getroffen? Das können sie doch nicht getan haben. Ich muss wissen, ob es so war!«
Joona blickt auf und sieht Axel Riessen in die Augen, sie sind ganz ruhig und leuchten.

73

Eine letzte Frage

Saga Bauer liegt auf dem hellen, filzigen Teppich auf dem Bauch. Sie schließt die Augen, während Stefan langsam ihren Rücken küsst. Ihre blonden Haare liegen weit gefächert auf dem Boden wie schimmernder Dunst. Stefans warmes Gesicht bewegt sich über ihre Haut.
Mach weiter, denkt sie.
Die leichte Berührung seiner Lippen kribbelt zwischen den Schulterblättern.
Sie zwingt sich, liegen zu bleiben, und schaudert wonnig.
Aus der Musikanlage ertönt ein erotisches Duett für Violoncello und Mezzosopran des Komponisten Carl Unander-Scharin.
Die beiden Stimmen kreuzen sich rhythmisch und immer wieder wie das langsame Glitzern in einem dunklen Bach.
Saga liegt ganz still und spürt, dass ihr Körper immer erregter wird. Sie atmet durch den halb geöffneten Mund und befeuchtet ihre Lippen mit der Zunge.
Seine Hände gleiten über ihre Taille, schließen sich um die Hüften und heben federleicht ihren Po an.
Kein Mann, dem ich vorher begegnet bin, hat mich so sanft berührt, denkt Saga und lächelt.
Er betrachtet sie, und sie spreizt die Schenkel. In ihr beginnt es zu glühen, ein Kern aus öliger, pochender Hitze.
Sie hört sich selbst stöhnen, als sie seine Zunge spürt.
Behutsam dreht er ihren Körper um. Der Teppich hat streifige Abdrücke auf ihrem Bauch hinterlassen.
»Mach weiter«, flüstert sie.
»Sonst erschießt du mich«, sagt er.
Sie nickt und lächelt offen und glücklich. Stefans schwarze Haare sind ihm ins Gesicht gefallen, der schmale Pferdeschwanz liegt auf seiner Brust.
»Komm, komm«, sagt Saga.
Sie zwingt sein Gesicht zu ihrem, küsst ihn und begegnet seiner warmen

und feuchten Zunge.
Schnell streift er seine Hose ab und legt sich nackt auf sie. Sie zieht die Beine an und spürt ihn in sich eindringen. Sie stöhnt lang gezogen und atmet anschließend schnell, als sie kurz innehalten. Die atemberaubende Nähe des anderen spüren. Stefan stößt ganz sanft in ihr. Seine schlanken Hüften bewegen sich langsam. Sagas Finger streichen über seine Schulterblätter, Lenden, Pobacken.
Dann klingelt das Telefon. Na klar, denkt sie sofort. Das Geräusch von ZZ Tops ruhigem »Blue Jeans Blues« dringt aus dem Kleiderhaufen auf der Couch, unter dem weißen Unterhemd, dem Slip, der umgestülpten Jeans.
»Lass es klingeln«, flüstert sie.
»Es ist dein Diensthandy«, sagt er.
»Das ist mir scheißegal, es ist nichts Wichtiges«, murmelt sie und versucht, ihn festzuhalten, aber er zieht sich aus ihr zurück, kniet sich hin und tastet in ihren Hosentaschen nach dem Telefon. Er kann es nicht finden, der Blues geht gedämpft weiter. Schließlich dreht er die Jeans auf den Kopf und schüttelt das Handy heraus. Es ist verstummt. Ein leise klingelnder Ton teilt mit, dass ihr jemand auf die Mailbox gesprochen hat.

*

Zwanzig Minuten später eilt Saga Bauer im Laufschritt durch den Flur des Landespolizeiamts. Nach der hastigen Dusche sind ihre Haarspitzen noch feucht. In ihrem Körper steckt noch prickelnde und unbefriedigte Lust. Slip und Jeans sitzen unbequem.
Als sie zu Joonas Zimmer läuft, erblickt Saga flüchtig Anja Larssons rundes fragendes Gesicht hinter dem Computerbildschirm. Joona steht mit dem Foto in der Hand in seinem Zimmer und erwartet sie. Als sie seinem eisig grauen, stechenden Blick begegnet, läuft ihr ein unangenehm kalter Schauer über den Rücken.
»Schließ die Tür«, sagt er.
Sie befolgt seine Anweisung, dreht sich zu ihm um und wartet. Ihre Atemzüge sind schnell, still.
»Axel Riessen erinnert sich an jedes Musikstück, das er jemals gehört

hat, an jeden Ton von jedem Instrument in einem Symphonieorchester …«
»Was willst du mir damit sagen?«
»Er konnte sehen, welches Stück das Quartett auf dem Bild spielt, es ist Béla Bartóks zweites Streichquartett.«
»Okay, du hattest recht«, erklärt sie schnell. »Man konnte das Stück herausfinden, aber wir …«
»Das Foto ist am dreizehnten November 2009 entstanden«, unterbricht Joona sie ungewöhnlich schroff.
»Also haben diese Schweine noch nach der Anklage gegen al-Bashir Waffengeschäfte mit dem Sudan gemacht«, sagt sie.
»Ja.«
»Sie wussten, dass die Munition in Darfur landen würde«, flüstert sie.
Joona nickt.
»Carl Palmcrona hatte in dieser Loge nichts verloren«, sagt er. »Pontus Salman hatte dort nichts zu suchen, keiner von ihnen hätte dort sein sollen …«
»Aber jetzt haben wir sie gemeinsam auf einem Foto«, erklärt Saga.
»Raphael Guidi fädelt ein Riesengeschäft mit dem Sudan ein.«
»Ja«, erwidert Joona und begegnet Sagas sommerblauen Augen.
»Der richtig große Fisch war natürlich faul«, stellt Saga fest. »Das haben viele auch schon vorher gesagt und die meisten geahnt … aber die größten Fische kommen immer davon.«
Schweigend mustern sie erneut das Foto, betrachten die vier Personen in der Loge der Alten Oper, den Champagner, ihre Gesichter, die Musiker mit Paganinis historischen Instrumenten.
»Jetzt haben wir das erste Rätsel gelöst«, meint Saga und holt tief Luft.
»Wir wissen, dass man auf diesem Bild sieht, dass der Sudan trotz des Waffenembargos versucht, Munition zu kaufen.«
»Palmcrona war dabei, das Geld auf seinem Konto ist mit Sicherheit Schmiergeld«, meint Joona zögernd. »Andererseits … Palmcrona hat nach der Sache mit dem Präsidenten doch gar keinen Waffenexport in den Sudan genehmigt, damit wäre er niemals durchge …«
Er verstummt, als das Handy in seinem Jackett summt. Joona meldet sich, hört wortlos zu und beendet das Gespräch. Er sieht Saga an.
»Das war Axel Riessen«, sagt Joona. »Er behauptet, dass er weiß,

worum es auf dem Foto geht.«

74

Ein perfekter Plan

Ein einsamer Junge aus Bronze, ganze fünfzehn Zentimeter hoch, sitzt, die Arme um seine angezogenen Knie geschlungen, im Hinterhof der Finnischen Kirche in der Stockholmer Altstadt. Drei Meter von dem Jungen entfernt steht Axel Riessen an eine ockerfarbene Wand gelehnt und isst Nudeln aus einem Pappkarton. Er hat Essen im Mund und winkt mit den Essstäbchen, als Joona und Saga durch das Tor treten.
»Was haben Sie verstanden?«, fragt Joona.
Axel nickt, stellt das Essen auf das Fensterblech der Kirche, wischt sich den Mund mit einer Papierserviette ab und gibt Saga und Joona die Hand.
»Sie sagten, Sie hätten verstanden, worum es bei dem Foto geht«, wiederholt Joona.
Axel senkt den Blick, seufzt und schaut wieder auf.
»Kenia«, sagt er. »Die vier in der Loge stoßen mit Champagner an, weil sie eine Einigung über eine große Lieferung nach Kenia erzielt haben.«
Er verstummt einen Moment.
»Weiter«, sagt Joona.
»Kenia kauft 1,25 Millionen Einheiten in Lizenz hergestellter 5.56 x 45 mm Munition.
»Für Sturmgewehre«, bemerkt Saga.
»Die Ware wird nach Kenia geliefert«, fährt Axel fort, »aber die Munition ist nicht für Kenia bestimmt. Sie soll in den Sudan weitertransportiert werden, zur Miliz in Darfur. Plötzlich ging mir ein Licht auf. Es ist doch vollkommen klar, dass die Munition in den Sudan gehen soll, wenn man bedenkt, dass der Käufer von Agathe al-Haji repräsentiert wird.«
»Aber wie kommt Kenia ins Spiel?«, fragt Joona.
»Die vier in der Loge haben sich doch nach dem Haftbefehl gegen al-Bashir getroffen, nicht wahr? Bartóks zweites Streichquartett ist nur einmal gespielt worden. Es ist verboten, in den Sudan zu exportieren, nicht aber nach Kenia, Ausfuhren in das südliche Nachbarland sind

weiterhin kein Problem.
»Wie können Sie sich so sicher sein?«, möchte Saga wissen.
»Nach Carl Palmcronas Selbstmord ist der Vorgang an mich übertragen worden. Es war sein letzter Auftrag, und er hat ihn nicht abgeschlossen. Ich habe versprochen, die Ausfuhrgenehmigung heute zu unterzeichnen«, antwortet Axel Riessen.
»Es ist die gleiche Munition, das gleiche Geschäft. Nach dem Haftbefehl gegen den Präsidenten haben sie bloß den Sudan gestrichen und stattdessen Kenia eingesetzt«, fasst Saga zusammen.
»Die Sache ist hieb- und stichfest gewesen«, sagt Axel.
»Bis jemand das Treffen fotografierte«, sagt Joona.
»Als Palmcrona sich das Leben nahm, waren die Vorbereitungen abgeschlossen, wahrscheinlich dachten alle, er hätte die Ausfuhrgenehmigung bereits unterschrieben«, sagt Axel Riessen.
»Es hat sie bestimmt ziemlich gestresst, als ihnen klar wurde, dass dies nicht der Fall war«, sagt Joona lächelnd.
»Das ganze Geschäft hing in der Luft«, bemerkt Saga.
»Ich bin sehr schnell angeworben worden«, erzählt Axel Riessen. »Man hat mir den Stift zum Unterschreiben förmlich in die Hand gedrückt.«
»Aber?«
»Ich wollte zu einer eigenen Einschätzung kommen.«
»Und das sind Sie.«
»Ja.«
»Und es sah alles gut aus?«, fragt Saga.
»Ja … und ich versprach zu unterzeichnen, und das hätte ich auch ohne zu zögern getan, wenn ich nicht dieses Foto gesehen und mit Kenia in Verbindung gebracht hätte.«
Sie schweigen alle und betrachten den kleinen Jungen aus Bronze, Stockholms kleinstes öffentliches Kunstwerk. Joona lehnt sich vor und tätschelt seinen blanken Kopf. Nach einem ganzen Tag in der Sonne strahlt das Metall Körperwärme ab.
»Sie sind zur Stunde dabei, den Frachter im Hafen von Göteborg zu beladen«, sagt Axel Riessen leise.
»Das habe ich schon verstanden«, meint Saga. »Aber ohne Ausfuhrgenehmigung …«
»Diese Munition wird Schweden niemals verlassen«, konstatiert Axel.

»Sie haben gesagt, es wird von Ihnen erwartet, dass Sie die Ausfuhrgenehmigung heute noch unterzeichnen«, sagt Joona. »Können Sie das irgendwie hinauszögern? Es ist für unsere Ermittlungen sehr wichtig, dass Sie denen keinen Bescheid geben.«
»Sie werden nicht Däumchen drehen und warten.«
»Sagen Sie ihnen, Sie wären noch nicht ganz durch«, schlägt Joona vor.
»Okay, aber das wird schwierig. Das Geschäft hat sich meinetwegen bereits verzögert, aber gut, ich werde es versuchen«, erwidert Axel Riessen.
»Es geht mir dabei nicht nur um unsere Ermittlungen, sondern auch um Ihre Sicherheit«, sagt Joona.
Axel lächelt.
»Sie meinen, die könnten mir drohen?«
Joona erwidert das Lächeln.
»Solange diese Leute von einer positiven Entscheidung ausgehen, besteht keine Gefahr«, antwortet er. »Aber wenn Sie Nein sagen, werden einige Menschen immense Investitionen verlieren. Ich habe keine Ahnung, wie viel Schmiergelder in Kenia geflossen sind, um dort dafür zu sorgen, dass die richtigen Leute beide Augen zudrücken.«
»Ich werde meine Unterschrift nicht ewig hinauszögern können, Pontus Salman versucht schon den ganzen Tag, mich zu erreichen. Diese Leute kennen die Branche, die lassen sich nicht hinters Licht führen«, sagt Axel Riessen, und im selben Moment klingelt sein Handy.
Er wirft einen kurzen Blick auf das Display und erstarrt.
»Ich glaube, das ist wieder Pontus Salman …«
»Gehen Sie ran«, sagt Joona.
»Okay«, erwidert Axel und meldet sich.
»Ich habe schon mehrfach versucht, Sie zu erreichen«, sagt Salman mit seiner schleppenden Stimme. »Sie wissen doch … das Containerschiff ist beladen, und es kostet Geld, länger als geplant im Hafen zu liegen, der Reeder hat versucht, Sie zu erreichen, er scheint noch keine Ausfuhrgenehmigung bekommen zu haben.«
»Es tut mir sehr leid«, erwidert Axel und sieht Joona und Saga an. »Ich habe leider keine Zeit gehabt, die letzten Unterlagen zu bearbeiten, um …«
»Ich habe mit der Kanzlei des Premierministers gesprochen, Sie wollten

doch heute unterschreiben.«
Axel zögert, seine Gedanken gehen in verschiedene Richtungen, am liebsten würde er das Gespräch abbrechen, stattdessen räuspert er sich jedoch leise, entschuldigt sich und lügt.
»Ein anderes Geschäft ist dazwischengekommen.«
Axel hört den falschen Klang in seiner Stimme, die Antwort kam ein wenig zu spät. Er war kurz davor, die Wahrheit zu sagen, dass es keine Ausfuhrgenehmigung geben wird, weil die Munition nach Darfur geschmuggelt werden soll.
»Ich hatte den Eindruck gewonnen, dass die Angelegenheit spätestens heute erledigt sein würde«, erklärt Salman, ohne seinen Ärger zu verbergen.
»Sie sind ein Risiko eingegangen«, sagt Axel.
»Wie meinen Sie das?«
»Ohne Ausfuhrgenehmigung wird es keinen Export …«
»Aber wir haben doch … Entschuldigen Sie.«
»Sie haben die Erlaubnis bekommen, die Munition herzustellen, Sie haben einen positiven vorläufigen Bescheid erhalten, und ich habe wohlwollend reagiert, aber das ist auch alles.«
»Es steht viel auf dem Spiel«, sagt Salman gefügiger. »Kann ich dem Reeder irgendetwas ausrichten? Können Sie in etwa abschätzen, wie lange es noch dauern wird? Er muss wissen, wie lange sein Schiff noch im Hafen liegen muss, es geht um die ganze Logistik.«
»Ich stehe dem Export nach wie vor positiv gegenüber, werde aber alles noch ein letztes Mal durchsehen und Ihnen danach Bescheid geben«, sagt Axel.

75

Köder

Saga Bauer ist in der Turnhalle der Polizei fünfzig Minuten Seil gesprungen, als ein besorgter Kollege zu ihr kommt und sie fragt, wie es ihr geht. Ihr Gesicht ist schweißgebadet und verbissen, aber ihre Füße tanzen scheinbar unbeeindruckt von dem schnellen, vorübersausenden Seil.
»Du bist zu hart gegen dich selbst«, sagt der Mann.
»Nein«, widerspricht sie und springt weiter mit zusammengepressten Kiefern.
Fünfundzwanzig Minuten später kommt Joona Linna in die Turnhalle, geht zu ihr und setzt sich auf eine schräge Hantelbank.
»Was für eine Scheiße«, sagt sie und springt weiter. »Sie werden Darfur mit Munition vollpumpen, und wir können nichts dagegen tun.«
»Jedenfalls wissen wir jetzt, worum es geht«, erwidert Joona. »Wir wissen, dass sie den Umweg über Kenia nehmen wollen und …«
»Aber was zum Teufel sollen wir tun?«, fragt sie, während sie weiterspringt. »Diesen Dreckskerl Pontus Salman zu einer Vernehmung einbestellen? Wegen Raphael Guidi Europol einschalten?«
»Wir haben nach wie vor keine Beweise.«
»Das ist eine große Sache, eine viel größere Sache, als es irgendwer will. Nicht einmal wir wollen, dass es so ein Riesending ist«, überlegt sie laut, während das Sprungseil um sie herumwirbelt und auf den Hallenboden tickt. »In Schweden sind Carl Palmcrona und Pontus Salman in die Sache verwickelt … Raphael Guidi ist ein Gigant, aber in der kenianischen Regierung muss auch jemand mitmachen, sonst würde die Sache nicht funktionieren. Vielleicht sogar jemand aus der schwedischen Regierung …«
»Wir werden niemals an alle herankommen«, stellt Joona fest.
»Am cleversten wäre es vermutlich, die Ermittlungen einzustellen«, sagt sie.
»Dann tun wir das doch.«
Sie lacht über seinen Scherz und springt mit verkniffenem Mund weiter.

»Palmcrona hat wahrscheinlich über viele Jahre hinweg Schmiergelder angenommen«, meint Joona nachdenklich. »Aber als er Björn Almskogs Erpresserschreiben bekam, trieb ihn die Sorge um, die Party könnte vorbei sein … also rief er jemanden an, wahrscheinlich Raphael Guidi … Im Laufe des Gesprächs musste er dann jedoch erkennen, dass er austauschbar war … und wegen des Fotos als Unsicherheitsfaktor betrachtet wurde. Er war für die Leute, die Geld in dieses Geschäft investiert hatten, zu einem Problem geworden. Sie waren nicht bereit, seinetwegen ihr Geld zu verlieren und Kopf und Kragen zu riskieren.«
»Deshalb nimmt er sich das Leben«, sagt Saga und springt schneller.
»Er ist fort … und übrig bleiben nur das Foto und der Erpresser.«
»Also wird ein Profikiller angeheuert«, fährt sie außer Atem fort.
Joona nickt, und sie beginnt, mit angezogenen Knien zu springen.
»Wenn Viola nicht in letzter Sekunde mitgekommen wäre, hätte er Björn und Penelope ermordet und das Boot versenkt«, sagt Joona.
Saga erhöht nochmals das Tempo und bleibt dann stehen.
»Wir hätten … Wir hätten das Ganze als Unfall abgetan«, keucht sie. »Er hätte das Foto an sich genommen, die Daten auf allen Computern gelöscht und spurlos, vollkommen unsichtbar, das Land verlassen.«
»Aber so, wie ich ihn wahrnehme, fürchtet er sich im Grunde nicht davor, entdeckt zu werden, er ist nur pragmatisch«, erklärt Joona. »Es ist leichter, die Probleme zu lösen, wenn die Polizei nicht eingeschaltet ist, aber er konzentriert sich auf die Probleme … sonst würde er nicht die Wohnungen niederbrennen. Das erregt immerhin jede Menge Aufmerksamkeit, aber er will gründlich sein und Gründlichkeit hat bei ihm oberste Priorität.«
Saga stützt sich mit den Händen auf den Oberschenkeln ab, Schweiß tropft von ihrem Gesicht.
»Natürlich hätten wir die Wohnungsbrände früher oder später mit dem Bootsunfall in Verbindung gebracht«, sagt sie und richtet sich auf.
»Aber da wäre es längst zu spät gewesen«, erwidert er. »Der Auftrag des Killers lautet, alle Spuren zu vernichten und alle Zeugen auszulöschen.«
»Aber jetzt haben wir das Foto und Penelope Fernandez«, sagt sie lächelnd. »Der Problemlöser hat die Probleme nicht gelöst.«
»Noch nicht …«
Sie schlägt lose und prüfend gegen einen Sandsack, der von der Decke

herabhängt, und sieht Joona anschließend nachdenklich an.
»In meiner Ausbildung hat man uns einen Film von einem Banküberfall gezeigt, bei dem du einen Mann mit einer defekten Pistole unschädlich machst.«
»Ich hatte Glück«, antwortet er.
»Ja.«
Er lacht, und sie nähert sich ihm, trainiert ein wenig Fußarbeit, umkreist ihn und bleibt stehen. Sie streckt die Arme mit offenen Händen aus und begegnet seinem Blick. Sie winkt ihn mit den Fingern sanft zu sich. Sie will, dass er versucht, sie zu schlagen. Er lächelt und versteht die Anspielung auf Bruce Lee: die winkende Hand. Er schüttelt den Kopf, lässt sie aber nicht aus den Augen.
»Ich habe gesehen, wie du dich bewegst«, sagt er.
»Dann weißt du ja Bescheid«, antwortet sie kurz.
»Du bist schnell und könntest mit deinem ersten Schlag eventuell einen Treffer setzen, aber danach …«
»Bin ich verschwunden«, ergänzt sie.
»Gute Idee, aber …«
Sie wiederholt ihre Geste, lockt ihn zu sich, diesmal jedoch etwas ungeduldiger.
»Aber du wirst wahrscheinlich zu viel Schwung haben.«
»Nein«, widerspricht sie.
»Probier’s aus, und du wirst sehen«, erwidert Joona.
Sie winkt ihm zu, aber er beachtet sie nicht weiter, sondern kehrt ihr den Rücken zu und geht Richtung Tür. Sie verfolgt Joona schnell und schlägt einen rechten Haken. Er zieht nur den Kopf ein, sodass ihr Schlag über seinen Kopf hinwegzischt. Als Fortsetzung seiner minimalen Bewegung wirbelt er herum, zieht seine Pistole und bringt sie gleichzeitig zu Fall, indem er ihr in die Kniekehle tritt.
»Ich muss dir was sagen«, sagt Saga schnell.
»Du meinst, dass ich recht hatte.«
»Bild dir bloß nichts ein«, entgegnet sie wütend und steht auf.
»Wenn man sich seinem Gegner mit zu viel Schwung …«
»Ich hatte nicht zu viel Schwung«, unterbricht sie ihn. »Ich habe abgebremst, weil mir etwas Wichtiges eingefallen ist, das …«
»Verstehe«, sagt er lachend.

»Es ist mir scheißegal, was du glaubst«, fährt sie fort. »Aber mir ist die Idee gekommen, dass wir Penelope als Köder benutzen können.«
»Wovon redest du?«
»Mir ist eingefallen, dass sie in eine andere Wohnung verlegt werden soll, und als ich zuschlagen wollte, kam mir im selben Moment eine Idee. Ich habe abgebremst, weil ich dich ja schlecht k .o. schlagen kann, wenn wir reden wollen.«
»Dann rede«, sagt er.
»Mir ist klar geworden, dass Penelope für den Killer ein Köder ist, ob wir es wollen oder nicht, sie wird ihn anlocken.«
Joona lächelt nicht mehr, nickt nur nachdenklich.
»Weiter.«
»Wir wissen nicht genau, ob er unseren Funkverkehr abhören kann, ob er alles hört, was über RAKEL gesagt wird … aber angesichts der Tatsache, dass er Penelope auf Kymmendö gefunden hat, liegt die Vermutung nahe.«
»Ja.«
»Er wird sie irgendwie finden, davon bin ich fest überzeugt. Und es ist ihm egal, dass sie unter Polizeischutz steht. Wir werden alles tun, um ihren Aufenthaltsort geheimzuhalten, aber, verdammt, es ist schlichtweg unmöglich, sie ohne Funkverkehr zu schützen.«
»Er wird sie finden«, bestätigt Joona.
»Ich habe mir Folgendes überlegt … Penelope wird so oder so zum Köder, bleibt die Frage, ob wir vorbereitet sein werden, wenn er kommt, oder ob wir es nicht sind. Wir werden sie natürlich wie geplant beschützen, aber wenn wir gleichzeitig die Fahndung darauf ansetzen, den Ort zu überwachen, könnten wir den Killer vielleicht fassen.«
»Das ist absolut richtig … du hast vollkommen recht«, sagt Joona.

76

Die sichere Wohnung

Carlos, Saga und Joona gehen eilig den langen Korridor hinab, der zu den Räumen des Staatsschutzes führt. Verner Zandén sitzt bereits auf einer weichen Couch und erwartet sie. Ohne Zeit mit einer Begrüßung zu verschwenden, ergreift er das Wort, sobald die anderen die Tür hinter sich geschlossen haben.
»Klara Olofsdotter von der Generalstaatsanwaltschaft ist eingeschaltet worden … Es ist ein großer Einsatz für die Landeskriminalpolizei und den Staatsschutz, aber wen zum Teufel versuchen wir eigentlich zu schnappen?«
»Wir wissen leider ausgesprochen wenig«, antwortet Saga. »Wir wissen nicht einmal, ob er allein arbeitet, es könnten einer oder mehrere Profis aus Belgien oder Brasilien sein oder ehemalige Experten des KGB oder eines anderen Geheimdienstes aus dem früheren Ostblock.«
»Es ist im Grunde nicht besonders schwer, unseren Funkverkehr abzuhören«, sagt Carlos.
»Der Killer weiß natürlich, dass Penelope Fernandez bewacht wird und es schwer sein könnte, zu ihr vorzudringen«, sagt Joona. »Aber manchmal müssen nun einmal Türen geöffnet werden, Leibwächter müssen abgelöst werden, und Essen wird angeliefert, sie will ihre Mutter sehen, einen Psychologen, sie soll den Fallanalytiker Niklas Dent treffen und …«
Er verstummt, als sein Handy klingelt, wirft einen kurzen Blick auf die Nummer im Display und drückt das Gespräch fort.
»Unsere oberste Priorität lautet selbstverständlich, Penelope Fernandez zu schützen«, erklärt Saga. »Aber indem wir das tun, bietet sich uns gleichzeitig die Möglichkeit, den Mann zu fassen, der mehrere unserer Kollegen auf dem Gewissen hat.«
»Ich muss euch wahrscheinlich nicht daran erinnern, dass er gefährlich ist«, sagt Joona. »Keiner von uns wird jemals einem gefährlicheren Menschen begegnen.«

*

Die sichere Wohnung liegt in der Storgatan 1 mit Fenster zur Sibyllegatan und Aussicht auf den Platz Östermalmstorg. Gegenüber gibt es keine Wohnungen, das nächstgelegene Haus auf der anderen Straßenseite steht mehr als hundert Meter entfernt.
Als die Ärztin Daniella Richards Penelope Fernandez behutsam von dem bleigrauen Polizeibus zum Gebäude führt, hält Saga Bauer ihnen die stählerne Eingangstür auf.
»Es ist die sicherste überirdische Wohnung in ganz Stockholm«, erläutert Saga.
Penelope reagiert nicht auf ihre Worte. Sie begleitet Daniella Richards zum Aufzug. Überall im Eingangsbereich und im Treppenhaus hängen Überwachungskameras.
»Wir haben Bewegungsmelder installiert, ein sehr professionelles Alarmsystem und zwei verschlüsselte Direktverbindungen zur Einsatzzentrale«, fährt Saga fort, während sie hochfahren.
In der dritten Etage wird Penelope durch eine robuste Sicherheitstür zu einer Schleuse geführt, an der eine uniformierte Polizistin sitzt. Sie öffnet eine weitere Sicherheitstür und lässt die Frauen in die Wohnung.
»Die Räume haben eine große Feuersicherheit, sie verfügen über eine eigene Stromversorgung und ein eigenes Belüftungssystem«, erläutert Saga.
»Hier sind Sie sicher«, ergänzt Daniella Richards.
Penelope hebt den Blick und sieht die Ärztin mit leeren Augen an.
»Danke«, sagt sie kaum hörbar.
»Wenn Sie es wünschen, bleibe ich bei Ihnen.«
Penelope schüttelt den Kopf, und Daniella verlässt gemeinsam mit Saga die Wohnung. Penelope verriegelt die Tür und stellt sich anschließend an eines der schusssicheren Fenster mit Aussicht auf den Östermalmstorg. Eine Folie auf dem Glas macht das Fenster von außen undurchsichtig. Sie schaut hinaus und denkt, dass manche der Menschen, die sich unten auf dem Platz bewegen, vermutlich getarnte Polizisten sind.
Vorsichtig berührt sie das Fenster. Von außen dringt kein Laut herein.
Plötzlich klingelt es an der Tür.
Penelope zuckt zusammen, ihr Herz schlägt schnell und fest.

Sie geht zum Monitor und drückt den Knopf der Türsprechanlage. Die Polizistin in der Schleuse blickt in die Kamera hinauf und teilt mit, dass ihre Mutter gekommen ist.
»Penny, Penny?«, fragt ihre Mutter besorgt hinter der Wache.
Penelope dreht am Türknauf, hört den Mechanismus mit einem Klicken reagieren und öffnet die schwere Stahltür.
»Mama«, sagt sie in dem Gefühl, dass ihre Stimme nicht die kompakte Stille übertönen kann, die in der Wohnung herrscht.
Sie lässt ihre Mutter herein, schließt und verriegelt die Tür, bleibt dann jedoch an ihr stehen, presst die Lippen zusammen und spürt, dass sie anfängt zu zittern, zwingt sich jedoch, jede Gefühlsregung aus ihrem Gesicht zu verbannen.
Sie sieht ihre Mutter nur flüchtig an, wagt es nicht, ihrem Blick zu begegnen. Sie weiß, dass sie ihr vorwerfen wird, ihre Schwester nicht beschützt zu haben.
Claudia Fernandez macht ein paar vorsichtige Schritte in den Flur hinein und sieht sich abwartend um.
»Kümmert man sich um dich, Penny?«, fragt sie.
»Mir geht es gut.«
»Aber sie müssen dich beschützen.«
»Das tun sie, hier bin ich sicher.«
»Das ist das Einzige, was zählt«, sagt Claudia fast lautlos.
Penelope versucht, die Tränen herunterzuschlucken. Ihr Hals spannt sich schmerzhaft an.
»Es gibt so viel zu erledigen«, fährt ihre Mutter fort und wendet das Gesicht ab. »Ich … ich kann nicht fassen, ich kann es einfach nicht fassen, dass ich Violas Beerdigung planen muss.«
Penelope nickt sachte. Plötzlich streckt ihre Mutter die Hand aus und berührt sanft ihre Wange. Penelope zuckt unwillkürlich zusammen, und ihre Mutter zieht hastig ihre Hand zurück.
»Sie sagen, dass es bald vorbei sein wird«, erklärt Penelope. »Die Polizei will diesen Mann fassen … der … Viola und Björn umgebracht hat.«
Claudia Fernandez nickt und wendet sich ihrer Tochter zu. Ihr Gesicht ist schutzlos. Erstaunt sieht Penelope, dass ihre Mutter lächelt.
»Welch ein Glück, dass du lebst«, sagt Claudia Fernandez. »Welch ein Glück, dass ich dich habe, das ist das Einzige, was zählt, das Einzige …«

»Mama.«
»Mein kleines Mädchen.«
Claudia streckt erneut ihre Hand aus, und diesmal zuckt Penelope nicht zurück.

77

Der Einsatz

Im Erker einer Wohnung im dritten Stock in der Nybrogatan 4a sitzt Einsatzleiterin Jenny Göransson und wartet. Die Stunden vergehen, aber niemand meldet etwas. Alles ist ruhig. Sie blickt auf den Platz hinunter, zum Dach über Penelopes Wohnung hinüber, zum Dach von Sibyllegatan 27, von wo einige Tauben auffliegen.
Dort ist Sonny Jansson postiert. Wahrscheinlich hat er sich bewegt und so die Vögel aufgeschreckt.
Jenny nimmt Kontakt zu ihm auf, und er bestätigt, dass er seine Position gewechselt hat, um in eine Wohnung hineinsehen zu können.
»Ich dachte, ich hätte eine Schlägerei gesehen, aber sie spielen nur Wii und stehen fuchtelnd vor dem Fernseher.«
»Zurückkehren«, bemerkt Jenny trocken.
Sie greift nach ihrem Fernglas und sucht erneut das dunkle Gelände zwischen Kiosk und Ulme ab, das sie als unsichere Zone betrachtet.
Blomberg, der braune Joggingkleidung trägt und die Sibyllegatan hinaufläuft, meldet sich bei ihr.
»Ich sehe etwas auf dem Friedhof«, sagt er.
»Was sehen Sie?«
»Jemand bewegt sich zwischen den Bäumen, ungefähr zehn Meter vom Zaun zur Storgatan entfernt.«
»Sehen Sie nach, Blomberg, aber seien Sie vorsichtig«, sagt sie.
Er läuft an der Pferdetreppe vorbei, die vor der Fassade des Militärmuseums steht, und begibt sich langsam auf das Friedhofsgelände. Die Sommernacht ist lau und üppig grün. Lautlos geht er neben dem Kiesweg über das Gras, überlegt, dass er bald irgendwo stehen bleiben und vermeintlich Dehnübungen machen könnte, schleicht aber weiter. Es raschelt leise zwischen den Blättern. Der helle Himmel wird von Ästen verdeckt, und zwischen den Grabsteinen ist es dunkel.
Plötzlich sieht er, nahe dem Erdboden, ein Gesicht. Es ist eine Frau Anfang zwanzig. Sie hat kurze, rot gefärbte Haare, und ihr olivgrüner Rucksack liegt neben ihrem Kopf. Sie lächelt glücklich, während eine

zweite Frau ihr lachend das T-Shirt auszieht und anfängt, ihre Brüste zu küssen.
Blomberg zieht sich vorsichtig zurück, ehe er Jenny Göransson Bericht erstattet:
»Falscher Alarm, ein Liebespaar.«
Drei Stunden sind vergangen, Blomberg schaudert, es wird allmählich kühl, der Tau tritt aus dem Boden, und die Temperatur fällt. Er umrundet den kurvigen Kiesweg und steht plötzlich vor einer Frau mittleren Alters mit verlebten Gesichtszügen. Sie scheint sehr betrunken zu sein, steht mit zwei Pudeln an der Leine wankend vor ihm. Die Hunde schnüffeln eifrig, wollen weiter, aber sie reißt die Tiere wütend zurück.
Am Rand des Friedhofs geht eine Frau vorbei, die wie eine Stewardess gekleidet ist, die Räder ihrer marineblauen Kabinentasche rattern über den Asphalt. Sie wirft Blomberg einen teilnahmslosen Blick zu, und er scheint sie nicht einmal zu bemerken, obwohl sie seit mehr als sieben Jahren Kollegen sind.
Maria Ristonen setzt mit der Kabinentasche ihren Weg zum Eingang der U-Bahn-Station fort, um die Person zu kontrollieren, die verdeckt im Türeingang daneben steht. Sie hört ihre Absätze zwischen den Wänden widerhallen. Die Kabinentasche stößt gegen den Bordstein und hängt schief, was sie zwingt, stehen zu bleiben, und ihr gleichzeitig ermöglicht, die Person zu mustern. Der Mann ist recht gut gekleidet, macht aber ein seltsames Gesicht. Er scheint nach etwas zu suchen und sieht sie gestresst an. Maria Ristonens Herz schlägt schneller, sie dreht sich um und hört im nächsten Moment Einsatzleiterin Jenny Göransson in ihrem Ohrhörer sprechen.
»Blomberg sieht ihn auch, er ist unterwegs«, teilt Jenny Göransson ihr mit. »Warten Sie auf Blomberg, Ristonen. Warten Sie auf Blomberg.«
Maria rückt die Tasche zurecht, kann aber nicht länger einfach stehen bleiben und geht weiter. Sie versucht, sich langsamer zu bewegen, und nähert sich dem Mann mit dem gestressten Blick. Sie wird an ihm vorbeilaufen müssen, und dann wird sie ihn im Rücken haben. Als sie näher kommt, zieht der Mann sich weiter in den Hauseingang zurück.
Maria Ristonen spürt das Adrenalin in ihren Adern pochen, als der Mann unvermittelt zwei Schritte auf sie zukommt und einen Gegenstand hervorzieht, den er unter seinem Mantel verborgen gehalten hat. Über

seine Schulter hinweg sieht Maria, dass Blomberg seine Waffe gehoben hat, um zu schießen, aber innehält, als Jenny Göransson über Funk ruft, dass es falscher Alarm ist, der Mann ist unbewaffnet und hält nur eine Bierdose in der Hand.
»Fotze«, faucht der Mann und verspritzt Bier in ihre Richtung.
»Großer Gott«, seufzt Jenny Göransson in Maria Ristonens Ohrhörer.
»Gehen Sie einfach zur U-Bahn-Station weiter.«
Die Nacht verstreicht ohne besondere Vorkommnisse, die letzten Clubs schließen, und danach sieht man vereinzelte Hundebesitzer und Dosensammler vorbeiziehen, den Zeitungsboten und neue Hundebesitzer und Jogger. Jenny Göransson freut sich allmählich darauf, gegen acht abgelöst zu werden. Sie wirft einen Blick auf die Hedvig-Eleonora-Kirche und danach auf die undurchsichtigen Fenster von Penelope Fernandez' Wohnung, blickt auf die Storgatan hinunter bis zu dem Haus mit der Pfarrerswohnung, in dem der Regisseur Ingmar Bergman aufgewachsen ist. Sie nimmt sich einen Nikotinkaugummi und studiert den Platz, die Parkbänke, die Bäume, die Skulptur mit der Frau mit den gespreizten Beinen und dem Mann mit dem riesigen Fleischstück auf der Schulter.
Plötzlich erahnt Jenny Göransson eine Bewegung in dem Eingang, der mit einem hohen Stahlgitter verschlossen ist und in die Östermalm-Markthalle führt. Es ist dunkel, aber der schwache Widerschein des Lichts im Glas wird von schnellen Bewegungen unterbrochen. Jenny Göransson ruft Carl Schwirt. Er sitzt mit zwei Müllsäcken voller Dosen auf einer Parkbank zwischen den Bäumen, wo früher der Eingang zum Volkstheater lag.
»Nein, ich sehe nichts«, antwortet er.
»Bleib sitzen.«
Vielleicht, überlegt sie, sollte sie Blomberg bitten, seine Position an der Kirche zu verlassen und zum Park Humlegården zu joggen, um der Sache nachzugehen.
Jenny Göransson schaut erneut zu dem Eingang hinüber, und es sieht aus, als würde dort jemand in der Dunkelheit hinter dem schwarzen Gitter knien. Ein Schwarztaxi hat sich verfahren und wendet in der Nybrogatan. Jenny Göransson greift schnell nach dem Fernglas und wartet, während das Licht der Autoscheinwerfer über die rote

Backsteinwand der Markthalle schwenkt. Das Licht streicht am Eingang vorbei, aber diesmal sieht sie nichts. Der Wagen hält und legt den Rückwärtsgang ein.
»Tollpatsch«, murmelt sie, als er mit einem Rad auf den Bürgersteig fährt.
Plötzlich fällt das Licht der Autoscheinwerfer jedoch in ein etwas entfernt liegendes Schaufenster und wird von dort direkt in den Eingang reflektiert.
Jemand hält sich hinter dem hohen Gitter auf.
Jenny Göransson benötigt nur eine Sekunde, um ihre blitzschnellen Eindrücke zusammenzufügen. Ein Mann justiert das Visier einer Waffe. Schnell setzt sie das Fernglas ab und ruft über Funk die Zentrale.
»Achtung, ich sehe eine Waffe«, sagt sie fast ein wenig zu laut. »Es ist eine Militärwaffe mit Zielfernrohr, ein Mann im Eingang zur Markthalle … Ich wiederhole: ein Scharfschütze auf Bodenniveau an der Ecke des Häuserblocks, an der Kreuzung Nybrogatan und Humlegårdsgatan!«
Der Mann im Eingang befindet sich hinter dem Gittertor. Er hat den leeren Platz eine Weile beobachtet, darauf gewartet, dass der Dosensammler auf der Parkbank abhauen würde, ihn jedoch ignoriert, als ihm klar wurde, dass der Mann beabsichtigte, an diesem Ort zu übernachten. Im Schutz der Dunkelheit klappt er den Kolben mit der gepolsterten Schulterstütze einer Modular Sniper Rifle aus, ein sandfarbenes halbautomatisches Gewehr für Entfernungen von bis zu zwei Kilometern mit Präzisionsmunition. Gelassen montiert er einen Feuerdämpfer aus Titan vor die Mündung, drückt anschließend das Magazin fest und klappt das vordere Zweibein aus.
Kurz vor Ladenschluss ist er am Vortag in die Markthalle gegangen, hat sich in einem Lagerraum versteckt und die Putzkolonne und den Kontrollgang des Wachdienstes abgewartet. Sobald in allen Räumen das Licht gelöscht wurde und Stille einkehrte, ist er in die Markthalle gegangen.
Von innen hat er die Alarmanlage an den großen Eingangstüren deaktiviert und ist anschließend zum äußeren Tor hinausgegangen, das zur Straße hin durch ein massives Eisengitter geschützt wird.
Hinter dem Gitter ist der tiefe Eingang wie ein kleiner Raum, eine Schießscharte. Er ist von allen Seiten geschützt, hat nach vorn aber freie

Sicht. Wenn er sich nicht bewegt, ist von ihm nichts zu sehen. Sollte jemand in die Nähe des Eingangs kommen, wendet er sich einfach ab, in die Dunkelheit hinein.
Er richtet sein Gewehr auf das Haus, in dem sich Penelope Fernandez aufhält, sucht die Zimmer mit dem elektrooptischen Zielfernrohr ab, geht langsam und systematisch vor. Er hat lange gewartet, der Morgen rückt näher, und schon bald wird er gezwungen sein, seinen Platz zu verlassen und die nächste Nacht abzuwarten. Er weiß, dass sie irgendwann in dem Glauben auf den Platz hinausschauen wird, dass die laminierte Scheibe sie schützt.
Er justiert das Visier, wird vom Licht eines Autos getroffen, wendet sich kurz ab und geht anschließend erneut dazu über, die Wohnung in der Storgatan 1 zu beobachten. Im nächsten Moment entdeckt er die Wärmestrahlung hinter einem dunklen Fenster. Das Bild ist schwach und körnig, beeinträchtigt durch die Entfernung und das Panzerglas. Schlechter als von ihm erwartet. Er versucht, die verschwommenen Ränder des Wärmebilds zu fixieren und ein Zentrum zu finden. Ein blassrosa Schatten bewegt sich im gesprenkelten Lila, wird dünner, verdichtet sich erneut.
Plötzlich passiert direkt vor ihm auf dem Platz etwas. Zwei Polizeibeamte in Zivil, die gezogene Pistolen an ihren Körpern verbergen, laufen auf ihn zu.

78

Die Markthalle

Penelope wacht früh auf und kann nicht mehr einschlafen, bleibt lange liegen, verlässt dann aber doch das Bett und setzt Teewasser auf. Sie denkt an die Polizei, die solch einen großen Fahndungseinsatz nur wenige Tage durchhalten können wird. Hätte der Täter nicht auch Polizisten getötet, wären dafür bestimmt keine finanziellen Mittel freigegeben worden.
Sie nimmt das kochende Wasser vom Herd, gießt es in die Teekanne und lässt zwei Beutel Zitronentee hineingleiten, nimmt die Kanne und eine Tasse in das dunkle Wohnzimmer mit, stellt beides in die Fensternische, schaltet die Lampe mit dem grünen Glasschirm an, die im Fenster hängt, und blickt auf den verlassenen Platz hinab.
Plötzlich sieht sie zwei Menschen über das Pflaster laufen, fallen und liegen bleiben. Ein seltsamer Anblick. Hastig schaltet sie die Lampe wieder aus, die ins Schaukeln gerät und scharrend über die Fensterscheibe rutscht. Sie schaut noch einmal hinaus und macht einen Schritt zur Seite. Eine Einsatzgruppe läuft die Nybrogatan hinauf, und sie sieht im Eingang der Markthalle etwas aufblitzen, und im selben Moment klingt es, als würde jemand einen nassen Lappen gegen das Fenster werfen. Eine Kugel schießt durch das laminierte Glas und bohrt sich hinter ihr in die Wand. Sie wirft sich zu Boden und kriecht fort. Glassplitter von der heißen Lampe im Fenster liegen auf dem Fußboden, aber sie merkt nicht einmal, dass sie in ihre Hände schneiden. Stewe Billgren ist erst kürzlich von einem ruhigen Arbeitsplatz zur operativen Einheit der Abteilung für Sondereinsätze bei der Landeskriminalpolizei gewechselt. Nun sitzt er auf dem Beifahrersitz neben seiner direkten Vorgesetzten Mira Carlsson in Wagen Alpha, einem Zivilfahrzeug, das die Humlegårdsgatan hinauffährt. Stewe Billgren ist noch nie bei einem gefährlichen Einsatz dabei gewesen, hat sich jedoch oft gefragt, wie er damit zurechtkommen wird. Der Gedanke hat ihm zunehmend Sorge bereitet, vor allem, seit seine Freundin vor einer Woche lächelnd aus dem Badezimmer gekommen ist und ihm ihren Schwangerschaftstest

gezeigt hat.
Nach dem Fußballspiel am Vortag sind Stewe Billgrens Glieder noch müde. Der Muskelkater kündigt sich bereits an, seine Waden und Oberschenkelmuskeln sind schwer.
Es knallt mehrfach dumpf, und Mira kommt gerade noch dazu, durch die Windschutzscheibe zu schauen und zu sagen:
»Verdammt, was war denn …«
Dann verstummt sie, als eine Stimme über Funk brüllt, dass zwei Kollegen auf dem Östermalmstorg niedergeschossen worden sind und Gruppe 5 von der Humlegårdsgatan aus eingreifen muss.
»Wir haben ihn«, erklärt der Einsatzkoordinator des Staatsschutzes mit erhobener Stimme. »Die Markthalle hat nur vier Eingänge und …«
»Seid ihr sicher?«, unterbricht Jenny Göransson ihn.
»Ein Eingang an der Nybrogatan, ein weiterer an der Ecke und zwei an der Humlegårdsgatan.«
»Mehr Leute, Bewegung«, ruft Brolin jemandem zu.
»Wir sind dabei, uns einen Plan der Markthalle zu besorgen.«
»Gruppe eins und zwei zur vorderen Tür«, ruft jemand anderes. »Gruppe zwei geht hinein, Gruppe eins sichert die Tür.«
»Schnell, schnell, schnell!«
»Gruppe drei bewegt sich zu den Seiteneingängen und unterstützt Gruppe vier«, sagt Jenny Göransson mit konzentrierter Stimme. »Gruppe fünf ist bereits angewiesen worden, in die Markthalle einzudringen, wir müssen Wagen Alpha der Zivilfahnder benutzen, sie sind vor Ort, müssen ganz in der Nähe sein.«
Einsatzkoordinator Ragnar Brolin in der Leitstelle setzt sich mit Wagen Alpha in Verbindung. Stewe Billgren wirft Mira Carlsson einen besorgten Blick zu und nimmt den Funkspruch an. Brolins Stimme klingt gestresst, als er die beiden anweist, zur Majorsgatan hinaufzufahren und dort weitere Befehle abzuwarten. Er erläutert hastig, dass man das Einsatzgebiet ausgeweitet hat und sie voraussichtlich Gruppe fünf Feuerschutz geben müssen.
Der Einsatzkoordinator betont mehrfach die hohe Gefahrenstufe und dass sich der Tatverdächtige in der Markthalle aufhält.
»Mist«, flüstert Stewe. »Ich sollte nicht hier sein, ich bin so verdammt bescheuert …«

»Ganz ruhig«, sagt Mira.
»Es ist nur, meine Freundin ist nämlich schwanger, ich habe es vorige Woche erfahren, ich werde Vater.«
»Gratuliere.«
Er atmet gestresst, kaut auf seinem Daumennagel und starrt ins Leere. Durch die Windschutzscheibe sieht Mira drei schwer bewaffnete Polizisten vom Östermalmstorg kommend die Humlegårdsgatan hinunterrennen.
Sie bleiben vor dem ersten Seiteneingang zur Markthalle stehen und brechen die Tür auf. Zwei von ihnen entsichern ihre Sturmgewehre mit Laserzielgeräten und gehen hinein. Der dritte läuft zum zweiten Seiteneingang weiter und bricht dort das Gittertor auf.
Als Einsatzkoordinator Brolin erneut ihren Wagen ruft, hört Stewe Billgren auf, seinen Daumennagel mit den Zähnen zu bearbeiten, und wird leichenblass:
»Zivilfahndung, Wagen Alpha, bitte kommen!«
»Melde dich«, sagt Mira zu Stewe.
»Alpha, Wagen Alpha«, ruft Brolin ungeduldig.
»Jetzt mach schon!«
»Hier Wagen Alpha«, meldet sich Stewe Billgren widerwillig.
»Wir können unsere Leute nicht schnell genug in Position bringen«, ruft Brolin. »Wir dringen sofort ein, ihr müsst Gruppe fünf verstärken. Ich wiederhole, wir gehen rein, ihr verstärkt Gruppe fünf. Verstanden?«
»Ja«, antwortet Stewe und spürt, dass sein Herz rast.
»Check deine Waffe«, sagt Mira angespannt.
Wie in einem Traum in Zeitlupe zieht er seine Dienstpistole, lässt das Magazin heraus und kontrolliert die Munition.
»Warum soll …«
»Jetzt geh schon rein«, sagt Mira gestresst.
Stewe schüttelt den Kopf und murmelt:
»Der Typ killt Polizisten wie Fliegen …«
»Sofort«, sagt sie.
»Ich werde Vater, und ich … sollte vielleicht …«
»Ich gehe rein«, unterbricht Mira ihn. »Stell dich hinter das Auto, bewach den Eingang, bleib ununterbrochen in Funkkontakt, rechne mit einem Ausbruchsversuch.«

Mira Carlsson entsichert ihre Glock und verlässt den Wagen, ohne ihren Kollegen anzusehen. Sie läuft zu dem nächstgelegenen Eingang mit seinem aufgebrochenen Gitter, wirft hastig einen Blick hinein und zieht den Kopf zurück. Ihr Kollege aus Gruppe fünf steht auf der obersten Treppenstufe und wartet auf sie. Mira holt tief Luft, spürt die Furcht durch ihren Körper rauschen und tritt durch die enge Tür. Es ist dunkel, und aus dem Lagerbereich unter der Markthalle schlägt ihr schwacher Müllgeruch entgegen. Der Kollege begegnet ihrem Blick, gibt ihr mit einer Geste zu verstehen, ihm zu folgen, und zählt mit den Fingern herunter: drei, zwei, eins. Sein Gesicht ist verschlossen und konzentriert, als er sich der Markthalle zuwendet, durch die Tür läuft und hinter einer Verkaufstheke in Deckung geht. Mira folgt ihm und sucht den Gang zu ihrer Rechten nach Bewegungen ab. Der Kollege presst sich an einen Verkaufsstand mit Käselaibern in der Größe von Autoreifen. Er atmet schnell und steht in Funkkontakt mit der Einsatzleitung. Der rot leuchtende Punkt seines Laserzielgeräts zittert auf dem Fußboden vor seinen Füßen. Mira bewegt sich zur Theke rechts von ihm und versucht, etwas zu sehen. Durch die Glasscheiben an der Decke zwanzig Meter über ihr fällt gräuliches Licht herein. Sie hebt erneut ihre Glock und sieht über dem Korn blank geputzte Flächen aus rostfreiem Stahl. In einer gläsernen Vitrine liegt ein großes abgehangenes Rinderfilet. Etwas bewegt sich zitternd zwischen den Spiegelbildern in den Glasscheiben. Sie erahnt eine schlanke Gestalt mit gesprenkelten Flügeln. Ein Todesengel, denkt sie genau in dem Moment, in dem man auf den dunklen Wänden der Markthalle den Widerschein des Mündungsfeuers einer schallgedämpften Schnellfeuerwaffe sieht.

Stewe Billgren steht geduckt hinter dem zivilen Polizeifahrzeug mit gepanzerten Türen und Fenstern. Er hat seine Sig Sauer gezogen, die auf der Motorhaube aufliegt, während er den Blick zwischen den beiden Seiteneingängen der Markthalle hin und her schweifen lässt. Sirenen nähern sich aus mehreren Richtungen. Polizisten mit schwerer Ausrüstung sammeln sich auf dem Platz vor dem Haupteingang. Auf einmal hört man durch die Wände den kurzen peitschenden Knall einer Pistole. Stewe zuckt zusammen, betet zu Gott, dass ihm nichts zustoßen möge, und denkt, dass er weglaufen und seinen Job als Polizist aufgeben sollte.

79

Wenn es passiert

Joona Linna erwacht in seiner Wohnung in der Wallingatan. Er öffnet die Augen und blickt in den hellen Frühsommerhimmel hinaus. Er zieht nie die Vorhänge zu, bevorzugt das natürliche Licht.
Es ist früher Morgen.
Als er sich im Bett herumdreht, um weiterzuschlafen, klingelt das Telefon.
Noch ehe er sich aufsetzt und an den Apparat geht, ist ihm klar, worum es geht. Er greift nach dem Telefon, lauscht dem gestressten Bericht über die Entwicklung des Einsatzes, öffnet den Safe und holt seine Pistole heraus, eine silbrig glänzende Smith & Wesson. Der Tatverdächtige befindet sich in der Östermalm-Markthalle, und die Polizei hat soeben ohne durchdachte Strategie das Gebäude gestürmt.
Seitdem der Alarm ausgelöst wurde und der Täter in der Markthalle verschwand, sind erst sechs Minuten vergangen. Die Einsatzleitung versucht, das Vorgehen der Polizei zu koordinieren, das erweiterte Einsatzgebiet abzusperren und die einzelnen Gruppen zu verschieben, ohne die Bewachung von Penelope Fernandez zu vernachlässigen.
Eine neue Einsatzgruppe benutzt den Eingang an der Nybrogatan. Sie wenden sich nach links, am Süßwarenladen und den Tischen der Fischrestaurants mit den Stühlen darauf, an Kühltheken mit Hummern und Steinbutt auf zerstoßenem Eis vorbei. Man hört die schnellen Schritte der Beamten auf dem Fußboden, während sie geduckt weitereilen, sich verteilen und hinter Pfeilern in Deckung gehen.
Während sie neue Anweisungen abwarten, hören sie vor sich in der Dunkelheit jemanden jammern, ein Kollege liegt hinter einer Fleischertheke schwer verletzt in seinem Blut.
Über den rußigen Scheiben an der Decke nimmt der Sommerhimmel allmählich Gestalt an. Miras Herz rast. Soeben sind zwei dumpfe Schüsse abgefeuert worden, gefolgt von vier schnellen Pistolenschüssen und zwei weiteren dumpfen Schüssen. Ein Polizist ist still, ein zweiter ist verletzt und ruft, dass er im Bauch getroffen wurde und Hilfe braucht.

»Hört mich denn keiner?«, wimmert er.
Mira beobachtet das Spiegelbild in der Glasscheibe, die Gestalt, die sich hinter einem Stand mit herabhängenden Fasanen und geräuchertem Rentierfleisch bewegt. Sie zeigt ihrem Kollegen an, dass schräg vor ihnen jemand ist. Er ruft die Einsatzzentrale und erkundigt sich leise, ob dort bekannt ist, dass sich ein Polizist im Mittelgang aufhält. Mira wischt sich den Schweiß von der Hand, nimmt erneut ihre Pistole und verfolgt die seltsamen Bewegungen mit den Augen. Sie nähert sich vorsichtig, zusammengekauert, presst sich seitlich gegen eine Gemüsetheke. Die Glock zittert in ihrer Hand, sie lässt sie herabsinken, atmet tief durch und nähert sich der Ecke. Ihr Kollege gibt ihr ein Zeichen. Er koordiniert einen Einsatz mit drei anderen Beamten, die von der Nybrogatan hereingekommen sind. Plötzlich wird mit einer Schnellfeuerwaffe auf das Restaurant geschossen. Mira hört das satte Seufzen, als eine Kugel die Platten aus Borcarbid in der Schutzweste eines Kollegen durchschlägt und in den weichen Körper eindringt. Die Patronenhülse aus der Schnellfeuerwaffe klirrt in ihrer unmittelbaren Nähe auf den Boden.
Der Profikiller sieht seinen ersten Schuss in die Brust des Polizisten eindringen und zwischen den Schulterblättern austreten. Noch ehe seine Beine einknicken, ist der Mann tot. Der Mörder beachtet den Beamten nicht mehr, als dieser zur Seite rutscht und im Fallen einen der Tische mitzieht. Ein kleiner Ständer mit Salz- und Pfefferstreuer fällt zu Boden, die kleinen Behälter rollen unter einen Stuhl.
Der Killer bleibt nicht stehen, sondern bewegt sich schnell weiter in die Halle hinein und begrenzt routiniert verschiedene Schusslinien. Er weiß, dass sich ein weiterer Polizist hinter einer Backsteinwand neben der Fischtheke verbirgt. Ein dritter nähert sich mit eingeschaltetem Waffenlicht in einem Gang mit herabhängenden Hasen und Hirschfleisch. Der Mann fährt herum und feuert zwei schnelle Schüsse ab, während er sich weiter auf den Eingang zur Küche des Fischrestaurants zubewegt.
Mira hört zwei weitere Schüsse und sieht den Körper ihres jungen Kollegen flattern und Blut aus der Austrittswunde am Rücken spritzen. Sein Sturmgewehr fällt zu Boden. Er stolpert rückwärts und fällt so haltlos, dass sich sein Helm löst und davonrollt. Der Lichtstrahl von

seiner Waffe fällt direkt auf Mira. Sie rutscht weg und kauert sich auf dem Fußboden neben dem Obststand zusammen. Plötzlich wird die Markthalle von vierundzwanzig Polizisten gestürmt, durch jeden Eingang kommen sechs. Sie versucht, Bericht zu erstatten, bekommt aber keinen Kontakt. In der nächsten Sekunde sieht sie den Täter nur zehn Meter entfernt. Er bewegt sich mit eigentümlicher Schnelligkeit und geschmeidiger Exaktheit. Er will in die Küche des Fischrestaurants, als Mira ihre Glock hebt, zielt und drei Schüsse auf ihn abfeuert.
Als er durch die Pendeltüren in die dunkle Küche tritt, trifft eine Kugel den linken Oberarm des Killers. Er läuft an der sauberen Bratfläche vorbei, reißt einige Metallschüsseln herunter und eilt zu einer schmalen Stahltür. Er spürt warmes Blut über seinen Handrücken laufen. Die Pistolenkugel hat größeren Schaden angerichtet. Es muss sich um ein Hohlspitzgeschoss gehandelt haben, und ihm wird klar, dass sein Arm hinten stark zerfetzt ist, die Arterie jedoch nicht getroffen wurde. Ohne stehen zu bleiben oder die Verletzung zu untersuchen, öffnet er die Tür zu einem Warenaufzug, durchquert diesen, öffnet die andere Aufzugtür, gelangt in einen engen Gang und tritt eine graue Blechtür auf. Er kommt auf einen asphaltierten Innenhof mit acht parkenden Autos. Die hohe Wand der Markthalle ist gelb und vollkommen glatt. Wie die Rückseite einer Kulisse. Er klappt den Kolben seines Gewehrs ein, läuft zu einem älteren roten Volvo ohne Wegfahrsperre, tritt das hintere Seitenfenster ein, streckt sich hinein und öffnet die Fahrertür. Aus dem Inneren der Markthalle dringt Maschinengewehrfeuer zu ihm hinaus. Er setzt sich, bricht die Verkleidung um den Zündschlosskolben auf, kappt das Lenkradschloss, reißt den hinteren Teil des Zündschlosses weg und lässt das Auto mithilfe einer Messerklinge an.

80

Die Druckwelle

Stewe Billgren hat soeben zwölf schwer bewaffnete Polizisten durch die beiden Türen der Markthalle laufen sehen. Seit Mira mit dem Kollegen aus Gruppe fünf vor weniger als zehn Minuten in dem Gebäude verschwunden ist, hat er seine Pistole auf den nächstgelegenen Eingang gerichtet. Jetzt haben die beiden Verstärkung bekommen. Er richtet sich erleichtert auf und setzt sich auf den Fahrersitz des Wagens. Blaulicht huscht über die Wände weit unten an der Sturegatan. Stewe wirft einen Blick auf das Funkgerät, auf das bleiche Licht der RAKEL -Einheit, die auf dem gewöhnlichen Funkgerät vom Typ S70M sitzt. Plötzlich bemerkt er im Rückspiegel eine unerwartete Bewegung. In der Einfahrt zum Haus neben der Markthalle taucht ein roter Volvo auf, der langsam über den Bürgersteig auf die Straße fährt und rechts in die Humlegårdsgatan biegt. Der Wagen nähert sich von hinten, fährt an ihm vorbei und biegt direkt vor ihm in die Majorsgatan. Der helle Himmel spiegelt sich in den Scheiben, sodass er die Person am Steuer nicht erkennen kann. Er schaut erneut zum Platz hinauf und sieht die Einsatzleiterin in ihr Funkgerät sprechen. Als Stewe überlegt, dass er zu ihr gehen und sie nach Mira fragen könnte, fügen sich in seinem Kopf unerwartet eine Reihe von Beobachtungen zu einem Bild zusammen. Der Mann im roten Volvo ließ das Lenkrad los, um zu schalten, benutzte seinen linken Arm nicht. Seine schwarze Jacke glänzte. Sie war nass, denkt Stewe, während sein Herz schneller schlägt. Der linke Arm war nass, und im linken hinteren Fenster spiegelte sich der Himmel nicht. Der helle frühmorgendliche Himmel, der dafür sorgte, dass er das Gesicht des Fahrers nicht sehen konnte, wurde nicht reflektiert, weil dort kein Fenster war. Auf der Rückbank schimmerten Glassplitter. Jemand hatte das Fenster eingeschlagen, und der Arm des Fahrers war blutig. Stewe Billgren reagiert schnell und korrekt. Er ruft über Funk die Einsatzleiterin, während der rote Volvo die Majorsgatan hinauffährt. Als sie sich nicht meldet, beschließt er, die Verfolgung des verdächtigen Fahrzeugs aufzunehmen. Es ist keine bewusste Entscheidung, er reagiert

nur und denkt plötzlich nicht mehr an seine eigene Sicherheit. Er lässt den zivilen Polizeiwagen an und schaltet. Als er in die Majorsgatan biegt, gibt der rote Volvo vor ihm Gas. Der Fahrer hat erkannt, dass er entdeckt worden ist. Die Reifen drehen kreischend durch und finden Halt. Beide Autos werden schneller, fahren die schmale Straße hinauf, an der neogotischen Dreifaltigkeitskirche vorbei und auf eine T-Kreuzung zu. Stewe wechselt in den vierten Gang, nähert sich von hinten, denkt, dass er neben den anderen Wagen gelangen und den Fahrer zum Anhalten zwingen muss. Die helle Fassade vor ihm kommt rasend schnell näher. Der Volvo biegt rechts in die Linnégatan ein, aber das Lenkrad wird so jäh herumgerissen, dass der Wagen auf den Bürgersteig und unter eine rote Jalousie gerät. Mit Wucht zertrümmert das Auto einige Tische eines Straßencafés. Splitterndes Holz und Metallteile wirbeln durch die Luft. Der linke Kotflügel hängt lose, schleift Funken sprühend über den Asphalt. Stewe folgt dem Volvo, gibt auf der schmalen Straße Gas, erreicht die Kreuzung, bremst und nimmt die Kurve, gerät dabei leicht ins Schleudern und holt einige Sekunden auf. Er schaltet erneut hoch und nähert sich dem roten Volvo von hinten. Beide Autos fahren mit hoher Geschwindigkeit die Linnégatan hinab. Der Kotflügel des Volvos fällt ab und flattert mit einem Knall gegen Stewes Windschutzscheibe. Er verliert kurz an Fahrt, gibt dann aber wieder Gas. Ein Taxi in einer Stichstraße hupt ihnen lang gezogen hinterher. Sie scheren beide auf die Gegenfahrbahn aus und überholen zwei langsamere Pkw. Stewe sieht flüchtig die falsch platzierten Straßensperren rund um den Östermalmstorg. Es haben sich bereits Schaulustige eingefunden. Am Historischen Museum wird die Straße breiter, und Stewe versucht erneut, über Funk Verbindung mit der Einsatzleitung zu bekommen.

»Zivilfahndung Wagen Alpha«, schreit er.

»Ich höre Sie«, antwortet eine Stimme.

»Ich verfolge ihn im Auto auf der Linnégatan in Richtung Djurgården«, ruft Stewe über Funk. »Er fährt einen roten Volvo, der …«

Stewe verliert die Mikrofoneinheit des Funkgeräts, die vor dem Beifahrersitz auf den Boden fällt, der Wagen kollidiert in diesem Moment mit einer Holzschranke vor einem Sandhaufen. Das rechte Vorderrad hebt ab, und Stewe lenkt nach links, und es gelingt ihm, an

dem Loch vorbeizufahren, das im Asphalt ausgehoben wurde, dann lässt er das Lenkrad los, lenkt anschließend in die andere Richtung gegen, rutscht auf die Gegenfahrbahn, gewinnt die Kontrolle über das Auto zurück und gibt Gas.
Er jagt dem Volvo hinterher, zum zweispurigen Narvavägen hinunter, der die Linnégatan mit seiner grünen Allee kreuzt. Ein Bus wird von dem Volvo zu einer Vollbremsung genötigt und rutscht in die Kreuzung. Der hintere Teil bricht aus und schlägt gegen einen Laternenpfahl, der umstürzt. Ein anderer Autofahrer weicht dem Bus aus und fährt geradewegs in den Unterstand einer Bushaltestelle. Splitter von den Glaswänden wirbeln über Rasen und Bürgersteig. Eine Frau wirft sich zur Seite und fällt hin. Der Busfahrer versucht zu bremsen, die Reifen donnern auf eine Verkehrsinsel, das Dach reißt einen großen Ast von einem Laubbaum herunter.
Stewe verfolgt den Volvo in Richtung Berwaldhalle, fährt auf gleiche Höhe und sieht, dass der Fahrer eine Pistole auf ihn richtet. Er bremst, und gleichzeitig durchschlägt der Schuss das Seitenfenster und zischt zehn Zentimeter vor seinem Gesicht vorbei. Das gesamte Coupet ist voller wirbelnder Glassplitter. Der Volvo fährt gegen ein angekettetes Fahrrad mit einem Reklameschild für Lindas Café. Es knallt, und das Rad fliegt scheppernd über die Motorhaube und das Dach und segelt durch die Luft. Vor Stewe Billgrens Wagen schlägt es auf die Erde auf. Es klappert unter den Reifen, und der Wagen holpert darüber hinweg. Sie fahren sehr schnell durch die steile Rechtskurve zum Strandvägen, direkt über die Verkehrsinsel zwischen den Bäumen. Stewe gibt am Ende der Kurve Gas. Die Reifen drehen auf dem Asphalt durch. Die Fahrt führt durch den einsetzenden Berufsverkehr, er hört scharfe Bremsgeräusche und einen dumpfen Aufprall. Unmittelbar darauf biegen sie links neben der Berwaldhalle ab, fahren über eine grasbewachsene Verkehrsinsel und in den Dag Hammarskjölds väg.
Stewe zieht seine Pistole und legt sie zwischen die Glassplitter auf dem Beifahrersitz. Er denkt, dass er den Volvo auf dem Djurgårdsbrunnsvägen einholen, sich von links nähern und versuchen wird, den Fahrer von schräg hinten unschädlich zu machen. Als sie an der amerikanischen Botschaft hinter ihrem hohen militärgrauen Zaun vorbeifahren, sind sie mit fast 130 Stundenkilometern unterwegs.

Plötzlich verlässt der Volvo mit qualmenden Reifen die Straße und biegt unmittelbar hinter der norwegischen Botschaft links auf einen Fußgängerweg zwischen Bäumen ein. Stewe reagiert eine Sekunde zu spät und wird zu einer weiter ausholenden Kurve gezwungen, an einem Bus vorbei, über den Bürgersteig, den Rasen hinauf und durch einige flache Sträucher. Als er das Italienische Kulturinstitut umfährt, knallen seine Reifen gegen den Bordstein. Er überquert den Bürgersteig, rutscht nach links auf die Gärdegatan und sieht den Volvo sofort.
Der Wagen steht in etwa hundert Metern Entfernung auf der Straße, mitten auf der Kreuzung zur Skarpögatan.
Stewe erkennt durch die Heckscheibe schemenhaft den Fahrer. Er nimmt die Pistole vom Beifahrersitz, entsichert sie und fährt vorsichtig näher. Die Blaulichter einer ganzen Reihe von Streifenwagen tauchen hinter dem Gebäude des staatlichen Fernsehens auf dem Valhallavägen auf. Der schwarz gekleidete Mann verlässt den roten Volvo und läuft die Straße vor den Botschaften Deutschlands und Japans hinunter. Als Stewe Gas gibt, explodiert im selben Moment der Volvo in einem Ball aus Feuer und Rauch. Er spürt die Druckwelle auf seinem Gesicht, und der Knall schlägt ihm auf die Ohren. Als er auf den Bürgersteig hinauffährt, in den rußigen schwarzen Rauch hinein und über die brennenden Autoteile, ist die Welt auf einmal seltsam still. Er kann den Täter nirgendwo entdecken. Es gibt keine Fluchtwege. Er beschleunigt und fährt zwischen die hohen Zäune, bleibt stehen; als er das Ende der Straße erreicht, verlässt er den Wagen und läuft mit gezogener Waffe zurück. Der Fahrer ist verschwunden. Die Welt ist immer noch still, aber jetzt rauscht es seltsam, als wäre es sehr windig. Stewe hat einen guten Überblick über die Straße mit den Botschaften hinter hellgrauen Stahlzäunen. Der Mann kann in der kurzen Zeit nicht weit gekommen sein. Er muss auf das Gelände einer Botschaft geflohen sein, mithilfe des Türcodes durch eine Pforte gelangt oder über einen hohen Zaun geklettert sein.
Menschen kommen auf die Straße, um zu sehen, was der Grund für die Explosion gewesen ist. Stewe hält Ausschau, geht ein paar Schritte, macht kehrt und sieht sich um. Auf einmal entdeckt er den Täter auf dem Gelände der deutschen Botschaft, in der Nähe des Hauptgebäudes. Er bewegt sich völlig unauffällig, öffnet die Tür zum Haupteingang und tritt

ein.
Stewe Billgren senkt die Pistole, versucht, sich zu beruhigen, langsamer zu atmen. In seinen Ohren klingelt mittlerweile ein hoher Ton. Er weiß, dass die Polizei ausländische Botschaften nicht ohne Weiteres betreten darf, sodass er den Täter nicht einfach verfolgen kann. Er muss stehen bleiben, kann nichts tun, die Befugnisse der schwedischen Polizei enden am Tor zum Botschaftsgelände.

81

Die deutsche Botschaft

Ein uniformierter Polizist steht zehn Meter vor der Straßensperre auf der Sturegatan am Humlegården, als Joona Linna sich mit hoher Geschwindigkeit nähert. Der Beamte will ihn anweisen, zu drehen und einen anderen Weg zu nehmen, aber Joona fährt einfach weiter, bremst am Straßenrand und verlässt das Auto. Er weist sich hastig aus, bückt sich unter das Plastikband, das die Absperrung markiert, und läuft die Humlegårdsgatan in Richtung Markthalle hinauf.
Seit man ihn angerufen hat, sind nur achtzehn Minuten vergangen, aber der Schusswechsel ist bereits vorbei und Krankenwagen treffen ein. Einsatzleiterin Jenny Göransson erhält gerade einen Bericht über das Ende der Verfolgungsjagd im Botschaftsviertel. Der Täter hat möglicherweise die deutsche Botschaft betreten. Saga Bauer steht vor der Markthalle und spricht mit einer Kollegin, auf deren Schultern eine Decke liegt. Saga begegnet Joonas Blick und winkt ihn zu sich. Er geht zu den beiden Frauen und nickt Saga zu.
»Ich dachte, ich würde vor dir hier sein«, sagt er.
»Du bist zu langsam, Joona.«
»Ja«, erwidert er.
Die Frau mit der Decke auf den Schultern blickt zu Joona auf und begrüßt ihn.
»Das ist Mira Carlsson von der Fahndung«, berichtet Saga. »Sie ist eine der Ersten gewesen, die in die Markthalle gegangen sind, und sie glaubt, dass sie den Täter mit einem Pistolenschuss verletzt hat.«
»Aber sein Gesicht haben Sie nicht gesehen?«, sagt Joona.
»Nein«, antwortet Mira.
Joona betrachtet den Eingang der Markthalle und wendet sich an Saga.
»Sie haben uns gesagt, alle umliegenden Gebäude würden gesichert«, murrt er.
»Die Strategen haben wahrscheinlich gedacht, die Entfernung wäre zu groß, um …«

»Sie haben sich geirrt«, unterbricht Joona sie.
»Ja«, erwidert Saga und deutet zur Markthalle hinüber. »Er hat sich hinter dem Gittertor vor dem Eingang versteckt und einen Schuss durch ihr Fenster abgefeuert.«
»Das habe ich gehört, sie hatte Glück«, sagt er leise.
Das Gelände rund um den Haupteingang zur Östermalm-Markthalle ist abgesperrt, kleine Schilder mit Ziffern markieren die ersten Funde der Spurensicherung: einen Schuhabdruck und die Patronenhülse eines amerikanischen Vollmantelpräzisionsgeschosses. Hinter den weit geöffneten Türen sieht Joona einige Tomaten, die auf den Boden gerollt sind, sowie ein bogenförmiges Magazin des schwedischen Sturmgewehrs AK5.
»Stewe Billgren«, berichtet Saga. »Der Kollege von der Fahndung … der den Verdächtigen bis ins Botschaftsviertel verfolgt hat, behauptet, gesehen zu haben, dass der Mann durch den Haupteingang die deutsche Botschaft betreten hat.«
»Könnte er sich geirrt haben?«
»Schon möglich … Wir haben uns jedenfalls mit der Botschaft in Verbindung gesetzt, und dort hat man uns gesagt, dass keine …«, sie wirft einen Blick in ihr Notizbuch, » … man meint, dass es auf dem Botschaftsgelände keine ungewöhnlichen Aktivitäten gegeben hat.«
»Hast du mit Billgren gesprochen?«
»Ja.«
Saga wirft Joona einen ernsten Blick zu:
»Es hat eine Explosion gegeben, und er hört kaum noch etwas, ist sich bei seinen Beobachtungen aber vollkommen sicher, er hat deutlich gesehen, dass der Täter die Botschaft betreten hat.«
»Er könnte sich durch den Hinterausgang hinausgeschlichen haben.«
»Jedenfalls haben wir mittlerweile das ganze Gebäude umstellt, ein Hubschrauber kreist darüber. Wir warten auf die Zusage, das Gebäude betreten zu dürfen.«
Joona wirft einen gereizten Blick in Richtung Markthalle:
»Das kann dauern.«
Er zieht sein Handy aus der Tasche und sagt wie zu sich selbst: »Ich spreche mal mit Klara Olofsdotter.«
Klara Olofsdotter ist Chefanklägerin bei der Generalstaatsanwaltschaft.

Sie meldet sich beim zweiten Rufton.
»Ich weiß, dass Sie es sind, Joona Linna«, sagt sie grußlos. »Und ich weiß, worum es geht.«
»Dann wissen Sie sicher auch, dass wir in das Haus müssen«, sagt Joona ins Telefon.
In seiner Stimme schwingt der raue Ton einer unglaublichen Hartnäckigkeit mit.
»So einfach ist das nicht. Die Sache ist verflucht merkwürdig, entschuldigen Sie bitte meine Ausdrucksweise. Ich habe mit der Botschaftssekretärin telefoniert«, erläutert Klara Olofsdotter. »Sie behauptet, dass in der Botschaft alles in Ordnung ist.«
»Wir glauben, dass er sich in dem Gebäude aufhält«, sagt Joona.
»Aber wie soll er sich Zugang zur Botschaft verschafft haben?«
»Er könnte ein deutscher Staatsbürger sein, der sein Recht auf konsularische Hilfe in Anspruch nehmen will, sie haben eben erst geöffnet, er könnte ein schwedischer Teilzeitangestellter sein, eine Passierkarte haben oder … irgendeine Form von diplomatischem Status, vielleicht genießt er Immunität, er könnte von jemandem geschützt werden, wir wissen es noch nicht, womöglich ist er ein enger Verwandter des Verteidigungsattachés oder von Joachim Rücker.«
»Aber ihr wisst ja nicht einmal, wie er aussieht«, sagt sie. »Es gibt keine Zeugen, wie sollen wir in die Botschaft hineingehen, ohne zu wissen, wie …«
»Ich treibe einen Zeugen auf«, unterbricht Joona sie.
Es wird kurz still. Joona hört Klara Olofsdotter in den Hörer atmen.
»Dann sorge ich dafür, dass ihr hineinkommt«, sagt sie.

82

Das Gesicht

Joona Linna und Saga Bauer stehen in der sicheren Wohnung am Östermalmstorg. Alle Lampen sind ausgeschaltet. Vor den Fenstern leuchtet der morgendliche Himmel. Penelope Fernandez sitzt auf dem Fußboden, an die hintere Wand gelehnt und zeigt auf das Fenster.
»Ja, dort ist die Kugel eingedrungen«, bestätigt Saga gedämpft.
»Die Lampe hat mich gerettet«, sagt Penelope leise und senkt die Hand.
Sie betrachten die Reste der Lampe im Fenster, die herabhängende Schnur und den zerbrochenen Plastiksockel.
»Ich habe das Licht ausgemacht, um besser sehen zu können, was auf dem Platz passiert«, sagt Penelope. »Die Lampe pendelte, und er hat gedacht, das wäre ich, stimmt's? Er hat geglaubt, ich hätte mich bewegt, dass die Wärme von meinem Körper stammt.«
Joona wendet sich an Saga.
»Hat er ein optoelektronisches Zielgerät benutzt?«
Saga nickt und sagt:
»Laut Jenny Göransson hatte er eins.«
»Wie bitte?«, fragt Penelope.
»Sie haben recht – wahrscheinlich hat die Lampe Ihnen das Leben gerettet«, antwortet Joona.
»Gott im Himmel«, schluchzt sie.
Joona sieht sie ruhig an, seine grauen Augen leuchten.
»Penelope«, sagt er. »Sie haben sein Gesicht gesehen, stimmt's? Nicht eben, aber vorher. Sie haben gesagt, Sie hätten es nicht gesehen. Ich verstehe, dass Sie Angst haben, aber … ich möchte, dass Sie nicken, wenn Sie glauben, ihn beschreiben zu können.«
Sie wischt sich rasch die Wangen trocken, schaut zu dem Kommissar auf und schüttelt den Kopf.
»Können Sie uns irgendeine Art von Personenbeschreibung geben?«, fragt Saga behutsam.
Penelope denkt an die Stimme des Kriminalkommissars, seinen weichen finnischen Akzent und fragt sich, was ihn so sicher macht, dass sie das

Gesicht ihres Verfolgers gesehen hat. Sie hat ihn gesehen, weiß aber nicht, ob sie ihn beschreiben könnte. Es ging alles so schnell. Sie hat nur einen ganz kurzen Blick auf ihn werfen können, mit Regen im Gesicht, wenige Sekunden, nachdem er Björn und Ossian Wallenberg getötet hatte.
Sie würde sich wünschen, jede Erinnerung daran verdrängen zu können. Doch sein müdes, beinahe bekümmertes Gesicht wird immer und immer wieder vom weißen Licht eines Blitzes erleuchtet.
Saga Bauer geht zu Joona, der an dem Fenster mit dem Kugelloch steht und eine lange SMS auf dem Display seines Handys liest.
»Klara Olofsdotter hat mit dem Chefjuristen gesprochen, der wiederum mit dem Botschafter gesprochen hat«, sagt Joona. »In einer Stunde wird drei Personen für fünfundvierzig Minuten Zugang zur Botschaft gewährt.«
»Dann sollten wir jetzt hinfahren«, sagt Saga.
»Das eilt nicht«, erwidert Joona und blickt zögernd auf den Platz hinaus. Hinter den Absperrungen der Polizei rund um die Markthalle drängeln sich die Journalisten.
»Hast du der Staatsanwältin gesagt, dass wir Feuerschutz benötigen?«, fragt Saga.
»Darüber müssen wir mit dem deutschen Wachpersonal sprechen.«
»Wer geht rein? Wie sollen wir das entscheiden?«
Joona dreht sich zu ihr um.
»Ich frage mich … unser Kollege, der den Killer verfolgt hat …«
»Stewe Billgren«, sagt sie.
»Ja genau, Stewe Billgren«, sagt Joona. »Könnte er den Mann identifizieren?«
»Er hat sein Gesicht nicht gesehen, keiner hat das Gesicht gesehen«, antwortet Saga und setzt sich neben Penelope auf den Boden.
Saga bleibt eine Weile bei ihr sitzen, lehnt sich genau wie Penelope an die Wand und atmet ruhig, ehe sie ihre erste Frage stellt.
»Was will er von Ihnen? Der Mann, der Sie verfolgt – wissen Sie, warum das alles passiert?«
»Nein«, antwortet Penelope.
»Er will ein Foto haben, das Sie an die Glastür in Ihrer Wohnung geklebt hatten«, erklärt Joona mit dem Rücken zu ihr.

Sie senkt den Blick und nickt schwach.
»Wissen Sie, warum er das Bild haben will?«, erkundigt sich Saga.
»Nein«, antwortet sie und bricht in Tränen aus.
Saga wartet einen Moment und sagt dann:
»Björn hat versucht, Carl Palmcrona zu erpressen und …«
»Davon habe ich nichts gewusst«, unterbricht Penelope sie. »Ich habe da nicht mitgemacht.«
»Das wissen wir«, sagt Joona.
Saga legt sanft ihre Hand auf Penelopes Hand.
»Haben Sie das Foto gemacht?«, fragt sie.
»Ich? Nein, ich … Das Bild ist an die Schwedische Friedensgesellschaft geschickt worden … ich bin die Vorsitzende und …«
Sie verstummt.
»Das Foto kam mit der Post?«, fragt Joona.
»Ja.«
»Wer hat es geschickt?«
»Das weiß ich nicht«, antwortet sie.
»War kein Brief dabei?«, fragt er.
»Nein, das glaube ich nicht, ich meine, soweit ich gesehen habe, jedenfalls nicht.«
»Es war nur ein Umschlag mit einem Bild?«
Sie nickt.
»Haben sie den Umschlag noch?«
»Nein.«
»Was stand darauf?«
»Nur mein Name und Schwedische Friedens- und Schlichtungsgesellschaft … nicht das Postfach 2088, nur der Name.«
»Penelope Fernandez«, wiederholt Saga. »Schwedische Friedens- und Schlichtungsgesellschaft.«
»Sie haben den Umschlag geöffnet und das Foto herausgeholt«, sagt Joona. »Was haben Sie in dem Moment gesehen? Welche Bedeutung hatte die Aufnahme für Sie?«
»Welche Bedeutung?«
»Was haben Sie gesehen, als Sie es betrachteten? Haben Sie die Personen erkannt?«
»Ja … drei von ihnen, aber …«

Sie verstummt.
»Erzählen Sie mir, was Sie gedacht haben, als Sie sich das Bild anschauten?«
»Dass mich jemand in einer Fernsehsendung gesehen haben muss«, sagt sie und sammelt sich kurz, ehe sie weiterspricht. »Ich habe gedacht, dass dieses Foto einfach typisch ist … Palmcrona soll doch neutral sein, das ist doch entscheidend … und dann geht er in die Oper und stößt mit dem Chef von Silencia Defence und einem Waffenhändler an, der in Afrika und im Mittleren Osten tätig ist … ich finde, das ist wirklich ein Skandal.«
»Was hatten Sie mit dem Bild vor?«
»Nichts«, antwortet sie. »Was soll man da machen, es ist, wie es ist, aber gleichzeitig … ich weiß noch, dass ich gedacht habe … jetzt weiß ich jedenfalls, woran ich bei Palmcrona bin.«
»Ja.«
»Es hat mich an diese Idioten von der Einwanderungsbehörde erinnert, die irgendwann mit russischem Sekt darauf angestoßen haben, dass sie eine Familie abgewiesen hatten. Sie feierten, als Sie einer Hilfe suchenden Familie politisches Asyl in Schweden verweigert hatten, einer Familie mit einem kranken Kind …«
Penelope verstummt erneut.
»Wissen Sie, wer die vierte Person auf dem Bild ist? Die Frau?«
Penelope schüttelt den Kopf.
»Agathe al-Haji.«
»Das ist Agathe al-Haji?«
»Ja.«
»Warum ist …«
Penelope verstummt und starrt Saga mit großen Augen an.
»Wissen Sie, wann das Foto gemacht worden ist?«, fragt Saga.
»Nein, aber der Haftbefehl gegen al-Bashir wurde im März 2009 erlassen und …«
Penelope unterbricht sich ein zweites Mal abrupt, und ihr Gesicht läuft rot an.
»Das Bild ist später entstanden«, sagt sie. »Stimmt’s? Das Foto wurde nach dem Haftbefehl gegen den Präsidenten gemacht.«
»Was bringt Sie dazu, das anzunehmen?«, fragt Saga.

»Aber so ist es doch, oder etwa nicht?«, wiederholt Penelope.
»Ja«, antwortet Joona.
Alle Farbe weicht aus ihren Wangen.
»Das Geschäft mit Kenia«, sagt sie. »Darum geht es auf dem Bild, um das Geschäft mit Kenia, darum dreht sich alles, das sieht man auf dem Bild, der Kenia-Vertrag, das handelt Palmcrona mit aus, den Verkauf von Munition an Kenia. Ich wusste, dass da was nicht stimmt, ich wusste es.«
»Sprechen Sie weiter«, sagt Joona.
»Kenia hat doch stabile Handelsverträge mit Großbritannien. Der Sudan will die Munition kaufen. Die Ware soll über Kenia in den Sudan und nach Darfur geliefert werden.«
»Ja«, bestätigt Saga. »Wir glauben auch, dass es sich so verhält.«
»Aber das ist doch verboten, schlimmer noch … es ist ein totaler Verrat, ein Verstoß gegen internationales Recht, hier geht es um Verbrechen gegen die Menschlichkeit …«
Sie verstummt erneut.
»Deshalb ist das also alles passiert«, sagt sie schließlich. »Und nicht, weil Björn versucht hat, jemanden zu erpressen.«
»Durch seinen Erpressungsversuch haben diese Leute nur erfahren, dass es eine Aufnahme gibt, die sie entlarven könnte.«
»Ich habe geglaubt, das Bild wäre peinlich«, sagt Penelope. »Peinlich, aber auch nicht mehr.«
»Aus deren Perspektive fing alles damit an, dass Palmcrona anrief und von der Erpressung berichtete«, erläutert Saga. »Vorher wussten sie nichts von der Existenz des Fotos. Palmcronas Anruf setzte sie unter Druck. Sie konnten unmöglich wissen, wie viel oder wie wenig es enthüllte, aber sie begriffen natürlich, dass es nicht gut war. Wir wissen nicht, was in ihren Köpfen vorging. Vielleicht dachten sie, Sie oder Björn hätten das Foto von ihnen in der Loge gemacht.«
»Aber …«
»Sie konnten nicht wissen, wie viel oder wie wenig Sie wussten. Aber sie wollten kein Risiko eingehen.«
»Ich verstehe«, sagt Penelope. »Und es geht immer noch um das Gleiche, nicht wahr?«
»Ja.«

Penelope nickt für sich.
»In ihren Augen könnte ich die einzige Zeugin des Geschäfts sein«, sagt sie.
»Sie haben viel Geld in diesen Vertrag mit Kenia investiert.«
»Das geht nicht«, flüstert sie.
»Was sagen Sie?«
Penelope schaut auf, begegnet Sagas Blick.
»Sie dürfen keine Munition in die Provinz Darfur pumpen, das geht einfach nicht, ich bin dort zwei Mal gewesen …«
»Das ist denen egal, ihnen geht es nur ums Geld«, meint Saga.
»Nein, es geht um … es geht um viel mehr«, widerspricht Penelope und richtet den Blick auf die Wand. »Es geht um …«
Sie schweigt und erinnert sich an das Knirschen, als eine Lehmfigur unter den Hufen einer Ziege zerbrochen wurde. Eine kleine Frau aus sonnengetrocknetem Lehm wurde in Bruchstücke verwandelt. Ein Kind lachte und rief, das sei Nufis hässliche Mutter gewesen. Alle Fur sollen sterben, alle sollen ausgerottet werden, riefen die anderen Kinder mit fröhlichen Gesichtern.
»Was versuchen Sie uns zu sagen?«, fragt Saga.
Penelope sieht sie an, begegnet für Sekunden Sagas Blick, antwortet aber nicht. In Gedanken kehrt sie in ihre Erinnerungen an den Monat in Kenia und im südwestlichen Sudan zurück.
Nach einer langen und heißen Autofahrt hatte sie das Lager in Kubbum erreicht, südwestlich von Nyala in Janub Darfur im südlichen Sudan. Schon an ihrem ersten Tag kämpfte sie gemeinsam mit Jane und dem Mann, der Grey genannt wurde, um den Opfern der Überfälle durch die Dschandschawid beizustehen.
In der Nacht wurde Penelope davon geweckt, dass drei Jugendliche, die der Miliz angehörten, auf Arabisch grölten, dass sie alle Sklaven töten würden. Sie gingen mitten auf der Straße, und einer von ihnen hielt einen Revolver in der Hand. Penelope stand am Fenster und blickte zu ihnen hinaus, als sie plötzlich zu einem alten Mann gingen, der Süßkartoffeln grillte, und ihn erschossen.
Die Jungen kehrten auf die Straße zurück, schauten sich um und bewegten sich dann direkt auf die Baracke zu, in der Penelope und Jane wohnten. Penelope hielt den Atem an, während sie die Jungen auf der

Veranda umherstiefeln und erregt miteinander sprechen hörte.
Plötzlich traten sie die Tür der Baracke ein und betraten den Flur. Penelope lag mucksmäuschenstill unter ihrem Bett und sprach stumm ein Vaterunser. Möbel kippten um, schlugen auf den Boden, wurden in Stücke getreten. Dann hörte man die Jungen wieder auf der Straße. Einer von ihnen lachte und rief, dass die Sklaven sterben würden. Penelope kroch unter dem Bett hervor und stellte sich wieder ans Fenster. Die Jungen hatten Jane geholt, schleiften sie an den Haaren ins Freie und warfen sie mitten auf die Straße. Die Tür der zweiten Wohnbaracke am Wegrand wurde plötzlich geöffnet, und Grey kam mit einer Machete in der Hand heraus. Der hagere Junge ging ihm entgegen. Grey war etwa dreißig Zentimeter größer als der Junge und hatte breite Schultern.
»Was wollt ihr?«, fragte Grey.
Sein Gesicht war ernst und glänzte vor Schweiß.
Der schmale Junge beantwortete seine Frage nicht, hob bloß den Revolver und schoss Grey in den Bauch. Der Schuss hallte zwischen den Häusern wider. Grey stürzte stolpernd nach hinten, fiel auf den Rücken, versuchte sich aufzurichten, blieb dann aber mit der Hand auf dem Bauch reglos liegen.
»Ein toter Fur«, rief einer der anderen Jungen, der Jane an den Haaren festhielt.
Der zweite Junge zwang ihre Schenkel auseinander. Sie wehrte sich und redete unablässig mit fester, ruhiger Stimme auf sie ein. Grey rief den Jungen etwas zu. Der Hagere mit dem Revolver kehrte zu ihm zurück, schrie ihn an, presste die Mündung des Revolvers auf seine Stirn und drückte ab. Es klickte, er drückte wieder ab und wieder, aber der Revolver war leer, es klickte sechs Mal. Ein kurzes Zögern entstand auf der Straße, und die Türen anderer Baracken öffneten sich, Frauen traten ins Freie. Die Jungen ließen Jane los und liefen davon. Penelope sah, dass fünf Frauen sie verfolgten. Sie riss die Decke auf ihrem Bett an sich, schloss die Tür auf, rannte durch den Flur und auf die Straße hinaus. Sie lief zu Jane, schlang die Decke um sie, half ihr auf.
»Rein mit dir«, sagte Jane. »Sie könnten mit neuer Munition zurückkommen, du darfst nicht hier draußen sein …«
Die ganze Nacht und den nächsten Morgen stand Jane am Operationstisch. Erst gegen zehn legte sie sich in ihrer Baracke mit der

Gewissheit ins Bett, Greys Leben gerettet zu haben. Gegen Abend arbeitete sie wie üblich, und am nächsten Tag war im Krankenzelt wieder alles beim Alten. Die kleinen Jungen halfen ihr, waren aber stärker auf der Hut und taten manchmal, als würden sie sie nicht verstehen, wenn sie das Gefühl hatten, dass sie zu viel verlangte.
»Nein«, flüstert Penelope.
»Was versuchen Sie, uns zu sagen?«, wiederholt Saga.
Penelope denkt, dass sie keine Munition in den Sudan exportieren dürfen.
»Das dürfen die nicht tun«, sagt sie und verstummt.
»In dem unterirdischen Raum waren Sie besser geschützt«, sagt Saga.
»Geschützt? Keiner kann mich schützen«, entgegnet Penelope.
»Wir wissen, wo er ist, er befindet sich in der deutschen Botschaft und wir haben das Gebäude umzingelt …«
»Aber Sie haben ihn nicht«, unterbricht Penelope Saga.
»Er ist wahrscheinlich verletzt, eine Schusswunde, und wir werden hineingehen und …«
»Ich will mitkommen«, sagt Penelope.
»Warum sollten …«
»Weil ich sein Gesicht gesehen habe«, antwortet sie.
Joona und Saga blicken sie an, dann sieht Penelope Joona an.
»Sie hatten recht«, sagt sie. »Ich habe ihn gesehen.«
»Wir haben nicht viel Zeit, aber wir schaffen es noch, ein Phantombild zu erstellen«, drängt Saga.
»Das nützt uns nichts«, erwidert Joona. »Wir können in der Botschaft eines anderen Landes niemanden nur wegen einer Ähnlichkeit mit einem Phantombild verhaften.«
»Und wenn er von einer Zeugin identifiziert wird?«, sagt Penelope, steht auf und sieht ihm ruhig in die Augen.

83

Der Täter

Penelope steht zwischen Saga Bauer und Joona Linna hinter einem gepanzerten Einsatzwagen vor der japanischen Botschaft in der Skarpögatan. Sie befinden sich nur fünfzig Meter vom Eingang zur deutschen Botschaft entfernt. Sie spürt das Gewicht der Schutzweste auf ihren Schultern und den Druck auf der Brust.
In fünf Minuten wird drei Personen für fünfundvierzig Minuten Zutritt zum Botschaftsgelände gewährt werden, damit sie versuchen können, den Tatverdächtigen zu identifizieren und festzunehmen.
Schweigend akzeptiert Penelope, dass Joona eine zusätzliche Pistole in einem Halfter auf ihrem Rücken deponiert. Er ändert den Winkel mehrmals, sodass er die Reservewaffe problemlos von ihrem Körper an sich reißen kann.
»Sie will das nicht«, bemerkt Saga.
»Ist schon in Ordnung«, sagt Penelope.
»Wir wissen nicht, was uns da drinnen erwartet«, sagt Joona. »Ich hoffe, dass alles ruhig ablaufen wird, aber falls es anders kommen sollte, könnte diese Waffe entscheidend sein.«
In der ganzen Gegend wimmelt es nur so von schwedischen Polizisten, Beamten des Staatsschutzes, Einsatzkräften und Krankenwagen.
Joona Linna betrachtet die Reste des ausgebrannten Volvos, von dem kaum mehr als das verkohlte Chassis übrig geblieben ist. Wrackteile liegen auf der Kreuzung verteilt. Erixon hat bereits ein Zündhütchen und Reste von Nitraminen gefunden.
»Wahrscheinlich Hexogen«, sagt er und schiebt die Brille auf seiner Nase hoch.
»Plastiksprengstoff«, sagt Joona und sieht auf die Uhr.
Ein Schäferhund scharwenzelt um die Beine eines Polizisten, legt sich auf den Asphalt und hechelt mit hängender Zunge.
Saga, Joona und Penelope werden von einer Einsatzgruppe zum Zaun eskortiert, wo sie von vier deutschen Militärpolizisten mit verschlossenen Gesichtern erwartet werden.

»Machen Sie sich keine Sorgen«, beruhigt Saga Penelope. »Sie werden den Täter nur identifizieren, und sobald Sie das getan haben, werden wir Sie hinauseskortieren. Das Schutzpersonal der Botschaft wartet, bis Sie in Sicherheit sind, und wird ihn erst dann festnehmen.«
Ein kräftig gebauter Militärpolizist mit sommersprossigem Gesicht öffnet die Pforte, lässt sie auf das Gelände der Botschaft, begrüßt sie freundlich und stellt sich als Karl Mann, Sicherheitschef, vor.
Sie begleiten ihn zum Haupteingang.
Die Morgenluft ist immer noch kühl.
»Es handelt sich um eine extrem gefährliche Person«, sagt Joona.
»Das ist uns klar, wir sind informiert«, erwidert Karl Mann. »Aber ich bin den ganzen Morgen hier gewesen, und es halten sich nur Diplomaten und deutsche Staatsbürger in der Botschaft auf.«
»Können Sie eine Liste erstellen?«, bittet Saga.
»Wir sind dabei, uns die Aufnahmen der Überwachungskameras anzusehen«, berichtet Karl Mann. »Ich denke nämlich, dass Ihr Kollege sich vertan hat. Ich glaube, dass der Täter an den Toren vorbeigekommen ist, aber statt das Gebäude zu betreten, nur um die Botschaft herumgegangen und Richtung Rundfunkgebäude gelaufen ist.«
»Das ist durchaus möglich«, sagt Joona.
»Wie viele Leute halten sich in der Botschaft auf?«, erkundigt sich Saga.
»Es ist Schalterzeit, und im Moment geht es um vier Geschäftsvorgänge.
»Fünf Personen?«
»Ja.«
»Und wie viel Personal?«, fragt Saga.
»Fünfzehn.«
»Und wie viele Sicherheitskräfte?«
»Im Moment sind wir zu fünft«, antwortet er.
»Sonst ist niemand da?«
»Nein.«
»Keine Schreiner oder Maler oder …«
»Nein.«
»Insgesamt also fünfundzwanzig Personen«, fasst Saga zusammen.
»Wollen Sie sich zunächst alleine umschauen?«, fragt Karl Mann.
»Gegen Begleitung hätten wir nichts einzuwenden«, antwortet Saga.
»So viele wie möglich und so schwer bewaffnet wie möglich«, sagt

Joona.
»Sie scheinen wirklich der Meinung zu sein, dass er gefährlich ist«, sagt Karl Mann lächelnd. »Ich kann Ihnen zwei weitere Männer zur Verfügung stellen.«
»Wir wissen nicht, was uns erwartet, wenn …«
»Sie glauben doch, dass seine Schulter durch einen Schuss verletzt wurde«, wendet Karl Mann ein. »Ich kann nicht behaupten, dass ich mich fürchte.«
»Vielleicht hat er das Haus niemals betreten, vielleicht hat er die Botschaft längst wieder verlassen«, sagt Joona gedämpft zu dem Mann. »Aber wenn er noch da ist, müssen wir mit Verlusten rechnen.«
Schweigend gehen Joona, Saga und Penelope in Begleitung von drei Militärpolizisten mit Sturmgewehren und Schockgranaten durch den Flur im Erdgeschoss. Das Botschaftsgebäude ist über mehrere Jahre hinweg renoviert worden, in dieser Zeit wurde der Geschäftsbetrieb in die Artillerigatan verlegt. Obwohl die Renovierung noch nicht ganz abgeschlossen werden konnte, ist man im Frühjahr wieder eingezogen. Es riecht nach Farbe und frisch gesägtem Holz, und manche Fußböden sind noch mit Abdeckpapier bedeckt.
»Als Erstes möchten wir zu den Besuchern, also zu allen, die nicht zum Personal gehören«, sagt Joona.
»Das habe ich mir schon gedacht«, erwidert Karl Mann.
Von einer eigentümlichen inneren Ruhe erfüllt geht Penelope zwischen Saga Bauer und Joona Linna. Aus irgendeinem Grund kann sie nicht glauben, dass sie ihrem Verfolger in dieser Botschaft begegnen wird. Die Räumlichkeiten wirken dafür viel zu unspektakulär und still.
Dann aber merkt sie, dass Joonas Aufmerksamkeit sich erhöht, seine Bewegungen neben ihr sich verändern, und sie sieht, dass seine Augen Türen und Belüftungsklappen absuchen.
Plötzlich hört man durch die Wände ein piependes Alarmsignal, und die Gruppe bleibt stehen. Karl Mann hebt sein Walkie-Talkie und spricht auf Deutsch mit einem seiner Kollegen.
»Das war der Alarm an einer Tür, die ständig Ärger macht«, erläutert er anschließend auf Schwedisch. »Sie ist abgeschlossen, aber der Alarm reagiert, als hätte sie dreißig Sekunden offen gestanden.«
Sie setzen ihren Weg durch den Korridor fort, und Penelope Fernandez

spürt die Pistole, die gegen ihren Rücken schlägt, bei jedem Schritt.
»Da vorn sitzt unser Handelsattaché Martin Schenkel«, erklärt Karl Mann. »Er hat Besuch von Roland Lindkvist.«
»Wir würden gerne zu den beiden«, sagt Joona.
»Er hat darum gebeten, bis Mittag nicht gestört zu werden.«
Joona erwidert nichts.
Saga hält Penelope am Oberarm fest, und die beiden bleiben stehen, während die anderen bis zu der geschlossenen Tür weitergehen.
»Warten Sie hier bitte kurz«, sagt der Militärpolizist zu Joona und klopft an.
Er bekommt eine Antwort, wartet einen Moment und erhält die Erlaubnis einzutreten. Er öffnet die Tür, geht hinein und schließt die Tür hinter sich.
Joona schaut zu einem Raum ohne Tür hinüber. Eine graue Plastikplane verdeckt die Türöffnung. In dem Zimmer dahinter erahnt man einen Stapel Rigipsplatten. Das Plastik bauscht sich leise raschelnd wie ein Segel. Joona macht einen Schritt auf die Plane zu.
Auf der anderen Seite der verschlossenen Tür zum Zimmer des Handelsattachés hört man Geräusche, Stimmen und ein kräftiges Poltern.
Penelope weicht zurück, würde am liebsten weglaufen.
»Wir warten hier«, sagt Saga leise und zieht ihre Pistole.
Penelope muss daran denken, dass diese Botschaft im Frühjahr 1975 vom Kommando Holger Meins besetzt wurde. Die Terroristen hielten damals zwölf Menschen als Geiseln. Sie erinnert sich an die Forderung, Andreas Baader, Ulrike Meinhof, Gudrun Ensslin und weitere dreiundzwanzig in Deutschland inhaftierte Mitglieder der RAF freizulassen. Durch diese Korridore sind sie gelaufen und haben sich angeschrien, durch diese Flure schleiften sie den Botschafter Dietrich Stoecker an den Haaren und stießen Heinz Hillegaarts blutigen Körper die Treppen hinunter. Penelope erinnert sich nicht mehr genau, wie damals die Verhandlungen abliefen, aber nachdem Bundeskanzler Helmut Schmidt dem schwedischen Premierminister Olof Palme mitgeteilt hatte, dass man die Forderungen der Geiselnehmer nicht erfüllen würde, wurden zwei Geiseln erschossen. Karl-Heinz Dellwo schrie mit gellender Stimme, er werde stündlich eine Geisel erschießen, bis die Forderungen erfüllt sein würden.

Jetzt sieht Penelope, dass Joona Linna sich umdreht und zur Tür des Handelsattachés geht. Die beiden anderen Militärpolizisten rühren sich nicht von der Stelle. Joona zieht eine große, silbrig glänzende Pistole, entsichert sie und klopft anschließend an die Tür.
In dem Flur breitet sich ein Geruch aus, als würde auf einem Herd etwas anbrennen.
Joona klopft erneut, lauscht und hört eine monotone Stimme, die klingt, als wiederhole sie immer wieder dieselbe Phrase. Er wartet einige Sekunden, verbirgt die Pistole hinter seinem Körper und drückt die Klinke herunter.
Der Befehlshaber der Militärpolizisten steht direkt unter der Deckenlampe, das Sturmgewehr hängt von seiner Hüfte herab. Er wirft einen Blick auf Joona und wendet sich danach der Person zu, die am anderen Ende des Zimmers in einem Sessel sitzt.
»Herr Schenkel, das ist der schwedische Kommissar«, sagt er.
Bücher und volle Aktenordner liegen auf dem Fußboden verteilt, als wären sie in einem Wutanfall vom Schreibtisch gefegt worden.
Handelsattaché Martin Schenkel sitzt in einem Sessel, den Blick auf den Fernseher gerichtet. Es läuft die Liveübertragung eines Spiels der deutschen Fußballnationalmannschaft, die in Peking gegen China spielt.
»Hatten Sie nicht Besuch von Roland Lindkvist?«, fragt Joona ruhig.
»Er ist gegangen«, antwortet Martin Schenkel, ohne den Bildschirm aus den Augen zu lassen.
Sie setzen ihren Weg durch den Korridor fort. Karl Mann ist jetzt schlechter gelaunt und kommandiert die beiden anderen Militärpolizisten mit kurz angebundener Stimme. Eine Frau in einem hellgrauen Strickkleid geht schnellen Schritts über die braune Abdeckpappe auf dem frisch abgeschliffenen Fußboden im nächsten Korridor.
»Wer ist das?«, erkundigt sich Joona.
»Die Sekretärin des Botschafters«, antwortet Karl Mann.
»Wir würden uns gerne mit ihr unterhalten und …«
Plötzlich ertönt im ganzen Gebäude ein heulender Alarmton, und eine Stimme vom Band erklärt auf Deutsch, dass es sich nicht um einen Probealarm handelt und alle auf der Stelle das Gebäude verlassen und nicht den Aufzug benutzen sollen.

84

Das Feuer

Karl Mann spricht schnell in sein Funkgerät und bewegt sich auf das Treppenhaus zu.
»In der oberen Etage brennt es«, sagt er kurz.
»Wie groß ist das Feuer?«, fragt Joona und bleibt auf einer Höhe mit Mann.
»Das wissen wir noch nicht, aber wir evakuieren die Botschaft, elf Personen halten sich dort oben auf.«
Karl Mann nimmt einen Feuerlöscher aus einem Schrank mit einer roten Tür und reißt den Sicherungssplint heraus.
»Ich gehe mit Penelope raus«, ruft Saga.
»Er hat das Feuer gelegt«, sagt Penelope. »Er wird verschwinden, während sie versuchen, das Feuer zu löschen.«
Joona begleitet die drei Militärpolizisten zum Treppenhaus. Ihre Schritte hallen zwischen den kahlen Betonwänden. Schweigend laufen sie die Treppe hinauf in den Korridor der nächsten Etage. Ihnen schlägt intensiver Rauchgeruch entgegen, graue Schleier wabern unter der Decke.
Karl Mann öffnet eine Tür und blickt in ein leeres Büro hinein. Joona öffnet die nächste Tür, aber dort ist auch niemand. Sie gehen weiter.
»Es scheint im Schillersaal zu brennen, hinter dem befindet sich eine Küche«, sagt Karl Mann und gibt die Richtung vor.
Am Ende des Flurs sickert schwarzer Rauch unter den Doppeltüren hervor. Er läuft wie trübes Wasser Türen und Wände hinauf und verteilt sich unter der Decke.
Irgendwo schreit eine Frau. Es grollt wie Gewitterdonner tief in den Grundfesten des Gebäudes. Plötzlich knallt es hinter den Doppeltüren, so als wäre durch die Hitze eine große Fensterscheibe geplatzt.
»Wir müssen die Leute rausschaffen«, sagt Joona. »Das ist …«
Karl Mann bringt Joona mit einer Handbewegung zum Schweigen, als er über Funk gerufen wird. Er stellt den Feuerlöscher ab und meldet sich, wechselt einige Worte auf Deutsch und wendet sich anschließend an die

Gruppe.
»Alle mal herhören«, sagt er. »Die Überwachungszentrale hat auf ihren Monitoren einen schwarz gekleideten Mann entdeckt, der sich in der Herrentoilette befindet, und in einem der Waschbecken liegt eine Pistole.«
»Das muss er sein«, sagt Joona.
Karl Mann ruft mit leiserer Stimme die Zentrale und erkundigt sich nach der genauen Position des Mannes auf der Herrentoilette.
»Zwei Meter rechts von der Tür«, teilt er den anderen mit. »Er blutet stark aus der Schulter, sitzt auf dem Fußboden … aber das Fenster steht offen, gut möglich, dass er versuchen wird, auf diesem Weg zu fliehen.«
Sie laufen über das braune Abdeckpapier, an einer Malerleiter vorbei, und bleiben hinter Karl Mann stehen. In diesem Teil des Gebäudes ist es spürbar heißer, und der Rauch wogt an der Decke wie ein schlammiger Fluss. Es knistert und donnert, und es kommt ihnen vor, als würde der Boden unter ihren Füßen zittern.
»Was hat er für eine Waffe?«, fragt Joona mit gedämpfter Stimme.
»Sie konnten die Pistole im Waschbecken sehen, aber nicht …«
»Fragen Sie nach, ob er den Rucksack anhat«, wirft Joona ein. »Er trägt nämlich …
»Ich leite diesen Einsatz«, faucht Karl Mann.
Er gibt einem seiner Männer ein Zeichen, woraufhin sie rasch ihre Sturmgewehre überprüfen und ihn anschließend in die Garderobe begleiten. Joona würde sie gerne noch einmal warnen, als er sie verschwinden sieht. Er weiß, dass ihre Standardtaktik bei einer Konfrontation mit diesem Profi wenig Aussicht auf Erfolg haben wird. Sie sind bloß Fliegen, die sich einer Spinne nähern. Einer nach dem anderen werden sie in seinem Netz zappeln.
Der Rauch brennt Joona in den Augen.
Eine Spinne spinnt ihr Netz stets aus zwei Arten Fäden, denkt er, den klebrigen Fangfäden und den Fäden, auf denen sie selbst sich bewegt. Die Spinne erinnert sich an das Muster und kann deshalb auf ihrem Netz laufen, ohne sich zu verfangen.
Joona entsichert seine Smith & Wesson und folgt vorsichtig den Militärpolizisten, die sich bereits vor der Tür der Herrentoilette formiert haben. Einer von ihnen, ein Mann mit langen blonden Haaren unter

seinem Helm, zieht den Splint aus einer Schockgranate. Er öffnet die Tür, wirft sie flach über dem gekachelten Fußboden hinein und schließt hastig die Tür. Man hört einen dumpfen Knall, und der zweite Militärpolizist öffnet die Tür und richtet seine Waffe in die Dunkelheit. Karl Mann treibt ihn mit einer Handbewegung an. Ohne eine Sekunde zu zögern, rennt der blonde Polizist mit dem Sturmgewehr im Anschlag in den Raum. Der Anblick versetzt Joona vor Sorge einen Stich. Dann hört er den blonden Militärpolizisten ängstlich etwas sagen. In ihrer Wehrlosigkeit klingen seine Worte nahezu kindlich. Unmittelbar darauf hören sie eine heftige Explosion, und der Militärpolizist wird, umgeben von wirbelndem Rauch und Putz, aus der Toilette geschleudert. Die Tür wird aus den Angeln gerissen. Der zweite Polizist verliert seine Waffe und geht mit einem Knie zu Boden. Die Druckwelle lässt Joona einen Schritt zurückweichen. Der blonde Militärpolizist liegt im Korridor auf dem Rücken. Sein Mund steht offen, und zwischen seinen Zähnen sieht man Blut. Er ist bewusstlos, ein großer Granatsplitter ist in seinen Oberschenkel eingedrungen. Leuchtend rotes Blut wird in plätschernden Kaskaden auf den Boden gepumpt. Joona eilt zu ihm, schleift ihn ein Stück zurück und spürt die Wärme des hervorquellenden Bluts auf seinen Händen, als er in aller Eile mit der Schärpe und einem zusammengerollten Hemdsärmel des Mannes einen Druckverband anlegt.

Einer der Männer ist zusammengesunken. Er weint mit furchtsamer und zitternder Stimme.

Zwei Militärpolizisten helfen einem grauhaarigen Mann durch den Korridor, dessen Gesicht voller Ruß ist und der sich kaum auf den Beinen halten kann. Eine Frau hat sich ihre Strickjacke um den Mund gewickelt und hastet mit panischen, weit aufgerissenen Augen durch den Gang.

Mit gezogener Pistole geht Karl Mann auf den knirschenden Splittern von Spiegel und Kacheln in die Toilette, wo er den Killer auf dem Fußboden findet. Der Mann lebt noch. Seine Beine zucken, und die Arme tasten ziellos. Das Kinn und große Teile des Gesichts sind fortgesprengt worden. Karl Mann schaut sich um, sieht den Stahldraht und erkennt, dass der Mann wahrscheinlich eine Falle mit einer Handgranate legen wollte, als er von der Schockgranate überrascht

wurde, und daraufhin seine eigene Sprenggranate fallen ließ.
»Wir evakuieren das übrige Gebäude«, flüstert Karl Mann sich selbst zu und verlässt die Toilette.
Joona wischt sich das Blut von den Händen, fordert über die Einsatzzentrale Krankenwagen an und sieht Penelope aus dem Treppenhaus näher kommen. Saga folgt ihr durch den Korridor. Penelopes Augen wirken schwarz, als hätte sie stundenlang geweint. Saga versucht, sie zu beruhigen und zurückzuhalten, aber sie macht sich frei.
»Wo ist er?«, fragt Penelope. »Ich will ihn sehen.«
»Wir müssen hier raus«, ruft Joona. »Der Flur wird jeden Moment in Flammen stehen.«
Penelope eilt an Joona vorbei zur Herrentoilette, blickt in den verwüsteten Raum, sieht den Mann auf dem Fußboden, den zitternden Körper und das blutende Gesicht. Sie schluchzt auf, weicht zurück, in den Flur hinaus, sucht Halt an der Wand und reißt ein gerahmtes Porträt von Willy Brandt herunter. Es fällt zu Boden, und das Glas zerspringt, aber es bleibt an der Wand stehen.
Penelope atmet sehr schnell, ihr Magen revoltiert, sie schluckt und fühlt, dass Saga versucht, den Arm um sie zu legen, sie zum Treppenhaus zurückzubringen.
»Das ist er nicht«, wimmert Penelope.
»Wir müssen hier raus«, sagt Saga tröstend und führt sie hinaus.
Rettungssanitäter mit Schutzmasken tragen den verletzten Militärpolizisten aus dem Gebäude. Eine weitere Hitzeexplosion hört sich an wie ein tiefes Ausatmen. Glassplitter und Holzspäne wirbeln durch den Korridor. Ein Mann stolpert vorwärts, rutscht aus und kommt wieder auf die Beine. Rauch wallt aus einer offenen Tür. Ein fülliger Mann steht reglos im Flur, aus seiner Nase läuft Blut über Hemdbrust und Krawatte. Die Militärpolizisten rufen allen zu, sich zu den Notausgängen zu begeben. Aus der Türöffnung eines Büros schlagen Flammen. Das Abdeckpapier auf dem Fußboden entzündet sich und krümmt sich im Feuer. Zwei Menschen laufen geduckt Hand in Hand. Eine Frau in einem brennenden Sommerkleid schreit auf, und ein Militärpolizist besprüht sie mit weißem Löschschaum.
Der Rauch bringt Joona zum Husten, aber er betritt trotzdem die

Herrentoilette und begutachtet die Zerstörungen durch die Handgranate. Der Killer liegt inzwischen ganz still, sein Gesicht ist provisorisch mit Kompressen und Gaze verbunden worden. Aus der Schusswunde in der Schulter sickert dunkelrotes Blut durch die schwarze Jacke. Das kleine Schränkchen mit der Erste-Hilfe-Ausrüstung liegt auf dem Fußboden, Pflaster und Kompressen sind herausgefallen und liegen inmitten von Mörtel und weißen Keramikscherben. Die Wände sind verrußt, zahlreiche Kacheln haben sich gelöst. Die Toilettenkabine ist demoliert, Spiegel sind zerbrochen, aus einer zerstörten Leitung fließt Wasser auf den Boden.
In einem Waschbecken liegen sieben Magazine und eine Pistole der Marke Heckler & Koch. Hinter einem der Toilettensitze in einer anderen Kabine liegt der leere Rucksack des Mannes aus grobem schwarzem Nylonstoff.
Überall ertönen die Rufe ängstlicher Stimmen und schnelle Kommandos. Karl Mann kommt mit den Rettungssanitätern zur Herrentoilette.
»Ich möchte, dass ihn jemand bewacht«, sagt Joona und deutet auf den Killer, als die Sanitäter den Körper auf eine Trage heben und festschnallen.
»Er stirbt, noch bevor der Krankenwagen die Klinik erreicht«, antwortet Karl Mann und hustet in seine Hand.
»Ich möchte trotzdem, dass Sie ihn bewachen, solange er sich auf dem Botschaftsgelände befindet.«
Karl Mann begegnet Joonas Blick und befiehlt anschließend einem seiner Männer, den Gefangenen zu bewachen und der schwedischen Polizei zu übergeben.
Dicker schwarzer Rauch treibt im Korridor, es donnert und knirscht. Menschen schreien und husten. Alle eilen geduckt und mit ängstlichen Gesichtern ins Freie. Karl Mann wird über Funk gerufen, geht unter dem Rauch in die Hocke und spricht kurz.
»Es fehlt noch jemand, der sich eigentlich hier oben aufhalten müsste«, sagt er und hustet.
Joona macht einen großen Schritt über eine Tür, die auf dem Boden liegt, geht zu einer der anderen Türen und legt die Hand auf die Klinke. Das Licht flackert und geht aus. Nur der flackernde Lichtschein des Feuers spielt in dem rauchigen Korridor, Funken wirbeln aus einer Türöffnung.

Es knistert und grollt laut, es knallt und knirscht wie Metall, das verbogen und zerrissen wird.
Joona begegnet Karl Manns Blick und bittet ihn mit einer Geste, zurückzutreten. Er zieht seine Pistole, öffnet die Tür einige Zentimeter, weicht zur Seite, wartet einen Moment und blickt dann in die Dunkelheit hinein.
Er sieht nichts außer den schwarzen Silhouetten von Büromöbeln vor heruntergelassenen Jalousien. Eine schwache Luftbewegung am Fußboden veranlasst Joona, sich aus der Schusslinie zu bewegen.
»Verlassen Sie das Gebäude«, ruft jemand hinter ihm.
Joona dreht sich um und sieht vier Feuerwehrmänner durch den Flur eilen, sich verteilen und systematisch die Räume durchsuchen.
Ehe Joona sie warnen kann, richtet einer der Männer seine helle Taschenlampe in das Zimmer. Zwei Augen leuchten auf, und ein Labrador bellt müde.
»Wir übernehmen«, sagt einer der Männer. »Schafft ihr es alleine ins Freie?«
»Eine Person wird noch vermisst«, erwidert Karl Mann.
»Seien Sie vorsichtig«, sagt Joona und sieht dem jungen Feuerwehrmann in die Augen.
»Kommen Sie«, ruft Karl Mann ihm zu.
»Ich will mir nur noch etwas ansehen.«
Joona hustet, kehrt nochmals in die Herrentoilette zurück, sieht das Blut auf Boden und Wänden, eilt zu einer der Kabinen und greift sich den schwarzen Rucksack des Killers.

85

Die Jagd der Gejagten

Penelope hat zittrige Beine, eine Hand hat sie auf den Zaun gelegt und den Blick gesenkt. Sie muss gegen den Impuls ankämpfen, sich zu übergeben. Das Bild aus der Herrentoilette wabert vor ihren Augen. Das weggesprengte Gesicht, die Zähne und das Blut.
Das Gewicht der Schutzweste weckt in ihr den Wunsch, sich einfach auf die Erde zu setzen. Die Geräusche in ihrer Umgebung kehren in Wellen zurück. Sie hört die heulenden Sirenen des zweiten Krankenwagens. Polizisten schreien sich an, sprechen sich über Funk ab. Sie sieht die Rettungssanitäter mit einer Trage aus dem Haus laufen. Es ist der Mann aus der Herrentoilette. Sein Gesicht ist verbunden worden, aber das Blut dringt durch die Kompressen.
Begleitet von einer Krankenschwester geht Saga auf Penelope zu und teilt ihr mit, sie habe das Gefühl, Penelope stehe wieder unter Schock.
»Das war er nicht«, sagt Penelope unter Tränen, als die beiden Frauen eine Decke um sie legen.
»Der Arzt kommt gleich und kümmert sich um Sie«, sagt die Krankenschwester, »aber ich kann Ihnen vorab schon einmal etwas Beruhigendes geben. Ist Ihre Leber erkrankt?«
Als Penelope den Kopf schüttelt, gibt die Krankenschwester ihr eine blaue Kapsel.
»Sie muss im Ganzen geschluckt werden … Es ist ein halbes Milligramm Xanor«, erläutert sie.
»Xanor«, wiederholt Penelope und betrachtet das Medikament in ihrer Hand.
»Es wirkt beruhigend und ist völlig unbedenklich«, beteuert die Krankenschwester und eilt davon.
»Ich hole Wasser«, meint Saga und geht zu einem Einsatzwagen.
Penelope hat kalte Finger. Sie schaut auf ihre Hand und die kleine blaue Kapsel hinab.
Joona Linna ist noch im Gebäude. Die Helfer kommen mit immer neuen, rußbedeckten und hustenden Menschen aus der Botschaft. Die

geschockten Diplomaten sammeln sich am Zaun zur japanischen Botschaft und warten darauf, ins Karolinska-Krankenhaus gebracht zu werden. Eine Frau in einem dunkelblauen Rock und einer Strickjacke sinkt zu Boden und weint hemmungslos. Eine Polizistin setzt sich zu ihr, legt den Arm um sie und spricht beruhigend auf sie ein. Einer der Diplomaten leckt sich die Lippen und wischt seine Hände immer wieder an einem Handtuch ab, als wollten sie einfach nicht sauber werden. Ein älterer Mann in einem knittrigen Anzug telefoniert mit starrem Gesicht. Der Militärattaché, eine Frau mittleren Alters mit rot gefärbten Haaren, hat ihre Tränen fortgewischt und versucht, schlafwandlerisch zu helfen. Den Blick nach innen gekehrt hält sie einen Beutel mit Blutersatz, während Rettungssanitäter einen Patienten umbetten.
Ein Mann mit verbundenen Brandwunden an den Händen, der gerade eben noch mit einer Decke um die Schultern auf dem Boden saß und die Hände vors Gesicht gelegt hatte, steht auf. Die Decke ist zu Boden gefallen, und er geht langsam am Zaun entlang den asphaltierten Weg hinauf.
Ein Militärpolizist hat eine Hand um einen Fahnenmast gelegt und weint. Der Mann mit den verbrannten Händen geht im klaren Morgenlicht weiter, biegt um die Ecke und rechts in die Gärdesgatan.
Penelope ringt plötzlich nach Luft. Wie eine Injektion mit eiskaltem Wasser schießt eine beängstigende Erkenntnis durch ihren Körper. Sie hat zwar sein Gesicht nicht gesehen, wohl aber seinen Rücken. Der Mann mit den verletzten Händen. Sie weiß, dass er ihr Verfolger ist, der Mann, der soeben zu jener großen, unbebauten Grünfläche am Rand der Stockholmer Innenstadt geht, die Gärdet genannt wird, der soeben von den Polizisten und Krankenwagen fortschlendert. Sie braucht sein Gesicht nicht zu sehen, denn sie hat seinen Rücken und Nacken schon einmal gesehen, unter der Skurusunds-Brücke, als Viola und Björn noch lebten.
Penelope öffnet ihre Hand und lässt die blaue Kapsel fallen.
Mit pochendem Herzen folgt sie ihm, biegt in die Gärdesgatan ein, lässt die Decke fallen, genau wie er es getan hat, und beschleunigt ihre Schritte. Als sie ihn mit müden Bewegungen zwischen die Bäume des Wäldchens direkt vor ihr eilen sieht, läuft sie los. Er wirkt schwach, leidet vermutlich unter dem Blutverlust durch die Schussverletzung an

seiner Schulter, sie weiß, dass er ihr nicht davonlaufen können wird. Krähen heben von den Baumwipfeln ab und flattern davon. Penelope erreicht die Bäume, ist voller Kraft, geht mit großen Schritten durchs Gras und sieht ihn fünfzig Meter vor sich. Er stolpert und stützt sich mit einer Hand an einem Baumstamm ab. Eine Kompresse löst sich und hängt locker um seine Finger. Sie läuft ihm hinterher und sieht ihn das kleine Wäldchen verlassen und ins Sonnenlicht auf der weiten Grasfläche humpeln. Ohne stehen zu bleiben, zieht sie die Pistole, die Joona Linna an ihrem Rücken platziert hat, sieht sie an, entsichert sie, läuft zwischen den Bäumen weiter, wird langsamer und zielt mit ausgestrecktem Arm auf seine Beine.
»Stehen bleiben«, flüstert sie und drückt ab.
Der Schuss löst sich, der Rückstoß fährt durch Arm und Schulter, Pulverspritzer brennen auf ihrem Handrücken.
Die Kugel verschwindet im Nichts, und Penelope sieht, dass der Verfolger versucht, schneller zu laufen.
Du hättest meine Schwester nicht anrühren sollen, denkt sie.
Der Mann überquert einen Fußweg, bleibt stehen, hält sich die Schulter und eilt anschließend weiter über das Gras.
Penelope läuft, gelangt in die Sonne hinaus, überquert denselben Fußweg, den der Mann kurz zuvor hinter sich gelassen hat, und hebt erneut die Waffe.
»Stehen bleiben«, ruft sie.
Sie schießt und sieht die Kugel zehn Meter vor ihm die Grasnarbe aufreißen. Penelope spürt das Adrenalin in ihren Adern, ist vollkommen klar und konzentriert. Sie zielt auf seine Beine und schießt. Sie hört den Knall, spürt den Rückstoß und sieht die Kugel in seine Kniekehle eintreten und durch die Kniescheibe austreten. Er schreit vor Schmerz auf und fällt ins Gras, versucht weiterzukommen, aber sie nähert sich ihm, eilt mit großen Sätzen auf ihn zu und sieht ihn zu einer einsamen Birke kriechen.
Bleib stehen, denkt Penelope und hebt erneut die Pistole. Du hast Viola getötet, du hast sie in einem Zuber ertränkt, und du hast Björn getötet.
»Du hast meine kleine Schwester ermordet«, wiederholt sie laut und schießt.
Der Schuss trifft seinen linken Fuß, Blut spritzt ins Gras.

Als Penelope ihn erreicht, sitzt er mit dem Rücken an den Baum gelehnt, sein Kopf hängt herab, das Kinn ruht auf der Brust. Er blutet stark, atmet keuchend wie ein Tier, bleibt ansonsten jedoch stumm.
Sie bleibt im Schatten unter dem Baum breitbeinig vor ihm stehen und zielt mit der Pistole auf ihn.
»Warum?«, fragt sie leise. »Warum ist meine Schwester tot, warum ist …«
Sie verstummt, schluckt, beugt sich vor und fällt vor ihm auf die Knie, um sein Gesicht zu sehen.
»Ich will, dass du mich ansiehst, wenn ich schieße.«
Der Mann befeuchtet seinen Mund und versucht, den Kopf zu heben. Er ist zu schwer, es geht nicht. Wegen des Blutverlusts wird er jeden Moment das Bewusstsein verlieren. Sie zielt mit der Pistole auf ihn, hält erneut inne, streckt die andere Hand aus, hebt sein Kinn und betrachtet ihn. Sie muss die Zähne zusammenbeißen, als sie die müden Züge wiedersieht, das Gesicht, das sie durch den Regen auf Kymmendö gesehen hat. Jetzt entsinnt sie sich auch wieder seiner ruhigen Augen und der tiefen Narbe über dem Mund. In diesem Moment ist er genauso ruhig wie damals. Penelope denkt noch, wie seltsam es ist, dass er nicht die geringste Angst vor ihr zeigt, als er sie plötzlich angreift. Er bewegt sich überraschend schnell, bekommt ihre Haare zu fassen und reißt Penelope an sich. Es ist so viel Kraft in seinem Arm, dass sie nach vorn fällt und mit der Stirn gegen seine Brust stößt. Ehe sie sich bewegen kann, greift er um, packt ihr Handgelenk und entwindet ihr die Waffe. Mit aller Kraft stößt sie sich mit den Armen ab und strampelt, fällt im Gras nach hinten, und als sie wieder aufblickt, zielt er schon auf sie und feuert kurz hintereinander zwei Schüsse ab.

86

Der weiße Stamm der Birke

Erst als Kriminalkommissar Joona Linna aus dem Treppenhaus der Botschaft kommt und im Erdgeschoss durch den Flur eilt, spürt er die Belastung der Lunge und das Brennen in den Augen. Er muss an die frische Luft, muss atmen. Er hustet, stützt sich an der Wand ab, geht trotzdem weiter. Aus der oberen Etage ist eine neuerliche Explosion zu hören, eine Deckenlampe löst sich und fällt vor ihm zu Boden. Er hört die Sirenen der Einsatzfahrzeuge. Mit schnellen Schritten geht er das letzte Stück zum Haupteingang der Botschaft. Auf dem asphaltierten Platz vor der Tür stehen sechs deutsche Militärpolizisten. Sie bewachen die provisorische Sicherheitskontrolle. Joona saugt die frische Luft in seine Lunge ein, hustet und schaut sich um. Zwei Löschzüge haben ihre Leitern ausgefahren. Vor den Toren wimmelt es von Polizisten und Sanitätern. Karl Mann liegt auf dem Rasen, ein Arzt beugt sich über ihn und hört seine Lunge ab. Penelope Fernandez geht mit einer Decke um die Schultern am Zaun zur japanischen Botschaft entlang.
In letzter Sekunde war Joona noch einmal in die Herrentoilette zurückgekehrt und hatte den Rucksack an sich genommen, der in einer der Toiletten hinter den Spülkasten gepresst worden war. Es war bloß ein spontaner Einfall gewesen. Es wollte ihm einfach nicht in den Kopf, warum der Killer einen leeren Rucksack verstecken wollte, obwohl er Pistole und Magazine deutlich sichtbar in einem Waschbecken zurückließ.
Er hustet erneut, öffnet den Rucksack aus grobem Nylon und schaut hinein. Die Tasche ist doch nicht völlig leer. Sie enthält drei verschiedene Pässe und ein kurzes Kampfmesser mit frischem Blut an der Klinge.
»Auf wen hast du eingestochen?«, fragt Joona sich.
Er wirft noch einen Blick auf das Messer, die weiße Klinge aus gesintertem Metallpulver, das gerinnende Blut und lässt anschließend den Blick ein weiteres Mal über das Gelände schweifen, über die Krankenwagen und die Menschen jenseits der Tore zur Botschaft. Eine

Frau mit verbranntem Kleid liegt auf einer Trage und hält die Hand einer anderen Frau.
Ein älterer Mann mit Rußflecken auf der Stirn spricht mit vollkommen leeren Augen in ein Telefon.
Joona erkennt seinen Irrtum, lässt den Rucksack und das blutige Messer fallen, läuft zum Tor, schreit dem Wachmann zu, dass er ihn hinauslassen soll.
Er verlässt das Botschaftsgelände, eilt an einigen Kollegen vorbei, setzt über das Plastikband, mit dem das Gelände weiträumig abgesperrt worden ist, zwängt sich wortlos an den Journalisten vorbei und rennt auf die Straße. Er stellt sich direkt vor den gelben Krankenwagen, der gerade abfahren will.
»Haben Sie die Wunde am Arm schon untersucht?«, ruft er und hält seinen Dienstausweis hoch.
»Was sagen Sie?«, fragt der Fahrer.
»Der Patient, der durch die Bombe verletzt wurde, hat eine Wunde an der Schulter, und ich …«
»Die ist angesichts seiner sonstigen Verletzungen nun wirklich nicht …«
»Ich muss die Wunde sehen«, unterbricht Joona ihn.
Der Krankenwagenfahrer will erneut protestieren, aber etwas in Joonas Stimme bewirkt, dass er es sich anders überlegt. Joona geht um den Wagen herum, öffnet die hinteren Türen. Das Gesicht des Mannes ist vollständig von Kompressen bedeckt, ein Sauerstoffschlauch führt in die Nase, aus seinem Mund wird Schleim abgesaugt. Einer der Rettungssanitäter schneidet hastig die schwarze Jacke und das Hemd des Patienten auf und entblößt die Schulterwunde.
Es ist keine Schussverletzung, die Wunde rührt eindeutig von einem Messer her, es handelt sich um eine tiefe Stichwunde.
Joona verlässt den Krankenwagen, sucht schnell das Gelände ab und begegnet Sagas Blick zwischen all den Menschen und Autos. Sie hält einen Plastikbecher mit Wasser in der Hand, aber als sie seine Augen sieht, wirft sie den Becher fort und läuft zu ihm.
»Er entkommt uns wieder«, sagt er zu sich selbst. »Er darf uns einfach nicht noch einmal entkommen.«
Joona schaut sich um, denkt daran, dass er eben, als er aus der Botschaft herauslief, Penelope Fernandez am Zaun zur japanischen Botschaft

vorbeigehen sah, sie hatte eine Decke um die Schultern gelegt und bog in die Gärdesgatan ein.
»Hol ein Gewehr«, ruft Joona Saga zu und läuft los.
Er folgt dem Zaun, biegt rechts ab, hält Ausschau, sieht aber weder Penelope noch den Killer.
Eine Frau lässt ihre schlanken Dalmatiner auf der Grasfläche hinter dem Italienischen Kulturinstitut frei herumlaufen.
Hinter ihm ruft Saga etwas, aber er versteht sie nicht, sein Herz schlägt zu schnell, in seinem Kopf rauscht es. Er wird noch einmal schneller, läuft auf ein kleines Waldstück zu und hört plötzlich einen Pistolenschuss. Er stolpert in einen Graben hinunter, eilt eine Böschung hinauf und rennt zwischen die Bäume.
Weitere Pistolenschüsse werden abgefeuert, es knallt kurz und schneidend.
Joona wirft sich durch dichtes Unterholz und gelangt auf das sonnenbeschienene Brachland hinaus. Dreihundert Meter vor sich sieht er Penelope unter einer Birke, sie bewegt sich langsam. Ein Mann sitzt mit hängendem Kopf an den Stamm gelehnt. Penelope hockt vor ihm, aber plötzlich passiert etwas. Sie wird erst nach vorn gerissen und fällt danach nach hinten. Der Mann richtet eine Pistole auf sie. Im Laufen hebt Joona seine Waffe und zielt auf ihn, aber er ist viel zu weit weg. Er bleibt stehen und hält seine Pistole mit beiden Händen, als der Killer Penelope zweimal in die Brust schießt. Sie wird zurückgeworfen und bleibt auf dem Rücken liegen. Der Mörder ist erschöpft, richtet aber trotzdem erneut die Waffe auf sie. Joona feuert einen Schuss ab, trifft aber nicht. Er läuft weiter und sieht Penelope mit den Beinen strampeln, um fortzukommen. Der Killer schaut zu Joona hinüber, wendet sich dann jedoch erneut Penelope zu. Er sieht ihr in die Augen und zielt mit der Pistole auf ihr Gesicht. Ein Schuss wird abgefeuert. Joona hört hinter sich einen lauten Knall. Neben seinem rechten Ohr pfeift es, und in derselben Sekunde spritzt eine Kaskade von Blut aus dem Rücken des Killers. Das Blut schlägt gegen den weißen Stamm der Birke. Das Vollmantelgeschoss hat Brustbein und Herz des Mannes durchschlagen.
Joona läuft weiter, zielt immer noch auf ihn. Es fällt ein zweiter Schuss, und Joona sieht den bereits toten Mann kurz zucken, als die Kugel nur einen Zentimeter über der ersten Eintrittswunde in seiner Brust

einschlägt. Joona lässt die Pistole sinken, dreht sich um und sieht Saga Bauer mit einem Präzisionsgewehr im Anschlag am Waldsaum stehen. Ihre Haare schimmern in den Sonnenstrahlen, die durchs Laub fallen, und ihr Gesicht bleibt konzentriert, als sie das Gewehr senkt.
Penelope steht auf und bewegt sich hustend ins Sonnenlicht. Sie starrt den toten Mann an. Joona geht zu dem Profikiller, tritt die Pistole fort und tastet am Hals nach dem Puls, um ganz sicher zu sein, dass der Mann tot ist.
Penelope knöpft ihre Schutzweste auf und lässt sie ins Gras fallen. Joona geht zu ihr. Sie macht einen Schritt auf ihn zu und sieht aus, als könnte sie jeden Moment ohnmächtig werden. Er legt die Arme um sie und spürt ihre Erschöpfung, als ihre Wange an seiner Brust ruht.

87

Die falsche Fährte

Der Mann mit dem weggesprengten Gesicht aus der Herrentoilette der deutschen Botschaft starb nur eine Stunde nach seiner Einlieferung ins Krankenhaus. Er wurde als Dieter Gramma identifiziert, Sekretär des Kulturattachés. Bei der äußeren Besichtigung fand Chefpathologe Nils Åhlén an seinen Kleidern Reste von Klebeband und Male und Wunden an Handgelenken und Hals, die darauf hindeuteten, dass er zum Zeitpunkt der Explosion gefesselt war.
Nach einer ersten Untersuchung des Tatorts und einer Analyse der Aufnahmen der Überwachungskameras ließ sich der Tathergang einigermaßen exakt rekonstruieren.
Nachdem er in sein Büro in der ersten Etage der Botschaft gekommen war, schaltete Dieter Gramma seinen Computer ein und rief seine Mails ab. Er beantwortete keine Nachricht, markierte jedoch drei von ihnen. Anschließend ging er in die Teeküche, stellte die Espressomaschine an und begab sich zur Herrentoilette. Er wollte gerade die Tür zu einer Kabine öffnen, als er entdeckte, dass ein Mann, dessen Gesicht mit einer Kapuze verhüllt war, vor dem Spiegel am Waschbecken stand.
Bei dem schwarz gekleideten Mann handelte es sich um den verletzten Profikiller, der sich mithilfe seines deutschen Passes Zugang zur Botschaft verschafft hatte, um vor der Polizei zu fliehen und Zeit zu gewinnen.
Der Mann beurteilte mithilfe des Spiegelbilds Dieter Grammas körperliche Konstitution, ehe er seelenruhig die Linse der Überwachungskamera überklebte. Dieter Gramma sagte wahrscheinlich nicht mehr viel, bevor ihm der Killer eine Pistole auf die Brust setzte, ihn zum Niederknien zwang und seinen Mund zuklebte. Anschließend tauschte der Täter seine schwarze Jacke gegen Dieter Grammas Jackett, fesselte ihn an die Wasserleitungen, stach die beidseitig geschliffene Messerspitze durch das Einschussloch in der Jacke und drückte sie tief in Dieter Grammas linke Schulter.
Schmerz, Angst und Endorphine verwirrten Dieter Gramma

wahrscheinlich so sehr, dass er kaum verstand, was danach mit ihm geschah. Der Killer schnitt mit einer Zange ein Stück Stahldraht ab, legte ihn um Dieter Grammas Hals und verband die beiden Enden. Durch diese Schlaufe zog er eine längere Stahlleine, nahm eine Handgranate 2000, befestigte das eine Ende der Leine an der Granate, zog daraufhin den Splint heraus, hielt den Schalthebel jedoch mit der Hand heruntergedrückt. Hätte er den Hebel losgelassen, wäre dieser unverzüglich hochgefedert und die Granate drei Sekunden später explodiert.
Der Täter klebte die Granate stattdessen mit dem heruntergedrückten Hebel auf Dieter Grammas Brust fest, zog als Nächstes den Draht, der durch die Schlaufe um Dieter Grammas Hals lief, um den Siphon des Waschbeckens und spannte ihn vor der Tür zu einem Stolperdraht.
Sein Plan lief darauf hinaus, dass jemand hereinkommen, die Handgranate zur Explosion bringen und die Polizei im anschließenden Chaos glauben würde, dass der Mann mit dem Kugelloch in der Jacke und dem weggesprengten Gesicht der Gesuchte war.
Angesichts des massiven Blutverlusts war der Killer wahrscheinlich nicht besonders schnell, doch für die Konstruktion seiner Falle benötigte er trotzdem nur vier Minuten von dem Moment an, in dem Dieter Gramma die Herrentoilette betrat, um seine Pistole und einige Magazine in das Waschbecken zu legen, die Rolle Klebeband wegzuwerfen, den Rucksack mit dem blutigen Messer hinter dem Wasserkasten einer Toilette zu verstauen, das Klebeband von der Linse der Überwachungskamera zu entfernen, über den Stolperdraht zu steigen und den Raum zu verlassen.
Er eilte durch den Korridor, gelangte zum Besprechungszimmer, öffnete die Doppeltüren, trat ein und legte ein Feuer, das schnell um sich griff, ging hinaus, klopfte an die Tür der Sachbearbeiterin Davida Meyer, wurde hereingelassen und hatte soeben sein angebliches Anliegen erläutert, als der Feueralarm ausgelöst wurde.
Fast fünfundzwanzig Minuten kniete Dieter Gramma fest verschnürt und mit einer Granate auf der Brust, ehe er mithilfe der Überwachungskamera entdeckt wurde. Wahrscheinlich versuchte er, Laute von sich zu geben, ohne zu riskieren, dass sich die Granate vom Klebeband löste. Die Obduktion ergab, dass in seinem Hals Blutgefäße

geplatzt waren und er sich in die Wange gebissen hatte.
Die Tür zur Herrentoilette wurde geöffnet, und eine Schockgranate holperte über den gekachelten Boden, eine Granate, die keine Splitter und Stahlkugeln schleudert wie eine gewöhnliche Handgranate, sondern in geschlossenen Räumen nur eine heftige Druckwelle auslöst. Die Granate explodierte, und Dieter Gramma schlug mit dem Kopf gegen die Rohre und die gekachelte Wand und wurde ohnmächtig. Ein junger Militärpolizist namens Uli Schneider lief mit gezogener Waffe in den Raum. Die Herrentoilette war von der ersten Granate noch voller Rauch, und der junge Militärpolizist benötigte deshalb eine Sekunde zu lange, um zu begreifen, welche Folgen seine Berührung der Stahlleine haben würde.
Die Granate wurde von Dieter Grammas Körper weggezogen, und der Schalthebel federte hoch. Die Handgranate blieb an der Schlaufe unter seinem Kinn hängen, rutschte ein wenig herab, weil er ohnmächtig war, und explodierte mit schrecklichen Folgen.

88

Die Besucherin

Joona Linna, Saga Bauer und Penelope Fernandez fahren in einem gepanzerten Einsatzwagen durch Stockholm, lassen das Botschaftsviertel hinter sich, verlassen es auf dem Strandvägen, parallel zum glitzernden Wasser.
»Ich hatte ihn gesehen«, sagt Penelope. »Ich wusste, dass er niemals aufgeben würde, er hätte mich gejagt, immer weiter gejagt …«
Sie verstummt und starrt ins Leere.
»Und mich schließlich getötet«, sagt sie.
»Ja«, erwidert Saga.
Penelope schließt die Augen, sitzt einfach nur da und spürt die sanften Bewegungen des Wagens. Sie fahren an dem beeindruckenden Mahnmal zum Gedenken an Raoul Wallenberg vorbei. Wie schäumende Wellen oder hebräische Schrift, die über die Erde weht.
»Wer war er?«, fragt Penelope. »Wer war der Mann, der mich gejagt hat?«
»Ein Profikiller«, antwortet Joona.
»Weder bei Europol noch bei Interpol liegt etwas über ihn vor«, bemerkt Saga.
»Ein Profikiller«, wiederholt Penelope langsam. »Dann hat ihn also jemand beauftragt?«
»Ja«, antwortet Saga. »Das steht außer Frage, aber wir werden keine Verbindung zu seinem Auftraggeber finden können.«
»Raphael Guidi?«, fragt Penelope leise. »War er es? Oder Agathe al-Haji?«
»Wir denken, dass es Raphael Guidi gewesen ist«, meint Saga. »Denn für Agathe al-Haji spielt es im Grunde keine Rolle, ob Sie als Zeugin aussagen, dass sie versucht, Munition zu kaufen …«
»Es ist ja kein Geheimnis, was sie da treibt«, ergänzt Joona.
»Dann hat also Raphael Guidi einen Mörder geschickt, aber … was will er? Wissen Sie das? Geht es bei dem allen nur um das Foto?«
»Raphael Guidi glaubt vermutlich, dass Sie die Fotografin sind, er

glaubt, dass Sie eine Zeugin sind und Dinge gesehen und gehört haben, die ihn entlarven könnten.«
»Glaubt er das immer noch?«
»Wahrscheinlich.«
»Dann wird er einen neuen Mörder schicken?«
»Das befürchten wir«, antwortet Saga.
»Wie lange werde ich unter Polizeischutz stehen, bekomme ich eine neue Identität?«
»Wir werden die Sache noch durchsprechen müssen, aber …«
»Man wird mich jagen, bis ich nicht mehr die Kraft habe weiterzulaufen«, sagt Penelope.
Sie kommen am Nobelkaufhaus NK vorbei und sehen drei Jugendliche, die vor dem eleganten Haupteingang in einen Sitzstreik getreten sind.
»Er wird nicht aufgeben«, bestätigt Joona. »Deshalb müssen wir das Geschäft auffliegen lassen, denn wenn uns das gelingt, gibt es für ihn keinen Grund mehr, Sie zu verfolgen.«
»An Raphael Guidi kommen wir nicht heran, das ist uns bewusst«, sagt Saga. »Aber hier in Schweden können wir verdammt viel tun, und das werden wir ihn spüren lassen …«
»Was denn?«
»Als Erstes werden wir das Geschäft stoppen«, erklärt Saga. »Denn ohne Axel Riessens Ausfuhrgenehmigung wird das Containerschiff den Hafen von Göteborg nicht verlassen.«
»Und was macht Sie so sicher, dass er die Papiere nicht unterzeichnen wird?«
»Das würde er niemals tun«, antwortet Joona. »Weil er genauso viel über die Sache weiß wie wir.«
»Gut«, flüstert Penelope.
»Wir stoppen das Geschäft, und als Nächstes schnappen wir uns Pontus Salman und alle anderen, die in die Sache verwickelt sind«, meint Saga.
Es wird still im Auto.
»Ich muss meine Mutter anrufen«, sagt Penelope nach einer Weile.
»Nehmen Sie mein Handy.«
Penelope nimmt Sagas Handy, scheint zu zögern, wählt dann jedoch eine Nummer und wartet.
»Hallo Mama, ich bin’s, Penny. Dieser Mann, der …«

»Penny, es klingelt gerade an der Tür, ich muss …«
»Mama, warte«, unterbricht Penelope sie gestresst. »Wer klingelt denn jetzt bei dir?«
»Keine Ahnung, wieso?«
»Erwartest du jemanden?«
»Nein, aber …«
»Du darfst die Tür nicht aufmachen«, unterbricht Penelope sie.
Ihre Mutter sagt etwas und legt das Telefon fort. Penelope hört ihre Schritte auf dem Fußboden und dass es noch einmal klingelt. Die Tür wird geöffnet, und sie hört Stimmen. Penelope weiß nicht, was sie tun soll. Sie sieht Saga und Joona an, die sie aufmerksam beobachten. Es knistert in der Leitung und hallt seltsam, dann hört man erneut die Stimme ihrer Mutter.
»Bist du noch da, Penny?«
»Ja.«
»Hier ist jemand, der dich sprechen möchte«, sagt ihre Mutter.
»Der mich sprechen möchte?«
Penelope befeuchtet ihre Lippen.
»Okay, Mama. Gib das Telefon weiter.«
Es knistert in der Leitung, dann hört Penelope eine Frau ihren Namen sagen.
»Penelope Fernandez?«
»Ja«, antwortet sie.
»Wir müssen uns treffen.«
»Mit wem spreche ich?«, erkundigt sich Penelope.
»Ich habe Ihnen das Foto geschickt.«
»Ich habe kein Foto bekommen«, antwortet Penelope.
»Gute Antwort«, entgegnet die Frau. »Wir kennen uns nicht, aber ich bin diejenige gewesen, die Ihnen das Foto geschickt hat.«
Penelope schweigt.
»Ich muss Sie noch heute treffen, so schnell wie möglich«, fährt die Frau fort. »Ich habe Ihnen ein Bild von vier Personen in einer Loge geschickt, ich habe das Foto heimlich am dreizehnten November 2009 gemacht. Eine der vier Personen darauf ist mein Mann, Pontus Salman.«

89

Das Treffen

Pontus Salmans Haus steht im Roskullsvägen auf der Insel Lidingö vor den Toren Stockholms. Es ist eine Villa aus den Sechzigerjahren, die zwar etwas in die Jahre gekommen ist, aber noch zeittypische Qualität ausstrahlt. Sie parken in der gepflasterten Garagenauffahrt und steigen aus. Jemand hat mit Kreide einen kindlichen, stilisierten Penis auf das große Garagentor gemalt.
Sie einigen sich darauf, dass Joona mit Penelope im Auto warten wird, während Saga zum Eingang geht. Die Tür steht offen, aber Saga betätigt trotzdem die große Klingel in Form eines Löwenhaupts. Ein harmonischer Dreiklang ertönte aber es passiert nichts. Saga zieht ihre Glock, kontrolliert das Magazin, entsichert die Pistole, klingelt ein zweites Mal und betritt das Haus.
Es ist ein Souterrainhaus, und hinter dem Eingangsflur öffnet sich ein großer Wohnraum mit Küchenbereich und Esszimmer. Durch hohe Fensterfronten hat man eine hinreißende Aussicht auf den Sund vor Lidingö.
Saga durchquert die Küche, geht die Treppe hinunter und hört auf einmal Musik hinter einer Tür, an der die Buchstaben R & R auf einem Messingschild prangen. Sie öffnet die Tür, woraufhin die Musik deutlicher zu hören ist, es ist Verdis Oper »La Traviata« mit Joan Sutherland. Am Ende eines gekachelten Korridors erblickt sie das bläulich glitzernde Schimmern eines beleuchteten Schwimmbeckens. Saga schleicht sich näher heran, versucht, hinter der Musik etwas zu hören. Sie erahnt Schritte, nackte Füße auf nassem Klinker.
Sie hält ihre Waffe verdeckt am Körper, geht weiter, sieht schemenhaft Rohrmöbel und Palmenblätter. Die Luft ist warm und feucht. Es riecht immer intensiver nach Chlor und Jasmin. Sie erreicht ein großes Becken aus hellblauen Kacheln mit einer Glasfront zum Garten und zum Wasser des Sunds. Eine schlanke Frau von etwa fünfzig Jahren steht in einem goldenen Badeanzug und mit einem Glas Weißwein in der Hand an einer Theke. Als sie Saga sieht, stellt sie das Glas ab und geht ihr entgegen.

»Hallo, ich heiße Saga Bauer.«
»Welche Agentur?«
»Staatsschutz.«
Lachend küsst die Frau Sagas Wangen und stellt sich anschließend als Marie-Louise Salman vor.
»Haben Sie einen Badeanzug dabei?«, fragt sie und kehrt zur Bar zurück. Ihre Füße hinterlassen auf den terracottafarbenen Kacheln länglich schmale Abdrücke. Ihr Körper ist schlank, und sie wirkt durchtrainiert. Ihre Art zu gehen ist eine Demonstration, als wollte sie Saga die Chance geben, sie zu beobachten.
Marie-Louise Salman nimmt ihr Glas, dreht sich um und wirft einen neugierigen Blick auf Saga, wie um sich zu vergewissern, dass deren Augen ihr gefolgt sind.
»Ein Glas Sancerre?«, fragt sie in ihrem kühlen Tonfall.
»Nein, danke«, antwortet Saga.
»Ich schwimme, um in Form zu bleiben, auch wenn ich nicht mehr so oft als Model arbeite. Man bekommt schnell eine narzisstische Störung in dieser Branche. Nun ja, aber das wissen Sie ja selbst. Es ist ein mieses Gefühl, dass einem keiner mehr Feuer anbietet.«
Marie-Louise Salman beugt sich vor und flüstert theatralisch:
»Ich habe eine Affäre mit dem jüngsten Burschen bei Chippendales. Wissen Sie, wer das ist? Egal, die sind eh alle schwul.«
»Ich bin hier, um über ein Foto zu sprechen, dass Sie …«
»Ich wusste doch, dass er den Mund nicht halten kann«, platzt Marie-Louise Salman heraus.
»Wer?«
»Jean-Paul Gaultier.«
»Der Designer?«, fragt Saga.
»Ja, der Designer mit dem gestreiften Top, der Designer mit den goldenen Bartstoppeln und dem hässlichen kleinen Mund. Er hasst mich immer noch. Ich wusste es.«
Saga lächelt Marie-Louise Salman geduldig an und reicht ihr fragend den Bademantel, als sie sieht, dass die Frau eine Gänsehaut bekommt.
»Ich friere gern … es lässt mich schön aussehen. Jedenfalls meinte Depardieu das im Frühjahr zu mir oder … jetzt erinnere ich mich nicht mehr – vielleicht war es auch dieser süße Reno, der das gesagt hat.

Egal.«
Plötzlich hört man Schritte in dem Gang, der zum Pool führt.
Marie-Louise Salman wirkt auf einmal nervös und sieht sich nach einem Fluchtweg um.
»Hallo?«, sagt eine Frau.
»Saga«, ruft Joona.
Saga tritt einen Schritt vor und sieht Joona und Penelope mit einer Frau um die fünfzig mit dunklen Haaren und einer eleganten Pagenfrisur in den Poolraum kommen.
»Marie-Louise«, sagt die Frau mit einem besorgten Lächeln. »Was tust du denn hier?«
»Ich wollte nur ein bisschen schwimmen«, antwortet die andere Frau.
»Musste mich zwischen den Beinen ein wenig abkühlen.«
»Du weißt doch, dass du vorher anrufen sollst.«
»Stimmt, entschuldige, das hatte ich ganz vergessen.«
»Marie-Louise ist die Schwester von Pontus, meine Schwägerin«, erläutert die Frau, wendet sich anschließend Saga zu und stellt sich vor:
»Veronique Salman.«
»Saga Bauer, Staatsschutz.«
»Wir setzen uns in die Bibliothek«, sagt Veronique Salman und geht durch den Korridor zurück.
»Darf ich schwimmen, wenn ich schon einmal hier bin?«, ruft Marie-Louise.
»Aber nicht nackt«, antwortet Veronique, ohne sich umzudrehen.

90

Die Fotografin

Saga, Joona und Penelope begleiten Veronique Salman durch die verschiedenen Zimmer des Erdgeschosses in die Bibliothek. Ein relativ enger Raum mit kleinen, in Blei eingefassten Fensterscheiben in Gelb, Braun und Rosa, Büchern hinter Glas, braunen Ledermöbeln, einem offenen Kamin und einem Samowar aus Messing.
»Sie müssen entschuldigen, wenn ich Ihnen nichts anbiete, aber ich habe es ziemlich eilig, ich verreise in einer Stunde …«
Veronique Salman schaut sich nervös um und streicht mit der Hand über ihren Rock, ehe sie weiterspricht.
»Ich muss … ich sage nur, was ich sagen muss«, sagt sie gedämpft. »Ich werde nicht als Zeugin aussagen; falls Sie versuchen sollten, mich zu einer Zeugenaussage zu zwingen, werde ich ohne Rücksicht auf mögliche Konsequenzen alles leugnen, was ich gesagt habe.«
Sie will einen Lampenschirm gerade rücken, aber ihre Hand zittert so sehr, dass der Schirm erst recht schief hängt.
»Ich reise ohne Pontus, er wird mich nicht begleiten«, sagt sie mit gesenktem Blick. Ihr Mund zittert, und sie sammelt sich einige Sekunden, ehe sie weiterspricht.
»Frau Fernandez«, sagt sie und sieht Penelope in die Augen. »Wissen Sie, ich kann verstehen, dass Pontus in Ihren Augen Abschaum ist, aber das ist er nicht, das ist er wirklich nicht.«
»Ich habe auch gar nicht gesagt …«
»Warten Sie bitte«, unterbricht Veronique Salman sie. »Ich möchte nur sagen, dass ich meinen Mann liebe, aber dass ich … dass ich nicht mehr weiß, was ich davon halten soll, was er tut. Früher habe ich mir gesagt, dass die Menschen immer schon mit Waffen gehandelt haben. Waffenhandel hat es gegeben, solange es Menschen gegeben hat. Ich meine das nicht als Entschuldigung. Ich habe mich im Außenministerium jahrelang mit Sicherheitspolitik beschäftigt. Und wenn man sich mit diesen Fragen auseinandersetzt, muss man akzeptieren, dass es noch ein weiter Weg ist bis zur Utopie von einer Welt ohne bewaffnete Konflikte.

In der Praxis kommt kein Land in der Welt ohne Armee aus, aber … es gibt Nuancen, so denke ich mir das …«
Sie geht zur Tür, öffnet sie, schaut hinaus und schließt sie wieder.
»Waffen in kriegsführende Länder zu exportieren, in einen Konfliktherd, Unruhen weiter zu schüren, indem man ihnen immer mehr Waffen zuführt, so etwas darf man nicht tun.«
»Nein«, flüstert Penelope.
»Ich verstehe den Geschäftsmann Pontus«, fährt Veronique Salman fort. »Denn Silencia brauchte diesen Auftrag wirklich sehr. Der Sudan ist ein großes Land mit unsicherem Munitionsnachschub für seine Sturmgewehre, sie benutzen fast ausschließlich Fabrique Nationale, und Belgien liefert allem Anschein nach keine Munition. Die Augen der Welt sind auf das Land gerichtet, Schweden ist dagegen niemals Kolonialmacht gewesen, wir genießen einen guten Ruf in der Region und so weiter. Pontus sah die Chance, und als der Bürgerkrieg im Sudan vorbei war, handelte er schnell. Raphael Guidi vermittelte das Geschäft. Sie wollten den Vertrag unterzeichnen. Es war alles vorbereitet, als der Internationale Strafgerichtshof in Den Haag wegen der Verwicklung in den Völkermord der Miliz in Darfur auf einmal einen Haftbefehl gegen Präsident al-Bashir ausstellte.«
»Ein Export würde gegen internationales Recht verstoßen«, erläutert Saga.
»Das wussten natürlich alle, aber Raphael blies das Geschäft trotzdem nicht ab, er meinte nur, er habe neue Interessenten gefunden. Es dauerte ein paar Monate, aber dann erklärte er, die kenianische Armee werde als Geschäftspartner einspringen. Ich versuchte, mit Pontus zu sprechen, ihm zu sagen, dass die Munition ganz offensichtlich für den Sudan bestimmt sei, aber Pontus antwortete nur, Kenia habe die Gelegenheit beim Schopf ergriffen, weil es ein gutes Geschäft sei und das Land Munition brauche. Ich weiß nicht, ob er das selbst geglaubt hat, ehrlich gesagt denke ich es nicht, aber er schob die ganze Verantwortung auf Carl Palmcrona und die Staatliche Waffenkontrollbehörde. Wenn Palmcrona eine Ausfuhrgenehmigung ausstellt, ist alles in bester Ordnung, meinte er und …«
»Damit macht man es sich aber leicht«, wirft Penelope ein.
»Deshalb habe ich das Foto gemacht, ich wollte wissen, wer in dieser

Loge saß, ich bin einfach hineingegangen und habe mit meinem Handy ein Bild geschossen, gesagt, ich würde versuchen zu telefonieren, Pontus habe ich erzählt, mir ginge es nicht gut, deshalb würde ich ein Taxi ins Hotel nehmen.«
»Das war mutig«, sagt Penelope.
»Ich wusste ja gar nicht, wie gefährlich es war, sonst hätte ich es mit Sicherheit nicht getan«, sagt Veronique. »Ich war wütend auf Pontus und wollte ihn dazu bringen, sich zu ändern. Ich verließ die Alte Oper mitten im Konzert und sah mir das Bild im Taxi an. Und was ich sah, war reiner Wahnsinn. Die Käuferseite wurde von Agathe al-Haji repräsentiert, sie ist die Sicherheitsberaterin des sudanesischen Präsidenten, ich meine, die Munition würde doch direkt in diesen Bürgerkrieg gepumpt werden, von dem keiner etwas hören will.«
»Völkermord«, flüstert Penelope.
»Als wir nach Hause kamen, sagte ich Pontus, dass er einen Rückzieher machen muss … Ich werde niemals seinen Blick vergessen, als er mich ansah und meinte, das gehe nicht. Er habe einen Paganini-Vertrag geschlossen, erklärte er, und als ich seinen Blick sah, bekam ich Angst. Er war vor Furcht wie gelähmt. Ich wagte es nicht, das Bild auf meinem Handy zu behalten, also druckte ich es aus, löschte es von Speicherkarte und Festplatte und schickte es Ihnen zu.«
Mit hängenden Armen und resigniertem Gesicht steht Veronique Salman vor Penelope.
»Ich wusste nicht, was passieren würde«, sagt sie leise. »Woher sollte ich das wissen? Es tut mir unendlich leid, ich kann Ihnen gar nicht sagen …«
Für einen Moment wird es still im Raum, in der Ferne hört man das Rauschen des Pools.
»Was ist ein Paganini-Vertrag?«, fragt Joona.
»Raphael Guidi besitzt mehrere Geigen von unschätzbarem Wert«, sagt Veronique. »Er sammelt Instrumente, auf denen Paganini vor mehr als hundert Jahren gespielt hat. Manche Geigen bewahrt er zu Hause auf, andere leiht er herausragenden Musikern und …«
Ehe sie weiterspricht, streicht sie sich nervös übers Haar.
»Das mit Paganini … also ganz habe ich es nicht verstanden, aber Pontus sagt, dass Raphael Paganini mit dem Vertrag in Verbindung bringt, er

sagt immer, seine Verträge seien ewig gültig, darum geht es ihm. Es werden keine Papiere unterzeichnet, es … Pontus hat mir erzählt, Raphael habe alles vorbereitet. Er habe alle Zahlen im Kopf, kenne die Logistik, wie und wann das Geschäft durchgeführt werden solle. Er erklärte jedem Einzelnen, was von ihm verlangt wurde und wie viel er an dem Geschäft verdienen würde. Wenn man seine Hand geküsst hat, gibt es keinen Ausweg mehr, keine Möglichkeit zur Flucht, keinen Schutz, nicht einmal die Chance zu sterben …«
»Warum nicht?«, fragt Joona.
»Das ist Raphael … ich weiß nicht, er … es ist so grauenvoll«, sagt sie mit zitterndem Mund. »Es gelingt ihm, allen Beteiligten zu entlocken, wie sie … wie sie sich ihren schlimmsten Albtraum vorstellen.«
»Wie bitte?«, sagt Saga.
»Das waren Pontus' Worte, er meinte, Raphael besitze diese Fähigkeit«, antwortet Veronique Salman.
»Aber was meint er mit Albtraum?«, will Joona wissen.
»Ich habe Pontus gefragt, ob er Raphael etwas erzählt hat, natürlich habe ich ihm diese Frage gestellt«, erwidert sie mit gequältem Gesicht. »Aber er wollte mir nicht antworten, ich weiß nicht, was ich glauben soll.«
Es wird still in der Bibliothek. Unter den Armen von Veronique Salmans Bluse haben sich Schweißflecken gebildet.
»Sie können Raphael Guidi nicht aufhalten«, sagt sie nach einer Weile und sieht Joona in die Augen. »Aber Sie müssen dafür sorgen, dass diese Munition niemals Darfur erreicht.«
»Das werden wir«, versichert Saga.
»Sie müssen wissen … dass die Unruhe nach der Wahl im Sudan nicht in einer Katastrophe endet, liegt vor allem daran, dass es an Munition fehlt, es … wenn der Bürgerkrieg wieder aufflammt, werden die Hilfsorganisationen Darfur verlassen.«
Veronique Salman sieht auf die Uhr, sagt an Joona gewandt, dass sie bald zum Flughafen fahren muss, geht zum Fenster und blickt verträumt durch das farbige Glas.
»Mein Freund ist tot«, sagt Penelope und wischt sich Tränen von den Wangen. »Meine Schwester ist tot, ich weiß nicht, wie viele Menschen noch.«
Veronique Salman dreht sich zu ihr um.

»Frau Fernandez, ich wusste nicht, was ich tun sollte, ich hatte dieses Foto, ich dachte, wenn überhaupt jemand die Personen in der Loge erkennen würde, dann Sie. Ich dachte, dass Sie verstehen würden, was es heißt, dass Agathe al-Haji Munition kauft, Sie sind doch in Darfur gewesen, Sie haben Kontakte dort, Sie sind Friedensaktivistin und …«
»Aber Sie haben sich geirrt«, unterbricht Penelope sie. »Sie haben das Foto der Falschen geschickt, ich wusste, wer Agathe al-Haji ist, aber ich hatte keine Ahnung, wie sie aussieht.«
»Ich konnte die Aufnahme doch nicht der Polizei oder einer Zeitungsredaktion schicken, dort hätte niemand ihre Bedeutung erkannt, nicht ohne Erklärungen, und ich konnte die Umstände nicht erläutern, wie hätte ich das tun sollen, das wäre undenkbar gewesen, denn eins war mir klar, man durfte mich nicht mit dem Bild in Verbindung bringen, deshalb habe ich es Ihnen geschickt, ich wollte jede Spur davon entfernen, und ich wusste, dass ich meine Verbindung zu dem Foto niemals enthüllen durfte.«
»Trotzdem haben Sie genau das jetzt getan«, sagt Joona.
»Ja, denn ich … ich …«
»Warum?«, fragt er. »Warum haben Sie es sich anders überlegt?«
»Weil ich das Land verlasse und …«
Sie verstummt und blickt auf ihre Hände hinab.
»Was ist passiert?«
»Nichts«, antwortet sie unter Tränen.
»Sie können es uns erzählen«, sagt Joona.
»Nein, das …«
»Keine Sorge«, flüstert Saga.
Veronique Salman wischt sich die Tränen von ihren Wangen und schaut auf.
»Pontus hat mich aus unserem Sommerhaus angerufen und nur geweint und um Verzeihung gebeten, und ich weiß nicht, was er mit alldem gemeint hat, aber jedenfalls sagte er, er würde alles tun, um nicht mit ansehen zu müssen, dass sein Albtraum in Erfüllung geht.«

91

Ein letzter Ausweg

Ein Ruderboot aus lackiertem Mahagoniholz schaukelt auf dem Malmsee im Windschatten einer großen Landzunge. Aus östlicher Richtung weht eine sehr sanfte Brise, die schwachen Düngergeruch von den umliegenden Bauernhöfen übers Wasser trägt. Pontus Salman hat die Ruder hochgelegt, aber das Boot ist in einer Stunde kaum mehr als zehn Meter weit getrieben. Er denkt, wenn ihm klar gewesen wäre, dass es so lange dauern würde, sich zu erschießen, hätte er etwas zu trinken mitgenommen.
Die doppelläufige Schrotflinte liegt auf seinen Oberschenkeln.
Die einzigen Geräusche sind das Gluckern des Wassers gegen den Rumpf und das schwache Säuseln des Winds in den Laubmassen der Bäume.
Er schließt kurz die Augen, atmet einige Male, öffnet die Augen wieder und stellt den Gewehrkolben auf dem Boden ab und sorgt dafür, dass er auf dem Holz Halt findet. Seine Hand hält den sonnenwarmen Lauf, und er probiert, die Mündung auf seine Stirn zu richten.
Als er daran denkt, dass die Schrotladung ihm den ganzen Kopf abreißen wird, überkommt ihn Übelkeit.
Seine Hände zittern so sehr, dass er einen Moment warten muss. Er sammelt sich und richtet die Mündung stattdessen auf sein Herz.
Die Schwalben fliegen wieder tief, dicht über der Wasseroberfläche jagen sie Insekten.
Heute Nacht wird es wahrscheinlich regnen, denkt er.
Der weiße Kondensstreifen eines Flugzeugs zeichnet sich am Himmel ab, und Pontus Salman denkt erneut an seinen Albtraum.
Plötzlich kommt es ihm vor, als würde sich der ganze See verdunkeln, als würde das Wasser von unten geschwärzt.
Er wendet sich wieder dem Gewehr zu, nimmt den Lauf in den Mund, spürt ihn über die Zähne reiben, nimmt den metallischen Geschmack wahr.
Er streckt sich nach dem Abzughebel, als er das Motorengeräusch eines

Autos hört. Das Herz rast in seiner Brust. Die unterschiedlichsten Gedanken schießen ihm binnen einer einzigen Sekunde durch den Kopf, dann wird ihm klar, dass es seine Frau sein muss, weil sie die Einzige ist, die weiß, wo er sich aufhält.
Er legt das Gewehr wieder ab, spürt das Blut schnell durch seinen Körper pulsieren und merkt, dass er zittert, während er versucht, zwischen den Bäumen am Haus etwas zu entdecken.
Ein Mann kommt den Pfad zum Bootssteg hinunter.
Pontus Salman braucht eine Weile, um zu erkennen, dass es der Kommissar ist, der in sein Büro gekommen war und ihm Veroniques Foto gezeigt hatte.
Als er Joona Linna schließlich erkennt, wallt eine völlig neue Angst in seinem Inneren auf. Sag, dass es noch nicht zu spät ist, denkt er immer wieder, während er zum Land zurückrudert. Sag, dass es nicht zu spät ist, sag, dass ich nicht mit ansehen muss, wie mein Albtraum in Erfüllung geht, sag, dass es nicht zu spät ist.

*

Pontus Salman rudert bis vor den Steg. Sein Gesicht ist leichenblass, und als Joona ihn bittet heraufzukommen, schüttelt er nur den Kopf. Sorgsam achtet er darauf, genügend Abstand zu halten, als er den Nachen mit umgekehrten Ruderzügen wendet, sodass der Bug seewärts zeigt.
Joona setzt sich auf die rissige, von der Sonne ausgebleichte Holzbank am äußeren Ende des Stegs. Die Wärme an Land lässt die Pflanzen dampfen, und das Wasser gluckert sanft.
»Was wollen Sie?«, fragt Pontus Salman ängstlich.
»Ich habe gerade mit Ihrer Frau gesprochen«, sagt Joona.
»Gesprochen?«
»Ja, und ich …«
»Sie haben mit Veronique gesprochen?«, fragt Pontus Salman besorgt.
»Ich brauche Antworten auf ein paar Fragen.«
»Dazu ist keine Zeit.«
»Das da eilt nicht«, erklärt Joona mit einem Blick auf die Schrotflinte im Boot.
»Was wissen Sie denn schon«, murmelt Pontus Salman.

Die Ruder bewegen sich sachte im Wasser.
»Ich weiß, dass die Munitionslieferung für Kenia in Wahrheit für den Sudan bestimmt ist«, sagt Joona.
Pontus Salman erwidert nichts.
»Ich weiß, dass Ihre Frau das Foto in der Loge gemacht hat.«
Pontus Salman hat den Blick gesenkt, hebt die tropfenden Ruder an und spürt das Wasser bis zu seinen Händen herabrinnen.
»Ich kann das Geschäft nicht mehr aufhalten«, sagt er. »Ich hatte es zu eilig, brauchte den Auftrag …«
»Also haben Sie den Vertrag unterschrieben.«
»Die Sache wäre selbst dann noch wasserdicht, falls sie auffliegen sollte. Jeder konnte behaupten, in gutem Glauben gehandelt zu haben, keiner war schuld.«
»Trotzdem ging es schief«, sagt Joona.
»Ja.«
»Ich hatte eigentlich damit warten wollen, Sie zu verhaften …«
»Weil Sie nichts beweisen können«, sagt Pontus Salman.
»Ich habe zwar noch nicht mit dem Staatsanwalt gesprochen«, fährt Joona fort, »aber ich bin mir sicher, dass wir Ihnen Strafmilderung zusagen können, wenn Sie bereit sind, gegen Raphael Guidi auszusagen.«
»Aussagen, ich werde nicht aussagen«, erklärt Pontus Salman. »Ich merke schon, Sie kapieren das nicht. Ich habe einen sehr speziellen Vertrag unterschrieben, und wenn ich nicht so verdammt feige wäre, hätte ich längst dasselbe getan wie Palmcrona.«
»Wenn Sie aussagen, werden wir Sie beschützen«, sagt Joona.
»Palmcrona ist davongekommen«, flüstert Salman. »Er hat sich erhängt, und jetzt muss sein Nachfolger die Ausfuhrgenehmigung unterzeichnen. Palmcrona wurde für Raphael Guidi vollkommen uninteressant, und so blieb es ihm erspart, seinen Albtraum in Erfüllung gehen zu sehen …«
Salmans lebloses Gesicht verzieht sich auf einmal zu einem Lächeln.
Joona sieht ihn an und denkt, dass dies nicht wahr ist, Palmcrona ist nicht davongekommen, denn sein Sohn ist gestorben, und das war sein Albtraum.
»Eine Psychologin ist unterwegs«, sagt Joona. »Sie wird versuchen, Sie davon zu überzeugen, dass Selbstmord kein Ausweg ist, der …«

Pontus Salman rudert wieder auf den See hinaus.
»Herr Salman, Sie müssen mir ein paar Fragen beantworten«, sagt Joona mit erhobener Stimme. »Sie sagen, der nächste Direktor der Staatlichen Waffenkontrollbehörde wird die Ausfuhrgenehmigung unterzeichnen müssen, aber was passiert, wenn er sich weigert? Kann er sich nicht einfach weigern, einen solchen Paganini-Vertrag zu schließen?«
Pontus Salman hört auf zu rudern, der Nachen gleitet weiter hinaus, die Ruder schleifen durchs Wasser.
»Doch, das kann er«, antwortet er ruhig. »Aber das wird er nicht tun wollen …«

92

Ertappt

Axel Riessen wird davon geweckt, dass auf seinem Nachttisch das Telefon klingelt. Erst gegen Morgen ist er neben Beverlys verschwitztem Körper eingeschlafen.
Nun betrachtet er ihr junges Gesicht und erkennt erneut Gretas Züge darin, ihren Mund und ihre Lider.
Beverly flüstert etwas im Schlaf und dreht sich auf den Bauch. Axel spürt beim Anblick ihres zierlichen kleinen Körpers, ihres herzzerreißend jungen Körpers eine Welle der Zärtlichkeit in sich aufwallen.
Er setzt sich im Bett auf und streckt sich nach dem dünnen Buch »Die Panne« von Friedrich Dürrenmatt, als es plötzlich an die Schlafzimmertür klopft.
»Warte«, sagt Axel in dem Moment, als Robert das Zimmer betritt.
»Ich habe gedacht, du wärst schon wach«, sagt sein Bruder. »Ich würde gerne deine Meinung zu einem neuen Instrument hören, das ich …«
Robert erblickt Beverly und bleibt abrupt stehen.
»Axel«, stammelt er. »Was geht hier vor, Axel?«
Beverly wird von seiner Stimme geweckt. Als sie Robert sieht, versteckt sie sich unter der Decke. Axel steht auf und wirft sich den Morgenmantel über, aber Robert weicht vor ihm zurück.
»Der Teufel soll dich holen«, sagt er leise. »Der Teufel soll dich …«
»Es ist nicht so wie du …«
»Hast du sie missbraucht?«, schreit Robert beinahe. »Ein krankes Mädchen?«
»Ich kann dir das erklären«, sagt Axel.
»Du Schwein«, flüstert Robert und packt ihn, reißt ihn zur Seite.
Axel verliert das Gleichgewicht, schlägt mit dem Arm eine Lampe zu Boden. Robert weicht aus dem Zimmer zurück.
»Warte«, sagt Axel und folgt ihm. »Mir ist schon klar, wie das jetzt aussieht, aber du irrst dich. Du kannst sie fragen, wenn …«
»Ich fahre mit ihr zur Polizei«, sagt Robert. »Ich hätte niemals geglaubt,

dass du …«
Vor Entrüstung versagt ihm die Stimme, seine Augen füllen sich mit Tränen.
»Ich bin kein Pädophiler«, versucht Axel mit gedämpfter Stimme zu erklären. »Das musst du verstehen. Ich brauche nur …«
»Du brauchst es nur, dich an Kindern zu vergreifen«, unterbricht Robert ihn und sieht völlig verzweifelt aus. »Du nutzt einen anderen Menschen aus, obwohl du versprochen hast, dich um sie zu kümmern und sie zu beschützen.«
Axel bleibt in der Bibliothek vor ihm stehen. Robert lässt sich schwer auf die Couch fallen, sieht seinen Bruder an und versucht, mit fester Stimme zu sprechen:
»Axel, dir ist doch wohl klar, dass ich mit ihr zur Polizei gehen muss«, sagt er.
»Ja«, antwortet Axel. »Das ist mir klar.«
Robert bringt es nicht über sich, seinen Bruder anzusehen, er streicht sich über den Mund und seufzt.
»Am besten tue ich das direkt«, sagt er.
»Ich gehe sie holen«, sagt Axel und geht ins Schlafzimmer.
Beverly sitzt im Bett, lächelt und wackelt mit den Zehen.
»Zieh dich an«, sagt er ernst. »Du wirst Robert begleiten.«
Als er in den Salon zurückkehrt, steht Robert augenblicklich von der Couch auf. Sie stehen wortlos zusammen, den Blick gesenkt, und warten.
»Du bleibst hier«, sagt Robert leise.
»Ja«, flüstert Axel.
Nach einer Weile kommt Beverly. Sie hat eine Jeans und ein T-Shirt angezogen. Sie ist ungeschminkt und sieht noch jünger aus als sonst.

93

Gretas Tod

Robert fährt schweigend, bremst sanft an einer Ampel und wartet darauf, dass sie grün wird.
»Es tut mir furchtbar leid für dich«, sagt er bedrückt. »Mein Bruder hat gesagt, er würde dir ein Zimmer zur Verfügung stellen, bis du eins in einem Wohnheim bekommst, ich hätte nie geglaubt, dass …«
»Axel ist kein Pädophiler«, sagt sie leise.
»Ich will nicht, dass du ihn verteidigst, das hat er nicht verdient.«
»Er rührt mich nicht an, nur dass du es weißt, so etwas hat er niemals getan.«
»Was tut er denn dann?«
»Er hält mich fest«, antwortet Beverly.
»Hält dich fest?«, wiederholt Robert. »Aber du hast doch gesagt …«
»Er hält mich fest, um schlafen zu können«, sagt sie mit ihrer hellen, unverstellten Stimme.
»Wie meinst du das?«
»Es ist nichts hässlich daran – jedenfalls habe ich nichts in der Art bemerkt.«
Robert seufzt und sagt, sie müsse das alles der Polizei erzählen. In seiner Brust wallt erneut nagende Verzweiflung auf.
»Es geht um seinen Schlaf«, sagt Beverly. »Er kann ohne Tabletten nicht schlafen, aber meine Nähe beruhigt ihn, er wird …«
»Du bist minderjährig«, unterbricht Robert sie.
Beverly sieht durch die Windschutzscheibe. Ein paar schwangere Frauen mit großen Bäuchen gehen plaudernd auf dem Bürgersteig entlang. Eine alte Dame steht ganz still, hat ihr Gesicht der Sonne zugewandt.
»Warum?«, fragt Robert plötzlich. »Warum kann er nachts nicht schlafen?«
»Er sagt, dass es schon ewig so ist.«
»Stimmt, mit den ganzen Schlaftabletten hat er sich die Leber kaputt gemacht.«
»Er hat mir im Krankenhaus davon erzählt«, berichtet Beverly. »Es ging

um etwas, was ihm passiert ist, aber …«
Robert hält an einem Zebrastreifen. Ein Kind verliert seinen Schnuller auf der Straße, die Mutter bemerkt es nicht und geht weiter. Das Kind reißt sich plötzlich los und rennt zurück. Die Mutter schreit entsetzt auf, entdeckt dann aber, dass Robert das Kind gesehen und vorhergesehen hat, was passieren würde. Sie trägt das strampelnde Kind wieder über die Straße.
»Ein Mädchen ist gestorben«, sagt Beverly.
»Wer?«
»Er will nie darüber reden, nur damals, im Krankenhaus …«
Sie verstummt, flicht ihre Finger ineinander und trommelt auf ihren Beinen.
»Erzähl mir, was er gesagt hat«, fordert Robert sie auf.
»Sie waren nachts zusammen, und danach hat sie sich das Leben genommen«, sagt Beverly und schielt zu Robert hinüber. »Ich sehe ihr ähnlich, stimmt's?«
»Ja«, antwortet Robert.
»Im Krankenhaus hat er gesagt, dass er sie umgebracht hat«, flüstert Beverly.
Robert zuckt zusammen und dreht sich erneut zu ihr um.
»Wie meinst du das?«, fragt er.
»Er hat erzählt, dass er etwas getan hat, und dann ist sie gestorben.«
Robert sieht sie mit offenem Mund an.
»Er sagt … er sagt, dass es seine Schuld war?«
»Es war seine Schuld«, fährt Beverly mit dem Kopf nickend fort. »Sie hätten nämlich Geige üben sollen, aber stattdessen haben sie miteinander geschlafen und sie hat geglaubt, dass er sie hereingelegt hat, um den Geigenwettbewerb zu gewinnen.«
»Es war nicht seine Schuld.«
»Doch«, widerspricht sie.
Robert sinkt am Steuer zusammen. Er reibt sich mehrmals mit den Händen übers Gesicht.
»Großer Gott«, flüstert Robert. »Ich muss …«
Der Wagen schert kurz aus, hinter ihm hupt jemand wütend, und Beverly wirft ihm einen besorgten Blick zu.
»Was ist los?«, fragt sie.

»Ich … ich muss ihm etwas erzählen«, fährt Robert fort und beginnt, den Wagen zu wenden. »Ich bin doch hinter der Bühne geblieben, als er spielen sollte, ich weiß, was passiert ist, Greta war vor ihm dran, sie kam zuerst zurück und …«
»Du warst dabei?«
»Warte«, unterbricht Robert sie. »Ich habe alles gehört, ich … Gretas Tod hat nichts mit Axel zu tun …«
Er ist so aufgewühlt, dass er den Wagen erneut anhalten muss, sein Gesicht ist aschfahl, als er sich Beverly zuwendet.
»Entschuldige«, flüstert er. »Aber ich muss einfach …«
»Bist du sicher?«
»Was?«, fragt er und sieht sie an.
»Bist du wirklich sicher, dass es nicht Axels Schuld war?«
»Ja«, antwortet er.
»Aber was ist dann passiert?«
Robert streicht sich Tränen aus den Augen und öffnet in Gedanken versunken die Autotür.
»Gib mir eine Sekunde, ich muss … ich muss mit ihm reden«, sagt er leise, steigt aus und stellt sich auf den Bürgersteig.
Die großen Linden am Sveavägen verbreiten staubend ihre Samen, die in der Sonne über Autos und Menschen tanzen. Auf einmal lächelt Robert in sich hinein, nimmt sein Handy und wählt Axels Nummer. Nach drei Ruftönen verschwindet sein Lächeln, und er kehrt mit dem Telefon am Ohr zum Wagen zurück. Erst als er den Anruf abbricht, um es mit Axels Handynummer zu versuchen, entdeckt er, dass das Auto leer ist, Beverly ist verschwunden. Er schaut sich um, kann sie aber nirgendwo sehen. Der Verkehr rauscht vorbei, Abiturienten fahren in offenen Wagen am Sergels torg vorbei, um ihren Schulabschluss zu feiern. Er schließt die Tür, lässt das Auto an und fährt langsam los, um nach Beverly zu suchen.

94

Raschelndes weißes Plastik

Axel Riessen weiß nicht, wie lange er am Fenster gestanden und Robert und Beverly hinterhergeschaut hat. Seine Gedanken haben sich unablässig in der Vergangenheit bewegt. Er zwingt sich, von seinen Erinnerungen abzulassen, geht stattdessen zur Musikanlage und legt die erste Seite von David Bowies Schallplatte »The Rise and Fall of Ziggy Stardust and the Spiders from Mars« auf und dreht lauter.
»Pushing thru the market square …«
Dann geht Axel zur Hausbar und holt eine der teuersten Flaschen aus seiner Whiskysammlung heraus. Es ist ein Macallan aus dem ersten Kriegsjahr 1939. Er schenkt sich ein kleines Glas ein und setzt sich auf die Couch. Mit gesenktem Blick lauscht er der Musik, der jungen Stimme und dem schlampigen Klavier, und dann steigt ihm der Duft von Eichenfass, schweren Behältern und dunklem Keller, Stroh und Zitrone in die Nase. Er trinkt, und der hochprozentige Schnaps brennt auf den Lippen und füllt seinen Mund. Das Getränk hat seinen Geschmack gehütet, über Generationen, Regierungswechsel, Krieg und Waffenstillstand hinweg.
Vielleicht ist es besser so, denkt Axel, vielleicht erhält Beverly nach diesem Zwischenfall die Hilfe, die sie benötigt. Er hat die spontane Eingebung, seinen Bruder anzurufen und ihm zu sagen, dass er ihn liebt, verzieht angesichts dieses pathetischen Gedankens jedoch den Mund. Er wird sich nicht das Leben nehmen, er wird sich dem stellen, was in diesem Moment auf ihn zukommt, und versuchen, auf den Beinen zu bleiben.
Er nimmt seinen Whisky ins Schlafzimmer mit und betrachtet das ungemachte Bett. Er hört gerade noch, wie sein Handy in dem Jackett vibriert, das über einem Stuhlrücken hängt, als knarrende Schritte im Salon ihn dazu veranlassen, sich umzudrehen.
»Beverly«, sagt er erstaunt.
Ihr Gesicht ist staubig, und sie hält eine Pusteblume in der Hand.
»Ich wollte nicht mit der Polizei sprechen …«

»Wo ist Robert?«
»Zurück bin ich getrampt«, sagt sie. »War nicht schlimm, ist gut gegangen …«
»Warum tust du so was? Du hättest …«
»Sei mir nicht böse, ich habe nichts Falsches gemacht, ich muss dir nur was total Wichtiges erzählen …«
Das Telefon in seinem Jackett klingelt erneut.
»Warte mal, Beverly, ich muss kurz das Gespräch annehmen …«
Er wühlt in den Taschen, findet das Handy und meldet sich schnell.
»Axel Riessen.«
Er hört eine ferne Stimme:
»Hallo?«
»Hallo«, erwidert Axel.
»Hier spricht Raphael Guidi«, sagt die Stimme in einem dunklen, sperrigen Englisch. »Ich muss mich für die schlechte Verbindung entschuldigen, aber ich bin auf See.«
»Kein Problem«, antwortet Axel höflich und sieht, dass Beverly sich aufs Bett setzt.
»Ich werde gleich zur Sache kommen«, sagt Raphael Guidi. »Ich rufe an, um mich zu erkundigen, ob Sie schon dazu gekommen sind, die Ausfuhrgenehmigung für Kenia zu unterschreiben. Ich bin eigentlich davon ausgegangen, dass das Containerschiff zum jetzigen Zeitpunkt bereits ausgelaufen sein würde.«
Axel hält das Telefon ans Ohr, geht in den Salon, hört aber nichts als seine eigenen Atemzüge. Er denkt an das Foto von Raphael Guidi, Carl Palmcrona, Agathe al-Haji und Pontus Salman. An Palmcrona, der sein Champagnerglas in der Hand hält und mit gebleckten Zähnen lacht.
»Sind Sie noch da?«, fragt Raphael Guidi über die knisternde Leitung.
»Ich werde diese Ausfuhrgenehmigung nicht unterschreiben«, antwortet Axel kurz, und ihm läuft ein kalter Schauer über den Rücken.
»Vielleicht kann ich Sie ja noch umstimmen«, sagt Guidi. »Sie sollten darüber nachdenken, ob ich Ihnen etwas anbieten kann, das Sie …«
»Sie haben nichts, was ich haben will.«
»Ich denke, da irren Sie sich; wenn ich einen Vertrag schließe, dann …«
Axel drückt das Gespräch fort, und es wird still. Er steckt das Handy wieder in die Jacketttasche und wird von starkem Unbehagen, einer

Vorahnung, übermannt, und geht auf die Tür zu dem Flur zu, der ins Treppenhaus führt. Als er aus dem Fenster sieht, bemerkt er eine Bewegung im Park, einen durchsichtigen Schatten zwischen den Sträuchern am Haus. Axel wendet sich dem zweiten Fenster zu, sieht aber nichts. Es klirrt in der unteren Etage, als wäre in der Sonne eine kleine Glasscheibe gesprungen. Axel denkt, dass das völlig absurd ist, begreift aber trotzdem, was vorgeht. Sein Herz schlägt sehr schnell, sein Körper setzt Adrenalin frei, und er ist extrem konzentriert und bewegt sich so schnell er kann, ohne zu rennen. Er eilt zu Beverly ins Schlafzimmer zurück. Angenehmes Sonnenlicht strömt durch den Spalt zwischen den Vorhängen herein. Wie eine Wand aus grobem Glas quer durch das Zimmer und bis zu Beverlys Füßen. Sie hat sich ausgezogen und mit Dürrenmatts kurzer Novelle auf dem Bauch in das ungemachte Bett gelegt.
»Axel«, sagt sie, »ich bin hergekommen, um dir was zu erzählen …«
»Hab keine Angst«, unterbricht er sie gefasst »aber du musst dich unter dem Bett verstecken. Tu es und bleib dort mindestens eine Stunde liegen.«
Sie reagiert auf der Stelle, stellt keine Fragen, kriecht einfach unters Bett. Er hört schnelle Schritte die Treppe heraufkommen. Es müssen mindestens zwei sein, denkt er. Auf dem Sessel liegen Beverlys Jeans und T-Shirt. Er läuft hin und wirft die Kleider unters Bett. Sein Herz rast, er schaut sich um und weiß nicht, was er tun soll. Wirre Gedanken schießen ihm durch den Kopf. Er zieht sein Handy aus dem Jackett und eilt aus dem Schlafzimmer in den Salon. Hinter sich hört er Schritte, die sich im Flur zur Bibliothek bewegen. Mit zitternden Händen klappt er das Telefon auf und hört den Fußboden knarren, als jemand mit federnden Schritten läuft. Zum Telefonieren ist es zu spät. Er versucht, das Fenster zur Straße zu erreichen, um dort um Hilfe zu rufen, aber jemand packt sein rechtes Handgelenk und presst gleichzeitig etwas Kühles an seinen Hals. Er weiß nicht, dass es eine Elektroschockpistole ist. 69 000 Volt schießen in seinen Körper. Man hört ein elektrisches Knistern, aber Axel spürt nur eine Reihe kräftiger Schläge, als hämmere ihm jemand mit einem Eisenrohr gegen den Hals. Er hört nicht, dass er schreit, denn sein Gehirn erlischt und die Außenwelt verschwindet. Als er in kurzen Schüben wieder zu Bewusstsein kommt, haben die Männer

bereits seinen Mund zugeklebt. Er liegt auf dem Boden, und sein Körper zuckt in Spasmen, Arme und Beine zittern. Wie einen brennenden Biss am Hals spürt er den Schmerz mit all seiner Kraft. Er kann sich nicht verteidigen, seine Muskeln sind gelähmt. Mit kraftvoller, sachlicher Schroffheit packen die beiden Männer seine Arme, Schenkel und Fußknöchel und rollen ihn in weißes Plastik ein. Es raschelt sanft, und er denkt, dass er ersticken wird, aber die Luft wird nicht knapp. Sie umwickeln ihn mit Klebeband und heben ihn anschließend hoch. Er versucht, sich zu winden, aber es ist zwecklos, er hat keine Kontrolle über seine Muskeln. Die beiden Männer tragen ihn seelenruhig die Treppe hinunter, ins Freie und in einen wartenden Transporter.

95

Verschwunden

Joona versucht, Pontus Salman zur Umkehr zu bewegen, dessen Boot weiter auf den See hinausgleitet. Joona läuft vom Steg aus die Böschung hinauf und begegnet der Psychologin und den beiden Kollegen aus Södertälje. Er führt sie zum Steg hinunter und weist sie an, vorsichtig zu sein, obwohl er nicht glaubt, dass Pontus Salman sich oder anderen etwas antun wird.
»Halten Sie ihn nur fest, ich melde mich, so schnell ich kann«, sagt er und eilt zum Auto zurück.
Als Joona die Brücke über die Bucht Fittjaviken überquert, denkt er an Pontus Salman zurück, der in seinem Ruderboot saß und sich so sicher war, dass Axel Riessen einen Paganini-Vertrag unterschreiben werde. Joona hatte ihn gefragt, ob er sich nicht weigern könne, aber Salman hatte geantwortet, Riessen werde sich gar nicht weigern wollen.
Während er Axel Riessens Nummer wählt, taucht Veronique Salman, die Ehefrau, vor seinem inneren Auge auf. Der enttäuschte Zug um den Mund und die Angst in ihren Augen, als sie sagte, wenn man Raphael Guidi die Hand geküsst habe, gebe es keinen Weg zurück mehr.
Ständig taucht das Wort Albtraum auf, überlegt Joona. Palmcronas Haushälterin hat es benutzt, Veronique Salman hat gesagt, Guidi gelinge es, allen zu entlocken, was ihr schlimmster Albtraum ist, und Pontus Salman hat behauptet, Palmcrona sei durch seinen Selbstmord seinem Albtraum entronnen.
Es blieb ihm erspart, mit ansehen zu müssen, wie sein Albtraum in Erfüllung ging, sagte er.
Joona denkt an Stefan Bergkvist, der niemals erfuhr, dass Carl Palmcrona sein Vater war. Er denkt an die grauenvolle Hitze, die das Fleisch vom Skelett brannte, die das Blut zum Kochen brachte, die den Schädel des Jungen spaltete.
Ein Paganini-Vertrag wird selbst durch den Tod nicht aufgehoben.
Joona unternimmt einen weiteren Versuch, Axel Riessen auf dem Handy zu erreichen, und versucht es anschließend mit dessen Durchwahl bei der

Kontrollbehörde.
»Sekretariat von Generaldirektor Axel Riessen«, meldet sich eine Frauenstimme.
»Ich hätte gerne Axel Riessen gesprochen«, erklärt Joona.
»Er ist momentan nicht zu sprechen«, antwortet die Frau.
»Ich bin Kriminalkommissar und muss ihn unbedingt sofort sprechen.«
»Ich verstehe, aber …«
»Holen Sie ihn heraus, wenn er in einer Besprechung sitzt.«
»Er ist nicht hier«, sagt sie mit erhobener Stimme. »Er ist heute Morgen nicht gekommen, und ich habe ihn telefonisch nicht erreichen können.«
»Dann weiß ich Bescheid«, erwidert Joona kurz und beendet das Gespräch.
Joona parkt seinen Volvo im Bragevägen vor dem Tor zu Axel Riessens Haus. Er sieht gerade noch jemanden die Tür zur Wohnung des Bruders schließen. Joona läuft hin und drückt auf den Klingelknopf, das Schloss klappert, und die Tür wird wieder geöffnet.
»Sieh einer an«, sagt Robert Riessen, als er Joona sieht. »Hallo.«
»Ist Ihr Bruder zu Hause?«
»Das sollte er sein, aber ich bin gerade erst gekommen«, antwortet Robert Riessen. »Ist etwas passiert?«
»Ich habe versucht, ihn zu erreichen.«
»Ich auch«, sagt Robert und lässt Joona herein.
Sie gehen eine halbe Treppe hinauf und gelangen in ein geräumiges Foyer mit einem großen Kronleuchter an der Decke. Robert Riessen klopft an eine Tür und betritt die Wohnung seines Bruders. Sie eilen schweigend in die Privatwohnung hinauf.
»Axel!«, ruft Robert.
Sie schauen sich um, gehen durch die Zimmer. Alles ist wie sonst, die Musikanlage ist stumm, aber eingeschaltet, ein Band der Encyclopedia Britannica liegt auf dem Bibliothekswagen.
»Wissen Sie zufällig, ob er verreisen wollte?«, erkundigt sich Joona.
»Nein«, sagt Robert Riessen mit müder Stimme. »Aber er macht so viele seltsame Dinge.«
»Wie meinen Sie das?«
»Man glaubt, dass man ihn kennt, aber … Nein, ich weiß nichts.«
Joona geht ins Schlafzimmer, lässt rasch den Blick durch den Raum

schweifen, sieht ein großes Ölgemälde verkehrt herum an der Wand lehnen, einen verblühten Löwenzahnstängel in einem Whiskyglas, das ungemachte Bett und ein Buch.
Robert Riessen ist bereits auf der Treppe nach unten, und Joona folgt ihm in die große Küche.

96

Raphael Guidi

Joona parkt seinen Wagen am Kronobergspark, überquert eilig die grünen Rasenflächen vor dem Landespolizeiamt und ruft die Polizei von Södertälje an. Er macht sich Sorgen, weil er keine Zeit hatte zu bleiben, als Pontus Salman in Obhut genommen werden sollte.
Seine bösen Vorahnungen verstärken sich noch, als der Kollege in Södertälje erklärt, er wisse nicht, wo Salman ist.
»Ich rufe zurück«, sagt der Mann mit gotländischem Akzent. »Geben Sie mir ein paar Minuten.«
»Aber ihr habt ihn doch mitgenommen, oder?«, fragt Joona.
»Das sollten wir eigentlich getan haben«, erwidert der Mann zögernd.
»Ich habe eindeutig Anweisung gegeben, dass er festgehalten werden soll.«
»Jetzt regen Sie sich mal nicht auf«, sagt der Mann. »Ich bin mir sicher, dass die Kollegen ihre Arbeit gut gemacht haben.«
Er gibt etwas in seinen Computer ein, murmelt vor sich hin und tippt noch etwas, ehe er sich wieder meldet:
»Alles klar, er ist hier, und wir haben sein Gewehr beschlagnahmt, eine Winchester 400.«
»Gut, halten Sie ihn fest, wir schicken einen Wagen und holen ihn ab«, sagt Joona. Er hat einen vagen Geruch vom Schwimmbecken im Kronoberg-Bad in der Nase, als er durch die großen Glastüren das Gebäude betritt.
Er nimmt den Aufzug nach oben, geht im Eiltempo den Flur hinab und hat beinahe Carlos Eliassons Büro erreicht, als sein Telefon klingelt. Es ist Disa. Eigentlich hat er keine Zeit für sie, aber er meldet sich trotzdem.
»Hallo«, sagt Disa. »Kommst du morgen?«
»Du hast gesagt, du willst deine Geburtstage nicht feiern.«
»Ich weiß, aber ich dachte … nur du und ich.«
»Das hört sich gut an«, sagt Joona.
»Ich habe dir etwas Wichtiges zu sagen«, sagt sie.
»Okay«, erwidert Joona und hat im selben Moment die Tür erreicht.

»Ich …«
»Entschuldige bitte, Disa«, unterbricht er sie, »aber ich kann jetzt nicht länger sprechen. Ich bin gerade auf dem Sprung in eine wichtige Besprechung.«
»Ich habe eine Überraschung für dich«, sagt sie.
»Disa, ich muss jetzt auflegen«, sagt er und öffnet die Tür.
»Aber …«, sagt Disa.
»Es tut mir wirklich furchtbar leid, aber ich habe keine Zeit.«
Er betritt Carlos' Büro, schließt die Tür hinter sich und setzt sich auf die Couch, auf der Saga Bauer bereits Platz genommen hat.
»Wir können Axel Riessen nicht erreichen und befürchten, dass das mit der Ausfuhrgenehmigung zusammenhängt«, sagt Joona. »Wir glauben, dass Raphael Guidi dahintersteckt und brauchen deshalb möglichst schnell einen Haftbefehl und …«
»Einen Haftbefehl?«, unterbricht Carlos ihn. »Axel Riessen ist in den letzten zwei Stunden nicht ans Telefon gegangen, er ist heute Morgen nicht zur Arbeit gekommen, und schon glaubt ihr, dass er von Raphael Guidi gekidnappt wurde, einem erfolgreichen Geschäftsmann, der noch nie irgendeines Verbrechens angeklagt worden ist.«
Carlos hebt die Hand und beginnt, es an den Fingern abzuzählen:
»Der schwedischen Polizei liegt nichts gegen ihn vor, Europol nicht, Interpol nicht, ich habe mit der französischen, der italienischen und der monegassischen Polizei gesprochen.«
»Aber ich habe mit Anja gesprochen.« Joona lächelt.
»Du hast mit …«
Carlos verstummt, als die Tür aufgeht und Anja Larsson eintritt.
»In einem Zeitraum von zehn Jahren ist Raphael Guidis Name in sechs Ermittlungsverfahren zu illegalem Waffenhandel, Wirtschafskriminalität und mysteriösen Todesfällen aufgetaucht«, sagt sie.
»Aber Ermittlungsverfahren«, wendet Carlos ein, »besagen doch gar nichts.«
»Darf ich berichten, was ich recherchiert habe?«, unterbricht sie ihn.
»Ja, natürlich.«
»Die Verdachtsmomente gegen Raphael Guidi wurden in fast allen Fällen frühzeitig fallen gelassen, es ist nie zu einem Prozess gekommen.«

»Also nicht«, sagt Carlos.
»Sein Konzern verdiente durch die Bewaffnung des Kampfflugzeugs Nighthawk mit AGM-65 Maverick 123 Millionen Dollar an der Operation Desert Storm«, fährt Anja nach einem kurzen Blick in ihre Notizen fort. »Eine seiner Tochterfirmen belieferte aber auch die serbischen Streitkräfte mit Raketenwerfern, als die ebendieses Flugzeug während des Kosovokriegs beschossen.«
Anja zeigt ihnen ein Foto von Guidi mit Sonnenbrille und einem orangen Glas. Er trägt Freizeitkleidung, eine kornblumenblaue Hose und ein glatt gebügeltes, aber lose hängendes Hemd in der gleichen Farbe. Lächelnd steht er zwischen zwei Leibwächtern vor einem rauchfarbenen Lamborghini Diablo.
»Raphael Guidis Frau … war die bekannte Geigerin Fiorenza Colini«, berichtet Anja. »Nur ein Jahr nach der Geburt ihres Sohnes Peter erkrankte sie an Brustkrebs, die Ärzte haben zwar alles versucht, aber sie starb, als der Junge sieben war.«
In einem Zeitungsausschnitt aus La Repubblica sieht man Fiorenza Colini mit einer schönen roten Geige an der Schulter, im Hintergrund das Orchester der Scala, der Dirigent Riccardo Muti steht neben ihr, seine gewellten Haare glänzen im Scheinwerferlicht. Fiorenza Colini trägt ein eng geschnittenes, platinglänzendes Kleid mit silbernem Stickbesatz und eingefassten Glasprismen, sie lächelt in sich gekehrt mit schweren Lidern. Der rechte Ellbogen ist tief, der Bogen bewegt sich nach unten, die linke Hand streckt sich weit über den Geigenhals, sie spielt einen hohen Ton.
Auf einem Cover von Newsweek steht Raphael Guidi neben Alice Cooper und zeigt seinen neugeborenen Sohn unter der Schlagzeile »Billion dollar baby«.
Auf einem anderen Pressefoto unterhält er sich stehend mit Silvio Berlusconi. Hinter den beiden Männern sieht man drei blonde Frauen in äußerst knappen Bikinis um ein herzförmiges Schwimmbecken aus rosa Marmor versammelt.
»Raphael Guidi hat seinen Wohnsitz in Monaco, aber mir ist inzwischen klar geworden, dass man sich auf hohe See begeben muss, wenn man sich mit ihm treffen möchte«, erzählt Anja. »Die meiste Zeit hält er sich heute auf seiner riesigen Jacht ›Theresa‹ auf. Das ist verständlich. Die

Jacht wurde vor fünfzehn Jahren von der Firma Lürssen in Bremen gebaut und war damals die teuerste der Welt.«
Auf einem kleinen Bild aus der französischen Vogue sieht man das weiße, pfeilförmige Schiff auf offener See wie eine Speerspitze aus Porzellan und in einem großen zweiseitigen Artikel mit der Überschrift »Lion en Cannes« wird über ein Fest an Bord der Luxusjacht aus Anlass der Filmfestspiele in Cannes berichtet. Alle Männer tragen Smoking. Kevin Costner unterhält sich mit Salma Hayek, und Raphael Guidi steht zwischen seiner Frau und dem bekannten Playboymodel, der Schwedin Victoria Silvstedt. Hinter ihm stehen mit ausdruckslosen Gesichtern zwei Leibwächter. Hinter den zahlreichen Fenstern des Speisesaals erahnt man den Hafen. Vogelbauer mit Tukanen hängen unter der Decke, und mitten im Raum steht ein Käfig mit einem Löwen mit stattlicher Mähne.
Sie geben die Zeitungsausschnitte an Anja zurück, die ruhig fortfährt.
»Das Folgende sollten wir uns zusammen anhören … Der belgische Nachrichtendienst hat ein Telefonat eines italienischen Staatsanwalts mit Salvatore Garibaldi, seines Zeichens Brigadegeneral bei der italienischen Armee, aufgezeichnet.«
Sie verteilt eine provisorische Übersetzung und steckt anschließend einen USB-Stick in Carlos' Computer, lehnt sich vor und klickt die Audiodatei an. Das Programm wird geöffnet, und eine Stimme beginnt, schnell zu sprechen. Auf Französisch werden die Umstände des Gesprächs, Ort, Datum und Uhrzeit heruntergeleiert. Danach hört man ein metallisches Klicken und einen fernen Verbindungston.
Es knistert eine Weile, bis schließlich deutlich eine Stimme zu hören ist: »Ich höre und ich bin bereit, Ermittlungen einzuleiten«, erklärt der Staatsanwalt.
»Aber ich würde niemals gegen Raphael aussagen, nicht einmal unter Folter, nicht …«
Salvatore Garibaldis Stimme verschwindet, es knistert, wird still, dann hört man ihn wieder, allerdings nur leise, wie durch eine geschlossene Tür.
» … mit Mündungsbremsen und vollkommen rückstoßfreien Raketensystemen … und verteufelt viele Minen, es waren Tretminen, Fahrzeugminen, Panzerminen … Raphael würde niemals … wie in Ruanda, es war ihm egal. Es waren Knüppel, und es waren Macheten –

nichts, womit man Geld verdient. Aber als die Lage kippte und die Sache auf den Kongo übergriff, wollte er mitmischen, weil er fand, dass das Ganze an Dynamik gewann. Erst bewaffnete er das ruandische RPF-Regime, um Mobuto ordentlich zuzusetzen, und danach begann er, den Hutus schwere Waffen zuzuschanzen, damit sie gegen die RPF kämpfen konnten.«
Durch das Rauschen hindurch hören sie ein seltsames piependes Signal, dann kehrt die Stimme des Generals zurück.
Er atmet schnell, murmelt etwas vor sich hin und ist auf einmal wieder ganz deutlich zu hören.
»Die Sache mit dem Albtraum, ich hatte das nicht ernst genommen. Ich musste daneben stehen und ihre verschwitzte Hand halten … Meine Tochter, sie war vierzehn. So hübsch, so schön … und Raphael … er machte es selbst, er wollte mit dem Messer schneiden, schrie, mein Albtraum gehöre ihm. Es ist unfassbar.«
Es knistert eigentümlich, und sie hören undeutliche Schreie, berstendes Glas, die Aufnahme wird immer wieder unterbrochen.
»Warum will man Dinge tun, die … Einer seiner Leibwächter reichte ihm das Filetiermesser … das Gesicht meiner Tochter, ihr schönes, schönes …«
Salvatore Garibaldi weint laut, jammert und schreit, dass er nur noch sterben will, sonst nichts.
Es rauscht, und die Aufnahme endet. In Carlos Eliassons Büro wird es vollkommen still. Durch die kleinen Fenster, die auf die grünenden Böschungen des Kronobergsparks hinausgehen, fällt spielerisches Licht in das Büro.
»Diese Aufnahme«, sagt Carlos nach einer Weile, »beweist gar nichts … er hat am Anfang gesagt, dass er nicht aussagen wird, ich nehme folglich an, dass der Staatsanwalt die Ermittlungen eingestellt hat.«
»Drei Wochen nach diesem Telefonat fand ein Hundebesitzer Salvatore Garibaldis Kopf«, sagt Anja. »Er lag im Graben neben der Viale Goethe hinter der Galopprennbahn in Rom.«
»Was war das mit Garibaldis Tochter?«, fragt Joona leise. »Was ist mit ihr passiert?«
»Die vierzehnjährige Maria Garibaldi ist nach wie vor verschwunden«, antwortet Anja.

Carlos seufzt, murmelt etwas in sich hinein, geht zum Aquarium und betrachtet kurz seine Paradiesfische, ehe er zu den anderen zurückkehrt.
»Was sollen wir tun? Ihr könnt nicht beweisen, dass die Munition für den Sudan bestimmt ist, und ihr könnt Axel Riessens Verschwinden durch nichts, rein gar nichts, mit Raphael Guidi in Verbindung bringen«, sagt er. »Gebt mir irgendeinen Hinweis, dann spreche ich mit dem Staatsanwalt, aber ich brauche eine Verbindung und dafür reicht es einfach nicht …«
»Ich weiß, dass er unser Mann ist«, unterbricht Joona ihn.
»Und dafür reicht es einfach nicht, wenn Joona sagt, dass er unser Mann ist«, beendet Carlos seinen Satz.
»Wir brauchen die Befugnis und die nötigen Mittel, um Raphael Guidi wegen Verstößen gegen schwedisches und internationales Recht zu ergreifen«, fährt Joona hartnäckig fort.
»Nicht ohne Beweise«, sagt Carlos.
»Wir finden Beweise«, erwidert Joona.
»Ihr müsst Pontus Salman so weit bringen, dass er aussagt.«
»Wir holen ihn heute noch her, aber ich glaube, dass es schwer werden wird, ihn als Zeugen zu gewinnen, er hat zu viel Angst … er fürchtet sich so, dass er kurz davor war, sich das Leben zu nehmen«, sagt Joona.
»Aber wenn wir Raphael Guidi fassen, traut er sich vielleicht zu reden. Wenn sich die Lage beruhigt, meine ich«, bemerkt Saga.
»Wir können jemanden wie Raphael Guidi nicht einfach so verhaften, ohne irgendwelche Beweise oder Zeugen zu haben«, sagt Carlos mit Nachdruck.
»Und was zum Teufel sollen wir tun?«, fragt Saga.
»Wir setzen Pontus Salman unter Druck, das ist alles, was wir im Moment tun können …«
»Aber ich glaube, dass Axel Riessen in Gefahr ist«, sagt Joona. »Wir haben nicht die Zeit, um …«
Alle drei verstummen und schauen zur Tür, als Oberstaatsanwalt Jens Svanehjälm den Raum betritt.

97

Die Flucht

Die Klimaanlage hat für Kühle im Auto gesorgt. Pontus Salman merkt, dass seine Hände auf dem Lenkrad zittern. Er ist bereits mitten auf der Lidingö-Brücke. Eine Finnlandfähre legt von ihrem Kaiplatz ab, und hinter dem Kunstmuseum Millesgården verbrennt jemand Laub.
Nur zwei Stunden zuvor saß er in seinem kleinen Ruderboot und probierte, sich den Lauf einer Schrotflinte in den Mund zu stecken. Er hat den Metallgeschmack noch als Furcht einflößende Erinnerung im Mund, genau wie das reibende Geräusch an den Zähnen.
Eine Frau mit abstehenden Haaren war mit dem Kriminalkommissar zum Steg hinuntergekommen und hatte ihm zugerufen, er solle zurückkommen. Es sah aus, als hätte sie ihm etwas Wichtiges mitzuteilen. Sie war um die vierzig, hatte eine bläulich schimmernde Punkfrisur und roten Lippenstift.
Als er ihr in einem kleinen grauen Zimmer gegenübersaß, erfuhr er, dass sie Gunilla Petrén hieß und Psychologin war.
Sie hatte sich mit ihm ernst und streng über das Gewehr und seine Absichten draußen auf dem See unterhalten.
»Warum wollten Sie sterben, Herr Salman?«, hatte Gunilla Petrén ihn gefragt.
»Das will ich nicht«, hatte er ihr wahrheitsgemäß geantwortet.
Es war still geworden in dem kleinen Behandlungszimmer. Dann sprachen sie weiter und er hatte ihre Fragen beantwortet und war dabei mehr und mehr zu der Überzeugung gelangt, dass er nicht sterben, sondern viel eher fliehen wollte, sodass er begann, die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, irgendwohin zu reisen, einfach zu verschwinden und unter anderer Identität ein völlig neues Leben anzufangen.
Inzwischen hat er die Brücke hinter sich gelassen. Pontus Salman schaut auf seine Armbanduhr und spürt, wie erleichtert er ist.
Mittlerweile muss Veroniques Maschine den schwedischen Luftraum verlassen haben.
Er hat mit ihr über Französisch-Polynesien gesprochen und sieht sie vor

sich, wie sie mit einer hellblauen Stofftasche in der Hand und einem breitkrempigen Hut, den sie wegen des Windes festhalten muss, das Flughafengebäude verlässt.
Warum sollte er nicht auch entkommen können?
Er muss nur noch kurz zum Haus zurückfahren und seinen Pass aus der Schreibtischschublade holen.
Ich will nicht sterben, denkt Pontus Salman und sieht den Verkehr vorbeirauschen.
Er war auf den See hinausgerudert, um vor seinem Albtraum zu fliehen, war aber nicht fähig gewesen, auf sich selbst zu schießen.
Ich nehme den erstbesten Flug, denkt er. Ich könnte nach Island, Japan oder Brasilien fliegen. Hätte Raphael Guidi mich wirklich umbringen wollen, wäre ich jetzt mit Sicherheit nicht mehr am Leben.
Pontus Salman biegt in die Garagenauffahrt vor seinem Haus und verlässt den Wagen. Der Duft von sonnenwarmem Asphalt, Abgasen und Pflanzen steigt ihm in die Nase.
Die Straße ist menschenleer, die Anwohner arbeiten, und die Kinder des Viertels müssen bis zu den Sommerferien noch einige Tage zur Schule gehen.
Pontus Salman schließt die Tür auf und tritt ein. Es ist dunkel im Haus, die Jalousien sind heruntergelassen.
Sein Pass liegt im Arbeitszimmer, und er geht die Treppe hinunter. In der unteren Etage hält er mitten in einer Bewegung inne, lauscht und hört ein seltsam schlurfendes Geräusch, wie von einer nasse Decke, die über einen gekachelten Fußboden geschleift wird.
»Veronique?«, fragt er mit einer Stimme, die kaum trägt.
Pontus Salman sieht das ruhige Licht des Pools auf den weißen Steinwänden schaukeln. Langsam und mit pochendem Herzen geht er darauf zu.

98

Der Staatsanwalt

Oberstaatsanwalt Jens Svanehjälm begrüßt Saga Bauer, Joona Linna und Carlos Eliasson und setzt sich. Das von Anja Larsson beschaffte Material liegt vor ihm auf dem flachen Tisch. Svanehjälm trinkt einen Schluck von seinem Sojakaffee, wirft einen Blick auf das oberste Bild und wendet sich an Carlos.
»Es dürfte euch schwerfallen, mich zu überzeugen«, sagt er.
»Es wird uns schon gelingen«, erwidert Joona lächelnd.
»Make my day«, sagt der Staatsanwalt.
Svanehjälms schlanker Hals ohne erkennbaren Adamsapfel und seine schmalen, abfallenden Schultern unter dem gut sitzenden Anzug verstärken den Eindruck von einem Jungen, der sich als Erwachsener verkleidet hat.
»Die Sache ist einigermaßen kompliziert«, beginnt Saga. »Wir glauben, dass Axel Riessen, der Generaldirektor der Staatlichen Waffenkontrollbehörde, entführt worden ist und dies mit den Ereignissen der letzten Tage zusammenhängt.«
Sie verstummt, als Carlos' Telefon klingelt.
»Entschuldigt bitte, ich dachte eigentlich, ich hätte Bescheid gesagt, dass wir nicht gestört werden wollen«, sagt er, greift nach dem Apparat und meldet sich. »Ja, Carlos Eliasson …«
Er hört zu, wird rot, murmelt, dass er versteht, bedankt sich für das Gespräch und legt den Hörer auf.
»Ich bitte um Entschuldigung«, sagt Carlos.
»Kein Problem«, erwidert Jens Svanehjälm.
»Nein, ich wollte sagen, dass ich mich dafür entschuldige, dich mit dieser Besprechung behelligt zu haben«, verdeutlicht Carlos. »Das war Axel Riessens Sekretärin bei der Kontrollbehörde, ich hatte mich mit ihr in Verbindung gesetzt … Und sie hat soeben mit Axel Riessen gesprochen.«
»Was hat sie gesagt – ist er gekidnappt worden?«, fragt Svanehjälm lächelnd.

»Er befindet sich auf Raphael Guidis Jacht, um die letzten Fragen zu der Ausfuhrgenehmigung zu klären.«
Joona und Saga werfen sich einen kurzen Blick zu.
»Seid ihr mit dieser Antwort zufrieden?«, erkundigt sich der Staatsanwalt.
»Axel Riessen hat offenbar eine Unterredung mit Raphael Guidi verlangt«, sagt Carlos.
»Er hätte mit uns sprechen müssen«, meint Saga.
»Laut seiner Sekretärin haben die Beteiligten auf Guidis Jacht den ganzen Tag in einer Besprechung zusammengesessen, um die letzten Details in einer Angelegenheit zu klären, die sich in die Länge gezogen hat. Sie sagt, Axel Riessen rechne damit, der Kontrollbehörde noch heute Abend seine Unterschrift faxen zu können.«
»Die Ausfuhrgenehmigung?«, fragt Saga und steht auf.
»Ja«, antwortet Carlos lächelnd.
»Was hat er nach der Besprechung vor?«, fragt Joona.
»Er hat …«
Carlos verstummt und sieht Joona erstaunt an.
»Woher weißt du, dass er nach seiner Besprechung etwas vorhat?«, fragt er dann. »Die Sekretärin meinte, Axel Riessen habe sich Urlaub genommen, um an der Küste entlang nach Kaliningrad zu segeln. Er kann sich von Raphael Guidi eine Forgus leihen.«
»Klingt doch super«, kommentiert Svanehjälm und steht auf.
»Idioten«, faucht Saga und tritt den Papierkorb um. »Ihr werdet doch zumindest kapieren, dass man ihn zu dem Anruf gezwungen hat.«
»Wir können uns hoffentlich wie Erwachsene benehmen«, murrt Carlos. Er stellt den Papierkorb wieder hin und hebt den Müll auf, der auf den Fußboden gefallen ist.
»Dann sind wir hier fertig – oder?«, sagt Svanehjälm ernst.
»Axel Riessen wird auf Raphael Guidis Jacht gefangen gehalten«, sagt Joona. »Geben Sie uns die nötigen Mittel, ihn zurückzuholen.«
»Vielleicht bin ich ja ein bisschen blöd, aber ich sehe nicht den geringsten Grund, irgendwelche Maßnahmen zu ergreifen«, sagt Jens Svanehjälm und verlässt den Raum.
Sie sehen ihn in aller Ruhe die Tür hinter sich schließen.
»Entschuldige, dass ich ausgeflippt bin«, sagt Saga zu Carlos. »Aber da

stimmt was nicht, wir glauben nicht, dass Axel Riessen diese Ausfuhrgenehmigung unterschreiben würde.«
»Saga, ich habe zwei Juristen auf die Sache angesetzt«, erklärt Carlos ruhig. »Sie konnten nur eins feststellen, dass die Unterlagen zu Silencia Defence' Exportantrag perfekt sind, sehr sorgsam ausgearbeitet und …«
»Wir haben doch ein Foto, auf dem Palmcrona und Salman sich mit Raphael Guidi und Agathe al-Haji treffen, um …«
»Das weiß ich«, unterbricht Carlos sie. »Das war des Rätsels Lösung, jetzt kennen wir die Antwort, aber ohne Beweise kommen wir nicht weiter, wir müssen immer noch nachweisen, was wir wissen, und dazu reicht das Bild nicht aus.«
»Dann sollen wir also Däumchen drehen und zusehen, wie dieses Containerschiff Schweden verlässt, obwohl wir wissen, dass die Munition unterwegs ist zu einem Völkermord im Sudan?«, fragt Saga empört.
»Seht zu, dass ihr Pontus Salman herschafft«, antwortet Carlos. »Bringt ihn dazu, gegen Guidi auszusagen, versprecht ihm das Blaue vom Himmel herunter, Hauptsache, er sagt aus …«
»Und wenn er das nicht tut, wenn er sich weigert?«, fragt Saga.
»Dann können wir nichts tun.«
»Wir haben noch einen Zeugen«, sagt Joona.
»Diesen Zeugen sehe ich mir gerne an«, erwidert Carlos skeptisch.
»Wir müssen ihn nur noch holen, bevor man ihn vor Kaliningrad aus dem Meer fischt.«
»Diesmal bekommst du deinen Willen nicht, Joona.«
»Doch.«
»Nein.«
»Doch«, sagt Joona hart.
Carlos sieht Joona mit traurigen Augen an.
»Davon werden wir den Staatsanwalt nie und nimmer überzeugen können«, sagt er nach einer Weile. »Aber da ich nicht den Rest meines Lebens Zeit habe, hier herumzusitzen und Nein zu sagen, während du doch sagst …«
Er verstummt, seufzt, denkt kurz nach und fährt dann fort:
» … erlaube ich dir, alleine nach Axel Riessen zu suchen, um dich zu vergewissern, dass es ihm gut geht.«

»Joona braucht Unterstützung«, ruft Saga.
»Das ist kein Polizeieinsatz, es ist nur eine Methode, Joona davon abzuhalten, weiter herumzumeckern«, entgegnet Carlos und breitet die Arme aus.
»Aber Joona wird …«
»Ich möchte«, unterbricht Carlos sie, »ich möchte, wie gesagt, dass ihr Pontus Salman aus Södertälje herholt … Denn sobald uns eine glaubwürdige Zeugenaussage vorliegt, sorge ich dafür, dass alle Hebel in Bewegung gesetzt werden, um Raphael Guidi ein für alle Mal das Handwerk zu legen.«
»Dazu haben wir keine Zeit«, sagt Joona und geht zur Tür.
»Ich kann Pontus Salman alleine vernehmen«, erklärt Saga.
»Und Joona? Was soll …«
»Ich werde Raphael Guidi besuchen«, sagt Joona und verlässt den Raum.

99

Der Lohn

Nachdem er längere Zeit bewegungsunfähig im Kofferraum eines Wagens gelegen hat, darf Axel Riessen endlich aufstehen und hinauskommen. Er befindet sich auf einem privaten Flugplatz. Die Landebahn ist aus Beton und von einem hohen Zaun umgeben. Vor einem barackenartigen Gebäude mit einem hohen Mast wartet ein Hubschrauber.
Während Axel zwischen den beiden Männern geht, die ihn entführt haben, hört er die klagenden Rufe von Sturmmöwen. Er träg nach wie vor nur Hemd und Hose. Es gibt nichts zu sagen, er geht bloß mit und besteigt den Hubschrauber, setzt sich und schnallt sich an. Die beiden anderen Männer nehmen im Cockpit des Hubschraubers Platz, der Pilot legt einen Schalter um, dreht einen kleinen glänzenden Schlüssel auf dem Armaturenbrett, legt daraufhin einen weiteren Schalter um und tritt ein Pedal herunter.
Der Mann neben dem Piloten greift nach einer Karte und legt sie sich auf den Schoß.
An der Cockpitscheibe hängt ein Streifen Klebeband, der sich allmählich löst.
Der Motor dröhnt, und kurz darauf setzt sich der Rotor langsam in Bewegung. Die schmalen Blätter schwingen träge durch die Luft, das diesige Sonnenlicht wird vom Glas reflektiert. Nach und nach dreht sich der Rotor immer schneller.
Ein Pappbecher rollt davon.
Der Motor kommt allmählich auf Touren. Es knattert ohrenbetäubend.
Der Pilot hält den Steuerknüppel mit der rechten Hand, verschiebt ihn mit kleinen, eckigen Bewegungen, dann heben sie ab.
Anfangs steigt der Hubschrauber ganz sachte fast senkrecht in die Höhe. Dann kippt er nach vorn und nimmt Fahrt auf.
Als sie am Zaun vorbei und über die Bäume hinwegfliegen und so steil nach links abdrehen, dass es Axel vorkommt, als kippte der Hubschrauber zur Seite, bekommt er ein flaues Gefühl im Magen.

Sie fliegen schnell über die grüne Erde, lassen einzelne Straßen und ein Haus mit einem glänzenden Blechdach hinter sich.
Das Festland endet, und das gekräuselte bleigraue Meer beginnt.
Axel versucht erneut zu verstehen, was mit ihm geschieht. Es fing damit an, dass er mit Raphael Guidi telefonierte, der sich auf seiner Jacht im Finnischen Meerbusen befand und mit Kurs auf Lettland weiter auf die Ostsee hinausfuhr. Von seiner Weigerung, die Ausfuhrgenehmigung zu unterzeichnen, bis zum Einbruch der beiden Männer in sein Haus und zu der Elektroschockpistole an seinem Hals kann kaum mehr als eine Minute vergangen sein.
Die Männer sind die ganze Zeit behutsam mit ihm umgegangen und haben stets dafür gesorgt, dass er bequem gelegen hat.
Nach einer halben Stunde hielten sie an und trugen ihn zu einem zweiten Wagen.
Ungefähr eine Stunde später durfte er eigenständig über die asphaltierte Landebahn voller Ölflecken gehen und in dem Hubschrauber Platz nehmen.
Das monotone Meer huscht schnell wie das Band einer Autobahn unter ihnen vorbei. Der Himmel darüber wirkt unbeweglich, bewölkt und feucht weiß. Sie fliegen mit großer Geschwindigkeit in etwa fünfzig Metern Höhe. Der Pilot ist über Funk mit jemandem verbunden, aber Axel Riessen kann nicht verstehen, was er sagt.
Er döst eine Weile und weiß nicht, wie lange er in dem Hubschrauber unterwegs gewesen ist, als er auf der gekräuselten See eine grandiose Luxusjacht erblickt, ein riesiges weißes Schiff mit einem hellblauen Swimmingpool und mehreren Sonnendecks, dem sie schnell näher kommen.
Axel ruft sich in Erinnerung, dass Raphael Guidi ein schwerreicher Mann ist, er lehnt sich vor, um eine bessere Sicht auf die Jacht zu bekommen. Es ist das unglaublichste Seefahrzeug, das er je gesehen hat. Schlank und spitz zulaufend wie eine Flamme, weiß wie Zuckerguss. Das Schiff ist sicher mehr als hundert Meter lang und verfügt zwei Etagen über dem Achterdeck über eine pompöse Kommandobrücke. Donnernd sinken sie zu den Kreisen, die den Hubschrauberlandeplatz markieren, auf dem Vordeck hinab. Die Rotorblätter sorgen dafür, dass die Kielwellen des Schiffs ihre Richtung ändern, lassen sie flacher

werden und peitschen sie fort.
Die Landung geschieht fast unmerklich, der Hubschrauber schwebt auf der Stelle, senkt sich langsam und steht schließlich sanft wippend auf der Plattform. Während sich die Rotorblätter immer langsamer drehen, warten sie. Der Pilot bleibt im Cockpit, während der zweite Mann Axel Riessen über die Plattform mit den aufgemalten Kreisen führt. Sie ducken sich im Luftzug, bis sie durch eine Glastür getreten sind. Das Geräusch des Hubschraubers verschwindet fast völlig hinter dem Glas.
Der Raum, in dem sie sich befinden, erinnert an ein elegantes Wartezimmer mit Sitzmöbeln, einem Couchtisch und einem dunklen Fernsehapparat. Ein weiß gekleideter Mann heißt sie willkommen, deutet auf die Sitzmöbel und bittet Axel, Platz zu nehmen.
»Möchten Sie etwas trinken?«, fragt der Weißgekleidete.
»Ein Wasser, bitte«, antwortet Axel.
»Mit oder ohne Kohlensäure?«
Ehe Axel antworten kann, betritt ein weiterer Mann den Raum.
Er ähnelt dem ersten, der neben dem Hubschrauberpiloten saß. Beide Männer sind groß und breitschultrig, haben seltsam gleichartige und synchronisierte Körper. Der neue Mann hat weißblonde Haare, fast weiße Augenbrauen und eine Nase, die einmal gebrochen gewesen ist. Der erste ist grauhaarig und trägt eine Hornbrille.
Sie bewegen sich wortlos, effektiv und sparsam, während sie Axel zu den Suiten unter Deck begleiten.
Die Luxusjacht wirkt seltsam verlassen. Axel sieht flüchtig, dass der Pool leer und scheinbar seit vielen Jahren nicht mehr mit Wasser gefüllt gewesen ist. Auf seinem Boden liegen einige schadhafte Möbelstücke, eine Couch ohne Polster und ausrangierte Bürostühle.
Axel Riessen fällt auf, dass die hübschen Rattanmöbel auf einer kleinen Empore vernachlässigt worden sind. Das feine Flechtwerk ist gerissen, und überall an den Sesseln und dem Tisch stehen lose Halmenden ab.
Je weiter er in die Jacht hineingelangt, desto mehr erscheint sie ihm wie eine leere, zerstörte Schale. Axels Schritte hallen auf dem zerkratzten Marmorboden des leeren Korridors wider. Sie treten durch eine Doppeltür, in deren dunkles Holz kunstvoll die Worte »Sala da pranzo« geschnitzt wurden.
Der Speisesaal ist riesig. Durch die Panoramafenster sieht man nichts als

offene See. Eine breite Treppe mit einem roten Teppich führt in die nächste Etage hinauf. An der Decke hängen prachtvolle Kronleuchter. Der Raum ist für große Gesellschaften konzipiert, aber auf dem Esstisch stehen lediglich ein Kopierer, ein Faxgerät, zwei Computer und eine große Zahl von Ordnern.
Am hinteren Ende des Speisesaals sitzt an einem nicht sonderlich großen Tisch ein kleiner Mann. Er hat grau melierte Haare, und mitten auf seinem Scheitel prangt ein großer kahler Fleck. Axel erkennt in ihm augenblicklich Raphael Guidi. Er trägt eine schlabberige hellblaue Trainingshose und eine dazugehörige Jacke mit der Ziffer sieben auf Brust und Rücken. Seine nackten Füße stecken in weißen Turnschuhen.
»Herzlich willkommen«, sagt der Mann in kantigem Englisch.
Es klingelt in seiner Tasche, er zieht ein Handy heraus, mustert die Nummer, nimmt das Gespräch nicht an. Unmittelbar darauf wird Guidi erneut angerufen, meldet sich, sagt einige Worte auf Italienisch und sieht anschließend Axel Riessen an. Er macht eine Geste in Richtung der dunklen, wogenden Meeresweiten hinter den Panoramafenstern.
»Ich bin nicht freiwillig hier«, beginnt Axel.
»Das bedauere ich, dazu fehlte die Zeit …«
»Also, was wollen Sie?«
»Ich möchte Ihre Loyalität gewinnen«, antwortet Raphael Guidi kurz.
Es wird still, und die beiden Leibwächter lächeln mit gesenktem Blick, werden dann jedoch wieder vollkommen ernst. Raphael Guidi trinkt einen Schluck seines gelben Vitamingetränks und rülpst lautlos.
»Loyalität ist das Einzige, was zählt«, sagt er leise und sieht Axel in die Augen. »Sie haben vorhin behauptet, ich hätte nichts, was Sie haben wollen, aber …«
»Das ist wahr.«
»Aber ich glaube, dass ich Ihnen ein gutes Angebot machen kann«, fährt Guidi fort und verzieht das Gesicht zu einer freudlosen Grimasse, die an ein Lächeln erinnern soll. »Ich weiß, wenn ich Ihre Loyalität gewinnen will, muss ich Ihnen etwas anbieten, was Sie wirklich haben wollen, vielleicht muss es sogar das sein, was Sie sich am meisten wünschen.«
Axel schüttelt den Kopf.
»Ich weiß ja selber kaum, was ich mir am meisten wünsche.«
»Ich denke schon, dass Sie das wissen«, erwidert Raphael Guidi. »Sie

wünschen sich, wieder schlafen, ganze Nächte durchschlafen zu können, ohne …«
»Woher wissen Sie …?«
Er verstummt abrupt, und Guidi wirft ihm einen kühlen, ungeduldigen Blick zu.
»Dann wissen Sie mit Sicherheit auch, dass ich nichts unversucht gelassen habe«, sagt Axel ruhig.
Der Waffenhändler macht eine nonchalante Geste.
»Sie bekommen eine neue Leber.«
»Ich stehe bereits auf der Warteliste für eine neue Leber«, erklärt Axel mit einem unfreiwilligen Lächeln. »Wenn sich der Transplantationsrat getroffen hat, rufe ich jedes Mal an, aber mein Leberschaden ist selbst verschuldet und mein Gewebetyp so ungewöhnlich, dass es praktisch keine Spender gibt …«
»Ich habe eine Leber für Sie, Axel Riessen«, behauptet Guidi.
Es wird still, und Axel spürt, dass seine Wangen rot anlaufen, seine Ohren zu glühen beginnen.
»Und was verlangen Sie dafür als Gegenleistung von mir?«, fragt Axel und schluckt schwer. »Sie wollen, dass ich die Ausfuhrgenehmigung für Kenia unterzeichne.«
»Ja, ich möchte, dass wir einen Paganini-Vertrag schließen«, erwidert Raphael Guidi.
»Was ist …«
»Nichts überstürzen, Sie müssen sich das gut überlegen, es ist eine wichtige Entscheidung, Sie müssen sich die detaillierten Informationen zum Organspender anschauen und so weiter.«
Blitzschnell schießen die Gedanken durch Axel Riessens Kopf. Er denkt, dass er die Ausfuhrgenehmigung unterschreiben kann und sobald er die neue Leber bekommen hat, wird er gegen Raphael Guidi aussagen. Man wird ihn beschützen, das weiß er, vielleicht wird er eine neue Identität annehmen müssen, aber er wird wieder schlafen können.
»Wollen wir nicht essen? Ich habe Hunger, Sie auch?«, fragt Guidi.
»Vielleicht …«
»Aber bevor wir essen, möchte ich, dass Sie Ihre Sekretärin bei der Kontrollbehörde anrufen und ihr Bescheid geben, dass Sie hier sind.«

100

Pontus Salman

Saga hält ihr Handy ans Ohr und bleibt im Flur neben einem großen Plastikbehälter für Altpapier stehen. Geistesabwesend betrachtet sie die blattähnlichen Reste eines Schmetterlings, die auf dem Fußboden liegen und im Windzug der Belüftung zittern.
»Habt ihr in Stockholm eigentlich nichts anderes zu tun?«, fragt sie ein Mann mit einem starken gotländischen Akzent, als sie mit der Polizei von Södertälje verbunden wird.
»Es geht um Pontus Salman«, sagt sie.
»Mag sein, aber der ist schon weg«, erklärt der Polizist zufrieden.
»Was zum Teufel soll das heißen?«, fragt sie.
»Also, ich habe mit Gunilla Sommer gesprochen, der Psychologin, die mit ihm in die psychologische Notaufnahme gefahren ist.«
»Und?«
»Sie hatte nicht den Eindruck, dass er seine Selbstmorddrohung ernst meinte, also hat sie ihn gehen lassen, Therapieplätze sind ja nicht gerade gratis und …«
»Geben Sie eine Fahndung nach ihm heraus«, fällt Saga dem Mann ins Wort.
»Und weshalb? Wegen eines halbherzigen Selbstmordversuchs?«
»Finden Sie ihn einfach«, erwidert Saga und beendet das Gespräch.
Sie ist auf dem Weg zum Aufzug, als Göran Stone sich ihr mit ausgebreiteten Armen in den Weg stellt.
»Du willst Pontus Salman vernehmen, stimmt's?«, fragt er sie neckisch.
»Ja«, antwortet sie kurz und will weitergehen, aber er lässt sie nicht durch.
»Du brauchst nur mit dem Hintern zu wackeln«, sagt er, »und vielleicht ein bisschen deine Locken zu schütteln, und schon wirst du befördert oder …«
»Geh mir aus dem Weg«, sagt Saga wütend, rote Punkte flammen auf ihrer Stirn auf.
»Okay, ich bitte vielmals um Entschuldigung dafür, dass ich dir helfen

wollte«, sagt Göran Stone beleidigt. »Aber wir haben gerade vier Streifenwagen zu Salmans Haus auf Lidingö geschickt, weil …«
»Was ist passiert?«, fragt Saga schnell.
»Die Nachbarn haben die Polizei gerufen«, antwortet er lächelnd. »Anscheinend haben sie ein bisschen Pengpeng und Schreie gehört.«
Saga stößt ihn zur Seite und läuft los.
»V ielen Dank, Göran«, ruft er ihr hinterher. »Du bist der Beste, Göran!«
Während sie Richtung Lidingö fährt, muss sie ständig daran denken, was passiert sein könnte, aber ihre Überlegungen vermischen sich immer wieder mit der Tonbandaufnahme von dem Mann, der weinend von seiner Tochter erzählt.
Saga nimmt sich vor, am Abend hart zu trainieren und früh zu Bett zu gehen.
Sie kommt nicht in den Roskullsvägen, weil zu viele Menschen auf der Straße sind, sodass sie ihren Wagen zweihundert Meter von Salmans Haus entfernt abstellen muss. Schaulustige und Journalisten drängeln sich an den blauweißen Absperrungsbändern und versuchen, einen Blick auf Salmans Haus zu werfen. Als sie sich durch die Menge zwängt, entschuldigt Saga sich mit gestresster Stimme. Die Blaulichter der Einsatzfahrzeuge pulsieren über den grünen Bäumen. Ihre Kollegin Magdalena Ronander stützt sich an der dunkelbraunen Backsteinwand ab und übergibt sich. Pontus Salmans Auto steht in der Garagenauffahrt. Es ist ein weißer BMW, dessen Schiebedach fehlt. Kleine blutige Glasstücke liegen auf der Karosserie und rund um das Auto verteilt. Durch das blutverschmierte Seitenfenster erkennt man vage einen männlichen Körper.
Es ist Pontus Salman.
Magdalena blickt erschöpft auf, wischt sich den Mund mit einem Taschentuch ab und hält Saga auf, als diese auf die Haustür zustrebt.
»Nein, oh nein«, sagt sie heiser. »Du willst da auf keinen Fall reingehen.«
Saga bleibt stehen, wirft einen Blick in das große Haus, wendet sich Magdalena zu, um sie etwas zu fragen. Doch dann denkt sie nur noch daran, dass sie Joona anrufen und ihm mitteilen muss, dass sie keinen Zeugen mehr haben.

101

Das Mädchen mit der Pusteblume

Joona läuft durch die Ankunftshalle des Flughafens Vanda vor den Toren Helsinkis, als sein Telefon klingelt.
»Saga, was ist los?«
»Pontus Salman ist tot, er sitzt im Auto vor seinem Haus, es sieht so aus, als hätte er sich erschossen.«
Joona gelangt ins Freie, geht zum ersten Taxi in der Schlange, sagt dem Fahrer, dass er zum Hafen muss, und setzt sich nach hinten.
»Was hast du gesagt?«, fragt Saga.
»Nichts.«
»Wir haben keinen Zeugen mehr«, meint Saga. »Was zum Teufel sollen wir jetzt tun?«
»Ich weiß es nicht«, erwidert Joona und schließt für einen Moment die Augen.
Er spürt die Bewegungen des Autos, ein sanftes Federn, Schaukeln. Das Taxi verlässt das Flughafengelände, beschleunigt und fährt auf die Autobahn auf.
»Du kannst nicht ohne Verstärkung zu Guidis Jacht hinausfahren …«
»Das Mädchen«, sagt Joona plötzlich.
»Was?«
»Axel Riessen hat mit einem Mädchen Geige gespielt«, sagt Joona und öffnet seine grauen Augen. »Sie könnte etwas gesehen haben.«
»Wie kommst du darauf?«
»Da stand ein Löwenzahnstängel, eine Pusteblume in einem Whiskyglas …«
»Wovon redest du eigentlich, verdammt noch mal?«, fragt Saga.
»Versuch einfach, sie zu finden.«
Joona lehnt sich zurück und denkt an Axel Riessen zurück, der mit seiner Geige in der Hand im Garten stand, als das Mädchen mit einem Strauß Löwenzahn kam. Dann erinnert er sich nochmals an die Pusteblume, deren Stängel über den Rand des Whiskyglases in Axel Riessens Schlafzimmer hing. Sie ist da gewesen, gut möglich also, dass sie etwas

gesehen hat.

*

Joona geht an Bord des grauen Küstenpatrouillenboots Kirku, das die finnische Marine sechs Jahre zuvor von der Küstenwache übernehmen durfte. Als er Pasi Rannikko, dem Kapitän des Schiffs, die Hand gibt, wandern seine Gedanken augenblicklich zu Lennart Johansson von der Wasserschutzpolizei auf Dalarö, dem leidenschaftlichen Surfer, der sich Lance nannte.
Pasi Rannikko ist genau wie Lance ein junger, braun gebrannter Mann mit hellblauen Augen. Im Gegensatz zu Lance nimmt er seinen Posten jedoch ausgesprochen ernst. Der überraschende Auftrag außerhalb der finnischen Hoheitsgewässer bereitet ihm offensichtlich Sorge.
»Ich kann an diesem Ausflug nichts Gutes finden«, bemerkt er trocken. »Aber mein Befehlshaber ist ein Kumpel Ihres Chefs … und das hat offenbar gereicht.«
»Ich rechne damit, dass wir die Entscheidung des Staatsanwalts bekommen, während wir unterwegs sind«, sagt Joona und spürt die Vibrationen, als das Schiff vom Pier ablegt und geschmeidig Kurs aufs offene Meer nimmt.
»Sobald Sie Ihren Haftbefehl haben, setze ich mich mit der FNS Hanko in Verbindung. Das ist ein Flugkörperschnellboot mit zwanzig Offizieren und sieben Wehrpflichtigen.«
Er zeigt Joona die Position des Schiffs auf dem Radarschirm.
»Es kann eine Geschwindigkeit von bis zu 35 Knoten erreichen, sodass es nicht einmal zwanzig Minuten braucht, bis es uns eingeholt hat.«
»Gut.«
»Raphael Guidis Jacht hat Dagö hinter sich gelassen und befindet sich ein gutes Stück vor Estland … Ich hoffe, es ist Ihnen bewusst, dass wir in estnischen Gewässern nicht an Bord eines Schiffes gehen können, wenn es sich nicht um einen Notfall oder offen kriminelle Aktivitäten handelt.«
»Ja«, antwortet Joona.
Mit grollenden Maschinen verlässt das Boot das Hafengelände.
»Da kommt die komplette Besatzung«, sagt Pasi Rannikko.

Ein Hüne mit einem blonden Bart steigt die Treppe zur Kommandobrücke hinauf. Er ist er erste und einzige Steuermann und stellt sich als »Niko Kapanen, wie der Eishockeyspieler« vor. Er schielt zu Joona hinüber, kratzt sich am Bart und fragt behutsam:
»Was wirft man diesem Guidi eigentlich vor?«
»Freiheitsberaubung, Mord, Polizistenmord, Waffenschmuggel«, antwortet Joona.
»Und Schweden schickt einen einzigen Polizisten?«
»Ja«, erwidert Joona und lächelt.
»Und wir stellen einen unbewaffneten alten Kahn zur Verfügung.«
»Sobald uns das Okay der Staatsanwaltschaft vorliegt, haben wir fast einen Zug Männer«, erklärt Pasi Rannikko. »Ich rede mit Urho Saarinen von der Hanko, und er ist in zwanzig Minuten bei uns.«
»Aber was ist mit einer Inspektion«, sagt Niko. »Wir dürfen doch verdammt noch mal ein Schiff inspi- …«
»Nicht in estnischen Gewässern«, unterbricht Pasi Rannikko ihn.
»Zum Kotzen«, brummt Niko.
»Das wird schon«, sagt Joona.

102

Wenn das Bild umgedreht wird

Axel Riessen liegt angekleidet auf dem Bett des Schlafzimmers, das zu der Fünfzimmersuite gehört, die man ihm auf Raphael Guidis riesiger Jacht zugeteilt hat. Neben ihm liegt die Mappe mit den ausführlichen Informationen zu dem Organspender, einem Mann, der nach einer missglückten Operation im Koma liegt. Alle Werte sind perfekt – der Gewebetyp passt haargenau zu Axels.
Er starrt an die Decke und spürt das Herz in seiner Brust pochen. Als es an die Tür klopft, zuckt er zusammen. Es ist der weiß gekleidete Mann, der ihn nach dem Hubschrauberflug in Empfang genommen hat.
»Abendessen«, sagt der Mann.
Gemeinsam durchqueren sie einen Fitnessbereich. Axels Blick schweift flüchtig über im Boden versenkte Badewannen voller leerer Flaschen und Bierdosen. Noch in Plastik verpackte Handtücher liegen in eleganten Regalen aus weißem Marmor an den Wänden. Hinter Milchglaswänden erahnt man eine Sporthalle. Eine Doppeltür aus mattem Metall gleitet lautlos auf, als sie an einer Lounge mit beigem Teppichboden, Sitzmöbeln und einem flachen, aber massiven Tisch aus geschliffenem Kalkstein vorbeikommen. Ein eigentümliches, düsteres Zwielicht liegt über dem Raum und erzeugt gleitende Schatten und Lichtflecken auf Wänden und Boden. Axel schaut auf und sieht, dass sie sich unter dem großen Swimmingpool der Jacht befinden. Der Grund des Beckens besteht aus Glas, und über dem Müll und den ausrangierten Möbeln sieht man den bleichen Himmel.
Raphael Guidi sitzt auf einer Couch, trägt dieselbe Jogginghose wie zuvor und ein weißes T-Shirt, das über seinem Bauch spannt. Er klopft auf den Platz neben sich, und Axel setzt sich zu ihm. Die beiden Leibwächter stehen hinter Guidi wie zwei Schatten. Keiner sagt etwas. Raphael Guidis Handy klingelt, er meldet sich und führt ein längeres Gespräch.
Kurz darauf kehrt der weiß gekleidete Mann mit einem Servierwagen zurück. Wortlos deckt er den flachen Kalksteintisch mit Tellern und

Gläsern, einer großen Platte mit gebratenen Hamburgern, Brot und Pommes frites, einer Flasche Ketchup und einer großen Plastikflasche Pepsi Cola.
Raphael Guidi blickt nicht auf, setzt sein Telefonat einfach fort. Mit unbewegter Stimme diskutiert er zahlreiche Details zu Produktionsgeschwindigkeit und Logistik.
Keiner sagt etwas, alle warten geduldig.
Fünfzehn Minuten später beendet Guidi sein Gespräch, sieht Axel Riessen an und ergreift mit sanfter Ruhe das Wort.
»Möchten Sie vielleicht ein Glas Wein?«, sagt er. »In achtundvierzig Stunden können Sie eine neue Leber haben.«
»Ich habe mir die Informationen zum Spender mehrmals durchgelesen«, sagt Axel. »Perfekt, ich bin beeindruckt, alles passt …«
»Das mit unseren Wünschen ist interessant«, erwidert Guidi. »Ich meine, was man sich mehr als alles andere wünscht. Ich wünschte, meine Frau würde leben, damit wir zusammen sein könnten.«
»Das verstehe ich.«
»Aber für mich hängen die Wünsche auch mit ihrem Gegenteil zusammen«, erklärt der Waffenhändler.
Er nimmt sich einen Hamburger und ein Körbchen mit Pommes frites und reicht die Platte anschließend an Axel weiter.
»Danke.«
»Der Wunsch in der einen Waagschale wiegt den Albtraum in der anderen auf«, fährt Raphael Guidi fort.
»Den Albtraum?«
»Ich meine ja nur … wir gehen durchs Leben und tragen viele Extreme in uns, wir haben Wünsche, die niemals in Erfüllung gehen, und Albträume, die niemals wahr werden.«
»Mag sein«, entgegnet Axel und beißt in seinen Hamburger.
»Ihr Wunsch, wieder Schlaf zu finden, könnte ja durchaus in Erfüllung gehen, aber wie … Ich frage mich, wie Sie sich die andere Waagschale vorstellen, wie sieht Ihr schlimmster Albtraum aus?«
»Ich weiß es wirklich nicht«, antwortet Axel lächelnd.
»Wovor haben Sie Angst?«, will Guidi wissen und salzt seine Pommes frites.
»Vor Krankheit, dem Tod … und großem Schmerz.«

»Natürlich, Schmerz, da stimme ich Ihnen zu«, sagt Guidi. »Aber mir ist mit der Zeit klar geworden, dass es mir dabei um meinen Sohn geht. Er ist fast erwachsen, und ich fürchte mich in letzter Zeit davor, dass er sich von mir abwenden, aus meinem Leben verschwinden könnte.«
»Einsamkeit?«
»Ja, ich glaube schon«, sagt Guidi. »Völlige Einsamkeit ist wahrscheinlich mein Albtraum.«
»Ich bin schon einsam«, erwidert Axel lächelnd. »Das Schlimmste habe ich also schon hinter mir.«
»Sagen Sie das nicht«, scherzt Raphael Guidi.
»Nein, aber dass es sich wiederholen könnte …«
»Was meinen Sie?«
»Vergessen Sie es, ich möchte nicht darüber sprechen.«
»Dass sie ein zweites Mal für den Selbstmord eines Mädchens verantwortlich sind«, sagt Guidi langsam und legt etwas auf den Tisch.
»Ja.«
»Wer würde sich das Leben nehmen?«
»Beverly«, flüstert Axel und sieht, dass der Gegenstand, den Guidi vor ihn auf den Tisch gelegt hat, ein Foto ist.
Es liegt mit der Rückseite nach oben.
Axel streckt die Hand aus, obwohl er es eigentlich nicht will. Seine Finger zittern, als er das Bild umdreht. Er reißt die Hand zurück und schnappt nach Luft. Auf dem Foto sieht man Beverlys fragendes Gesicht im Licht eines Kamerablitzes. Er starrt das Bild an und versucht zu verstehen. Er begreift, dass es als Warnung gemeint ist, denn die Aufnahme ist vor ein paar Tagen entstanden, in seinem Haus, in der Küche, als Beverly eine Geige ausprobierte und anschließend ins Haus ging, um eine Vase für den Pusteblumenstrauß zu suchen.

103

Näher

Nach zwei Stunden auf dem Patrouillenboot der finnischen Marine sieht Joona zum ersten Mal Raphael Guidis schlanke Luxusjacht am Horizont dahingleiten. Im Sonnenlicht ähnelt sie einem glitzernden Kristallschiff.
Kapitän Pasi Rannikko kommt zurück, stellt sich neben ihn und nickt zu der großen Jacht hinüber.
»Wie nahe sollen wir herangehen?«, fragt er.
Joona wirft ihm einen eisgrauen Blick zu.
»So nahe, dass wir sehen können, was an Bord vorgeht«, sagt er ruhig.
»Ich muss …«
Er verstummt jäh, als er plötzlich Stiche in den Schläfen spürt. Er stützt sich auf die Reling und versucht, langsam zu atmen.
»Was ist los?«, fragt Pasi Rannikko amüsiert. »Sind Sie etwa seekrank?«
»Es geht schon«, erwidert Joona.
Wieder pocht der Schmerz, und er hält sich fest, und es gelingt ihm, sich durch den gesamten Schmerzschub hindurch auf den Beinen zu halten. Er weiß, dass er jetzt auf keinen Fall seine Medikamente nehmen darf, denn sie könnten ihn unkonzentriert und müde machen.
Joona spürt, dass der kühle Fahrtwind die Schweißtropfen auf seiner Stirn erkalten lässt. Er denkt an Disas Blick, ihr ernstes, zartes Gesicht. Die Sonne funkelt auf der glatten Meeresoberfläche, und vor seinem inneren Auge taucht plötzlich die Brautkrone auf. Sie glänzt in ihrer Vitrine im Nordischen Museum mit einem sanften Schimmern auf den geflochtenen Spitzen. Er denkt an den Duft von Wildblumen und an eine Kirche, die für eine Sommerhochzeit mit Laub geschmückt wurde, sein Herz schlägt sehr laut, weshalb er anfangs nicht merkt, dass der Kapitän mit ihm spricht.
»Was meinen Sie?«
Joona sieht Pasi Rannikko verwirrt an und schaut dann zu der großen weißen Jacht hinüber.

104

Der Albtraum

Axel kann nichts mehr essen, ihm ist schlecht. Immer wieder fällt sein Blick auf das Foto von Beverly.
Raphael Guidi tunkt Pommes frites in einen Klecks Ketchup auf dem Rand seines Tellers.
Plötzlich sieht Axel einen jungen Mann im Türrahmen stehen und zu ihnen herüberblicken. Er wirkt müde und ängstlich, hält ein Handy in der Hand.
»Peter«, ruft Guidi. »Komm her!«
»Ich will nicht«, sagt der junge Mann mit schwacher Stimme.
»Das war keine Frage«, erwidert Raphael Guidi gereizt.
Der Junge kommt zu ihnen und begrüßt Axel Riessen schüchtern.
»Das ist mein Sohn«, erläutert Guidi, als handelte es sich um eine ganz normale Einladung zum Abendessen.
»Hallo«, sagt Axel freundlich.
Der Mann, der im Hubschrauber neben dem Piloten saß, steht an der Bar und wirft einem fröhlichen zotteligen Hund Erdnüsse zu. Seine grauen Haare glänzen metallisch, und seine Brille schimmert weiß.
»Nüsse sind nicht gut für ihn«, sagt Peter.
»Nach dem Essen könntest du eigentlich deine Geige holen, was meinst du?«, fragt Guidi mit plötzlicher Mattigkeit in der Stimme. »Unser Gast interessiert sich für Musik.«
Peter nickt, er ist blass und verschwitzt, die Ringe unter seinen Augen sind fast violett.
Axel versucht zu lächeln.
»Was haben Sie für eine Geige?«
Peter zuckt mit den Schultern.
»Sie ist viel zu gut für mich, es ist eine Amati. Meine Mutter war Musikerin, es ist ihre Amati.«
»Eine Amati?«
»Welche Geigen sind eigentlich besser?«, fragt Raphael Guidi. »Amati oder Stradivari?«

»Das kommt ganz darauf an, wer sie spielt«, antwortet Axel.
»Sie kommen aus Schweden«, sagt Guidi. »In Schweden gibt es vier Stradivari, aber keine, auf der Paganini gespielt hat … und ich bilde mir ein …«
»Das ist sicher richtig«, erwidert Axel.
»Ich sammele Streichinstrumente, die sich noch daran erinnern, wie … Nein«, unterbricht Guidi sich. »Ich will es anders formulieren … Wenn diese Instrumente richtig behandelt werden, kann man die Sehnsucht einer verlorenen Seele hören.«
»Mag sein«, sagt Axel.
»Ich bin stets sehr darauf bedacht, an diese Sehnsucht zu erinnern, wenn der Zeitpunkt gekommen ist, den Vertrag zu schließen«, fährt Guidi fort und lächelt freudlos. »Ich versammele die Beteiligten, wir hören Musik, diesen einzigartigen, traurigen Klang, und dann schreiben wir einen Vertrag in der Luft, mit unseren Wünschen und Albträumen als Einsatz … das ist ein Paganini-Vertrag.«
»Ich verstehe.«
»Tun Sie das?«, fragt Raphael Guidi. »Von diesem Vertrag kann man niemals zurücktreten, nicht einmal durch den eigenen Tod. Wer versucht, die Abmachungen zu brechen, oder sich das Leben nimmt, weiß, dass sein schlimmster Albtraum in Erfüllung gehen wird.«
»Und was soll ich Ihrer Meinung nach darauf erwidern?«, fragt Axel.
»Ich sage nur … Es ist kein Vertrag, den man bricht, und ich … wie soll ich mich ausdrücken?«, fragt Guidi sich zögernd. »Ich sehe nicht, welche Vorteile es für mich und meine Geschäfte haben sollte, wenn Sie mich fälschlicherweise für einen netten Menschen halten würden.«
Raphael Guidi geht zur Wand, an der ein großer Fernsehapparat hängt. Er zieht eine glänzende Scheibe aus der Hosentasche und legt sie in einen DVD-Player. Peter setzt sich auf den Rand einer Couch. Der Junge sieht die Männer im Raum scheu an. Er ist blond, sieht seinem Vater überhaupt nicht ähnlich. Sein Körper ist nicht breit und untersetzt, eher feingliedrig, und sein Gesicht ist sensibel.
Das Bild ist körnig und voller Streifen. Axel empfindet greifbare, rein körperliche Angst, als er drei Personen aus der Tür einer Backsteinvilla treten sieht. Zwei Personen erkennt er sofort: Kriminalkommissar Joona Linna und Saga Bauer. Die dritte ist eine junge Frau mit

lateinamerikanischen Gesichtszügen.
Axel Riessen schaut auf den Bildschirm und sieht Joona Linna ein Handy aus der Tasche ziehen und telefonieren. Es scheint sich niemand zu melden. Mit verschlossenen Mienen steigen die drei in einen Wagen und fahren davon.
Die Kamera bewegt sich wackelnd zu der Tür, sie wird geöffnet, das Licht verschwindet in der plötzlichen Dunkelheit und wird im nächsten Moment automatisch reguliert. In dem Flur stehen zwei große Koffer.
Die Kamera bewegt sich in die Küche, schwenkt dann nach links, eine Treppe hinab und durch einen gekachelten Gang bis in einen großen Raum mit einem Schwimmbecken. Eine Frau in einem Badeanzug sitzt in einem Liegestuhl, und eine zweite Frau mit kurzen Haaren telefoniert stehend.
Die Kamera zieht sich in einer scheuen Bewegung zurück, wartet das Ende des Telefonats ab, hält sich verborgen, bis die Frau mit der Pagenfrisur nicht mehr spricht, und bewegt sich dann wieder vorwärts. Man hört Schritte, und die Frau mit dem Telefon wendet ihr müdes und trauriges Gesicht der Kamera zu und erstarrt. Ein Ausdruck großer Angst legt sich auf ihr Gesicht.
»Ich glaube nicht, dass ich mehr sehen will, Papa«, sagt Guidis Sohn mit schwacher Stimme.
»Jetzt fängt es doch erst richtig an«, antwortet der Waffenhändler.
Plötzlich wird der Bildschirm dunkel, die Kamera wird ausgeschaltet, aber das Bild kehrt noch in derselben Sekunde zurück, flimmert und stabilisiert sich wieder. Die Kamera ist inzwischen auf einem Stativ befestigt. Die beiden Frauen sitzen nebeneinander an die gekachelte Wand gelehnt auf dem Fußboden. Auf einem Stuhl vor ihnen sitzt Pontus Salman. Er scheint schnell zu atmen, sein Körper bewegt sich unruhig. Die eingeblendete Uhr zeigt an, dass die Aufnahme erst vor einer Stunde gemacht wurde.
Ein schwarz gekleideter Mann, dessen Gesicht hinter einer Kapuze verborgen ist, geht zu Veronique, packt ihre Haare und zwingt sie, in die Kamera zu schauen.
»Entschuldige, entschuldige, entschuldige«, sagt Guidi mit piepsiger Stimme.
Axel sieht ihn fragend an, dann hört er Veronique Salmans Stimme.

»Entschuldige, entschuldige, entschuldige.«
Vor Angst ist ihre Stimme abgehackt.
»Ich hatte doch keine Ahnung«, piepst Guidi und zeigt auf den Bildschirm.
»Ich hatte doch keine Ahnung«, fleht Veronique. »Ich habe das Foto gemacht, aber ich habe es nicht böse gemeint, ich wusste nicht, wie dumm das war, ich dachte nur …«
»Du musst wählen«, sagt der Mann mit der Kapuze zu Pontus Salman. »Wem soll ich ins Knie schießen? Deiner Frau … oder deiner Schwester?«
»Bitte, tun Sie das nicht«, flüstert Salman.
»Auf wen soll ich schießen?«, fragt der Mann.
»Auf meine Frau«, antwortet Salman fast lautlos.
»Pontus«, fleht seine Frau. »Bitte, lass ihn nicht …«
Pontus Salman beginnt krampfhaft zu weinen.
»Es wird wehtun, wenn ich auf sie schieße«, warnt der Mann.
»Lass nicht zu, dass er das tut!«, schreit Veronique in panischer Angst.
»Hast du es dir anders überlegt? Soll ich lieber auf deine Schwester schießen?«
»Nein«, antwortet Salman.
»Bitte mich darum.«
»Was haben Sie gesagt?«, fragt Salman mit verzerrtem Gesicht.
»Bitte mich ganz lieb, es zu tun.«
Es wird still, und dann hört Axel Pontus Salman sagen.
»Würden Sie bitte … meiner Frau ins Knie schießen.«
»Wenn du mich ganz lieb darum bittest, kann ich ihr auch in beide schießen«, sagt der Mann und legt seine Pistole auf Veronique Salmans Bein.
»Lass nicht zu, dass er das tut«, schreit sie. »Bitte, Pontus …«
Der Mann feuert seine Waffe ab, man hört einen kurzen Knall, und das Bein flattert kurz auf. Blut spritzt auf die Kacheln. Eine Wolke aus Pulverdampf verflüchtigt sich um die Pistole. Veronique schreit, bis ihre Stimme bricht. Er feuert die Waffe noch einmal ab. Der Rückstoß lässt den Lauf der Pistole hochfedern. Das zweite Knie wird getroffen, und das Bein knickt in einem absurden Winkel um.
Veronique schreit erneut, heiser und fremd, ihr Körper zuckt vor

Schmerz, und Blut fließt auf die Fliesen unter ihr.
Pontus Salman übergibt sich, und der Mann mit der Kapuze sieht ihn mit fragenden, verträumten Augen an.
Veronique rutscht mit dem Oberkörper zur Seite, atmet schnell und versucht, mit den Händen ihre verletzten Beine zu erreichen. Die andere Frau scheint unter Schock zu stehen, ihr Gesicht ist grünlich blass, und ihre Augen sind nur große schwarze Löcher.
»Deine Schwester ist psychisch gestört, nicht wahr?«, fragt der Mann neugierig. »Meinst du, sie kapiert, was hier vorgeht?«
Tröstend tätschelt er Pontus Salmans Kopf und sagt dann:
»Soll ich deine Schwester vergewaltigen oder deine Frau erschießen?«
Pontus Salman antwortet nicht, er sieht aus, als würde er das Bewusstsein verlieren. Seine Augen verdrehen sich, und der Mann schlägt ihm ins Gesicht.
»Antworte mir, soll ich deine Frau erschießen oder deine Schwester vergewaltigen?«
Pontus Salmans Schwester schüttelt den Kopf.
»Vergewaltige sie«, flüstert Veronique zwischen ihren hechelnden Atemzügen. »Bitte, bitte, Pontus, sag ihm, dass er sie vergewaltigen soll.«
»Vergewaltige sie«, flüstert Salman.
»Wie bitte?«
»Vergewaltige meine Schwester.«
»Okay, gleich«, sagt der Mann.
Axel Riessen schaut zu Boden, zwischen seine Füße. Er kämpft darum, etwas anderes zu hören als das Wimmern aus dem Film, das Flehen, die rohen, grauenvollen Schreie. Er versucht, seinen Kopf mit der Erinnerung an Musik zu füllen, versucht, die Räume zu verstehen, die bei Bach entstehen, Räume, die von Helligkeit, von stürzenden Lichtstrahlen erfüllt sind.
Schließlich wird es still. Axel blickt zu dem Film auf. Die beiden Frauen liegen tot an der Wand. Er sieht den Mann mit der Kapuze, der keuchend mit einem Messer in der einen Hand und einer Pistole in der anderen Hand vor der Kamera steht.
»Dein Albtraum hat sich erfüllt – jetzt kannst du dir das Leben nehmen«, sagt der Mann im Film, wirft Pontus Salman die Pistole zu und tritt aus

dem Bild, hinter die Kamera.

105

Die Zeugin

Saga Bauer verlässt Magdalena Ronander und steigt über die Absperrungsbänder. Immer mehr Schaulustige haben sich versammelt, das schwedische Fernsehen ist mit einem Übertragungswagen eingetroffen, ein Schutzpolizist versucht, die Leute zurückzudrängen, um einen Krankenwagen durchzulassen.
Saga lässt das alles hinter sich, geht einen Plattenweg im Garten irgendwelcher Nachbarn hinauf und an einem Jasminbaum vorbei. Sie geht immer schneller, und das letzte Stück zum Auto läuft sie quer über den Rasen.
»Das Mädchen«, hatte Joona am Telefon gesagt. »Du musst das Mädchen finden. Da war ein Mädchen bei Axel Riessen. Er nannte sie Beverly. Rede mit Robert, seinem Bruder. Sie ist ungefähr fünfzehn Jahre alt, sie muss irgendwie aufzutreiben sein.«
»Wie viel Zeit bleibt mir, den Staatsanwalt zu überzeugen?«
»Nicht viel«, hatte Joona geantwortet. »Aber du schaffst das.«
Während Saga in die Stadt zurückfährt, ruft sie Robert Riessen an, aber es meldet sich keiner. Sie ruft in der Telefonzentrale des Landeskriminalamts an und bittet darum, mit Joonas Assistentin verbunden zu werden, die einmal bei den olympischen Schwimmwettbewerben eine Medaille gewonnen hat und auf ihren übertrieben lackierten Fingernägeln und glänzenden Lippenstiften beharrt.
»Anja Larsson«, hört Saga nach kurzem Klingeln.
»Hallo, hier spricht Saga Bauer vom Staatsschutz, wir sind uns neulich begegnet …«
»Ja, ich weiß«, sagt Anja kühl.
»Ich wollte fragen, ob Sie ein Mädchen für mich finden können, dass möglicherweise Beverly Andersson heißt und …«
»Soll ich das dem Staatsschutz in Rechnung stellen?«
»Machen Sie verdammt noch mal, was Sie wollen, Hauptsache, Sie rücken mit einer Scheißtelefonnummer heraus, bevor …«

»Sie vergreifen sich im Ton, junge Dame.«
»Vergessen Sie einfach, dass ich gefragt habe.«
Saga flucht und hupt lang gezogen ein Auto an, das nicht losfährt, obwohl die Ampel auf Grün steht. Sie will das Gespräch schon wegdrücken, als sie Anjas Stimme hört.
»Wie alt ist sie?«
»Etwa fünfzehn.«
»Zu einer Beverly Andersson gibt es keine Telefonnummer. Möglich, dass auf sie kein Festnetzanschluss registriert ist, jedenfalls steht sie in keinem Telefonbuch … das Einzige, was ich finde, ist die Telefonnummer ihres Vaters.«
»Okay, ich rufe ihn an. Können Sie mir die Nummer simsen?«
»Schon passiert.«
»Danke, vielen Dank … Entschuldigen Sie, dass ich ein bisschen ungeduldig bin, aber ich mache mir Sorgen um Joona, dass er vielleicht eine Dummheit begeht, wenn er keine Verstärkung bekommt.«
»Haben Sie mit ihm gesprochen?«
»Er hat mich gebeten, nach dem Mädchen zu suchen. Ich bin ihr nie begegnet, ich weiß nicht … Er verlässt sich darauf, dass ich das regele, aber ich …«
»Rufen Sie Beverlys Vater an, ich suche weiter«, sagt Anja und legt auf.
Saga fährt im Stadtteil Hjorthagen rechts heran und ruft die Nummer an, die Anja ihr geschickt hat. Die Vorwahl 0418 gehört zu der südschwedischen Region Schonen. Möglicherweise Svalöv, denkt sie und wartet.

106

Der Vater

In einer Holzküche in Schonen schreckt ein Mann auf, als das Telefon klingelt. Er ist gerade erst hereingekommen, nachdem er über eine Stunde damit verbracht hat, eine junge Kuh zu befreien, die entlaufen war und sich im Stacheldraht des Nachbarn verfangen hatte. Evert Andersson hat Blut an den Fingern, Blut, das er an seiner blauen Arbeitskleidung abgewischt hat.
Als es klingelt, hindern ihn nicht nur seine schmutzigen Kleider daran, an den Apparat zu gehen, sondern auch das Gefühl, dass es in diesem Moment niemanden gibt, mit dem er gerne sprechen würde. Er beugt sich vor, wirft einen Blick auf das Display und sieht, dass die Rufnummer unterdrückt wird, wahrscheinlich wieder so ein Verkäufer mit affektierter Stimme.
Er wartet, bis es nicht mehr klingelt, aber kurz darauf beginnt das Telefon von Neuem zu klingeln. Evert Andersson schaut noch einmal auf das Display und meldet sich schließlich.
»Andersson.«
»Hallo, ich heiße Saga Bauer«, hört er eine gestresste Frauenstimme sagen. »Ich bin Polizistin, Kommissarin beim Staatsschutz. Eigentlich suche ich Ihre Tochter, Beverly Andersson.«
»Was ist passiert?«
»Sie hat nichts angestellt, aber ich glaube, dass sie über wichtige Informationen verfügt, die uns helfen könnten.«
»Und jetzt ist sie verschwunden?«, fragt Andersson schwach.
»Ich habe mir gedacht, dass Sie mir vielleicht ihre Telefonnummer geben können«, erwidert Saga.
Evert denkt, dass er seine Tochter früher als seine Nachfolgerin betrachtet hat, die den Hof in der nächsten Generation weiterführen würde, die hier in seinem Haus, seinen Scheunen und Wirtschaftsgebäuden und auf seinen Äckern arbeiten und sich auf dem Hof bewegen würde, wie ihre Mutter es getan hat, in einem Ledermantel, die Haare in einem Zopf auf der Schulter.

Aber Beverly hatte schon als Kind etwas Fremdes, das ihm Angst machte.
Sie wurde älter und immer eigener. Sie war anders als er, anders als ihre Mutter. Als sie noch ein Kind von acht oder neun Jahren war, hatte er sie einmal im Stall überrascht. Sie saß in einer leeren Box auf einem umgedrehten Eimer und sang mit geschlossenen Augen vor sich hin. Sie hatte sich im Klang ihrer eigenen Stimme verloren. Eigentlich hatte er sie anschreien wollen aufzuhören, nicht so albern zu sein, aber die heitere Miene auf dem Gesicht des Kindes hatte ihn verwirrt. Von jenem Moment an wusste er, dass es in ihr etwas gab, was er niemals verstehen würde. Daraufhin hörte er auf, mit ihr zu sprechen. Sobald er etwas zu sagen versuchte, verschwanden die Worte.
Nach dem Tod ihrer Mutter herrschte auf dem Hof vollkommene Stille. Beverly begann, sich herumzutreiben, war manchmal stundenlang verschwunden, gelegentlich auch einen ganzen Tag. Die Polizei brachte sie von irgendwoher nach Hause, ohne dass sie hätte sagen können, wie sie dort gelandet war. Sie ging mit jedem mit, wenn man nur freundlich mit ihr sprach.
»Es gibt nichts, was ich ihr sagen möchte. Was soll ich da mit einer Telefonnummer?«, sagt er in seinem rauen und abweisenden schonischen Dialekt.
»Sind Sie sicher, dass …«
»Leute aus Stockholm verstehen so etwas nicht«, unterbricht er sie und legt auf.
Er betrachtet seine Finger auf dem Hörer, sieht das Blut auf den Knöcheln, den Schmutz unter den Nägeln, entlang des Nagelbetts, in jeder Furche der rauen Haut. Langsam geht er zu einem grünen Sessel, greift nach der glänzenden Beilage der Zeitung und beginnt, darin zu lesen. Am Abend wird eine Sendung zum Gedenken an den Fernsehstar Ossian Wallenberg ausgestrahlt. Evert lässt die Zeitung zu Boden fallen, als er von seinen eigenen Tränen überrascht wird. Ihm ist plötzlich eingefallen, dass Beverly oft neben ihm auf der Couch gesessen und über den Klamauk in »Der goldene Freitag« gelacht hat.

107

Das leere Zimmer

Saga Bauer flucht vor sich hin und bleibt im Auto sitzen. Sie schließt die Augen und schlägt ein paar Mal mit der Hand auf das Lenkrad. Langsam wiederholt sie innerlich, dass sie sich konzentrieren und weitermachen muss, ehe es zu spät ist. Sie ist so in Gedanken versunken, dass sie zusammenzuckt, als das Telefon klingelt.
»Ich bin's«, sagt Anja Larsson. »Ich verbinde Sie mit Herbert Saxéus in der Sankta-Maria-Hjärta-Klinik«, sagt sie kurz.
»Okay, was …«
»Saxéus war während der zwei Jahre, die Beverly in der Klinik verbracht hat, ihr Arzt.«
»Danke, das war …«
Aber Anja hat Saga bereits mit einer anderen Leitung verbunden.
Saga wartet, hört es klingeln. Sankta Maria Hjärta, denkt sie und erinnert sich, dass die Klinik in Torsby, östlich von Stockholm liegt.
»Herbert Saxéus«, sagt eine warme Stimme an ihrem Ohr.
»Hallo, ich heiße Saga Bauer, ich bin Polizistin, Kommissarin beim Staatsschutz. Ich muss mit einem Mädchen sprechen, das Ihre Patientin gewesen ist, Beverly Andersson.«
Es wird kurz still in der Leitung.
»Geht es ihr gut?«, fragt der Arzt dann.
»Keine Ahnung, ich muss mit ihr reden«, sagt Saga schnell. »Es ist wirklich sehr dringend.«
»Sie ist Untermieterin bei Axel Riessen, der … Er hat eine Art informelle Verantwortung für sie übernommen.«
»Dann wohnt sie bei ihm?«, fragt Saga schnell, dreht den Schlüssel im Zündschloss und fährt los.
»Axel Riessen stellt ihr ein Zimmer zur Verfügung, bis sie eine eigene Bleibe findet«, antwortet der Arzt. »Sie ist erst fünfzehn, aber es wäre ein Fehler, sie zu zwingen, wieder nach Hause zu ziehen.«
Es ist wenig los auf den Straßen, sodass Saga schnell fahren kann.
»Darf ich erfahren, aus welchem Grund Beverly bei Ihnen in

Behandlung gewesen ist?«, fragt sie.
Der Arzt holt tief Luft und sagt mit seiner tiefen, freundlichen Stimme: »Ich weiß nicht, ob das interessant ist … Als Arzt würde ich Ihnen antworten, dass sie unter einer schweren Persönlichkeitsstörung litt, als sie zu uns kam. Cluster B.«
»Was bedeutet das?«
»Nichts«, antwortet Herbert Saxéus und räuspert sich. »Aber wenn Sie mich als Mensch fragen, lautet meine Antwort, dass Beverly gesund ist, gesünder als die meisten … Ich weiß, das klingt wie eine Floskel, aber es ist wirklich nicht sie, die krank ist.«
»Sondern die Welt.«
»Ja«, seufzt er.
Saga bedankt sich für das Gespräch, legt auf und biegt in den Valhallavägen. Der Sitz klebt an ihrem verschwitzten Rücken. Das Telefon klingelt. Sie gibt an den Ampeln am Olympiastadion Vollgas, die im selben Moment auf Rot springen. Dann meldet sie sich.
»Ich hab mir gedacht, dass ich auch mal mit Beverlys Vater sprechen könnte«, sagt Anja Larsson. »Er ist ein wirklich netter Mann, aber er hatte einen anstrengenden Tag, er musste sich um eine verletzte Kuh kümmern. Sie trösten, hat er erzählt. Seine Familie hat seit ewigen Zeiten immer am selben Ort gewohnt. Jetzt ist er der Einzige, der noch auf dem Hof lebt. Wir haben über Nils Holgersson gesprochen, und am Ende hat er dann ein paar Briefe geholt, die Beverly ihm geschickt hat. Er hatte sie nicht einmal geöffnet, was für ein sturer Hund. Beverly hat ihm in jedem Brief ihre Telefonnummer aufgeschrieben.«
Saga Bauer dankt Anja mehrmals und wählt die Nummer. Sie hält vor Axel und Robert Riessens Haus, während Beverly Anderssons Handy klingelt.
Ein Rufton nach dem anderen verschwindet im Äther. Die Sonne scheint durch den aufgewirbelten Staub vor der Kirche. Saga spürt, dass ihr Körper vor Anstrengung zittert, ihr läuft die Zeit davon, Joona wird Raphael Guidi ganz alleine gegenüberstehen.
Mit dem Handy am Ohr geht sie zu Robert Riessens Tür und klingelt. Plötzlich klickt es im Telefon, und man hört ein leises Rauschen.
»Beverly?«, fragt Saga. »Bist du das?«
Sie hört jemanden atmen.

»Antworte mir, Beverly«, sagt sie so sanft, wie es nur eben geht. »Wo bist du?«
»Ich …«
Es wird wieder still.
»Was hast du gesagt? Was hast du gesagt, Beverly, ich konnte dich nicht richtig hören.«
»Ich darf noch nicht rauskommen«, flüstert das Mädchen und unterbricht die Verbindung.

*

Robert Riessen ist schweigsam und blass, als er Saga in Beverly Anderssons Zimmer allein lässt und sie bittet, die Wohnung hinter sich abzuschließen. Das Zimmer sieht beinahe unbewohnt aus. Es gibt darin nichts als einige zusammengefaltete Kleidungsstücke im Schrank, ein Paar Gummistiefel, eine Steppjacke und ein Ladekabel für das Handy. Saga schließt die Tür ab und geht in Axel Riessens Wohnung hinunter. Sie will versuchen zu verstehen, was Joona gemeint hat, als er sagte, das Mädchen könne eine Zeugin sein. Sie kommt an den Wohnräumen, den Salons und der stillen Bibliothek vorbei. Die Tür zu Axel Riessens Schlafzimmer steht einen Spaltbreit offen. Saga geht über den dicken chinesischen Teppich, am Bett vorbei in das angrenzende Badezimmer. Sie kehrt ins Schlafzimmer zurück. Irgendetwas macht sie nervös. Eine Unruhe hängt in dem Zimmer, und Saga legt ihre Hand auf die Glock im Schulterhalfter. Auf dem Tisch lässt eine Pusteblume in einem Whiskyglas den Kopf hängen.
Träge bewegt sich Staub im Sonnenlicht, die Möbel und Dinge sind ganz von ihrer Stille erfüllt. Als der Zweig eines Baums über die Fensterscheibe scharrt, schlägt ihr Herz plötzlich schneller.
Sie geht zu dem ungemachten Bett, betrachtet die Falten in den gemangelten Laken, die beiden Kissen.
Dann hat Saga das Gefühl, in der Bibliothek vorsichtige Schritte zu hören, und will sich gerade leise dorthin schleichen, als eine Hand nach ihrem Fußknöchel greift. Jemand liegt unter dem Bett. Sie reißt sich los, weicht zurück, zieht die Pistole und wirft aus Versehen das Tischchen mit dem Glas um.

Saga geht auf ein Knie und zielt, senkt ihre Waffe jedoch sofort wieder. Aus dem Dunkel unter dem Bett heraus sieht ein Mädchen sie mit großen, verängstigten Augen an. Saga steckt die Pistole ins Halfter zurück und seufzt anschließend tief.
»Du leuchtest«, flüstert das Mädchen.
»Beverly?«, fragt Saga.
»Darf ich jetzt rauskommen?«
»Ich verspreche dir, dass du jetzt herauskommen kannst«, sagt Saga.
»Ist denn eine Stunde vorbei? Axel hat gesagt, dass ich erst herauskommen darf, wenn eine Stunde vorbei ist.«
»Es ist viel mehr Zeit vergangen als eine Stunde, Beverly.«
Saga hilft ihr aus dem engen Raum heraus. Das Mädchen trägt nur Unterwäsche und ist nach dem langen Stillliegen ganz steif. Ihre Haare sind kurz geschnitten und die Arme voller Bilder und Buchstaben.
»Was tust du unter Axel Riessens Bett?«, fragt Saga ganz ruhig.
»Er ist mein bester Freund«, antwortet Beverly leise und zieht eine Jeans an.
»Ich glaube, dass er in großer Gefahr ist – du musst mir erzählen, was du weißt.«
Beverly hält das T-Shirt in der Hand. Ihr Gesicht ist auf einmal rot, Tränen treten in ihre Augen.
»Ich habe nichts …«
Beverly verstummt, ihr Mund beginnt zu zittern.
»Ganz ruhig«, meint Saga und zwingt sich nochmals, den Stress in ihrer Stimme zurückzudrängen. »Fang einfach von vorne an.«
»Als Axel hereinkam, lag ich im Bett«, sagt Beverly mit schwacher Stimme »Ich habe gleich gemerkt, dass was passiert ist, er war ganz blass. Ich dachte, er wäre traurig, weil ich getrampt bin, das darf ich nämlich eigentlich nicht.«
Sie verstummt und wendet das Gesicht ab.
»Sprich bitte weiter, Beverly, wir haben es ein bisschen eilig.«
Beverly flüstert eine Entschuldigung, wischt sich rasch die Wangen mit ihrem T-Shirt trocken und sieht Saga mit feuchten Augen und geröteter Nasenspitze an.
»Axel ist ins Zimmer gekommen«, erzählt Beverly gefasst. »Er hat mir gesagt, dass ich unter das Bett kriechen und mich eine ganze Stunde

verstecken soll und … dann ist er ins Wohnzimmer gerannt und ich weiß nicht … ich habe nur ihre Beine gesehen, aber zwei Onkel sind hinter ihm hereingekommen. Sie haben etwas ganz Schreckliches mit ihm gemacht. Er schrie, und sie haben ihn auf den Boden geworfen und in weißes Plastik gewickelt und rausgetragen. Das ging alles total schnell. Ich habe ihre Gesichter nicht gesehen … ich weiß nicht mal, ob es Menschen waren …«

»Warte mal kurz«, sagt Saga und zieht ihr Handy heraus. »Du musst mitkommen und das Gleiche einem Mann erzählen, der Jens Svanehjälm heißt.«

Saga ruft mit zitternden Händen Carlos Eliasson an.

»Wir haben eine Zeugin, die gesehen hat, dass Axel Riessen gegen seinen Willen fortgeschafft wurde. Wir haben eine Zeugin«, wiederholt sie. »Die Zeugin hat beobachtet, dass Riessen überfallen und entführt wurde, das muss reichen.«

Während Saga der Reaktion am Telefon lauscht, begegnet sie Beverlys Blick.

»Gut, wir sind schon unterwegs«, sagt sie. »Hol Svanehjälm und sieh zu, dass er den Kontakt mit Europol vorbereitet.«

108

Loyalität

Raphael Guidi geht mit einer schwarzen Ledermappe in der Hand durch den Speisesaal, legt sie auf den Tisch und schiebt sie zu Axel Riessen hinüber.
»Pontus Salmans Albtraum war, wie Sie vielleicht begriffen haben, zwischen seiner Frau und seiner Schwester wählen zu müssen. Ich weiß nicht, bisher habe ich es nie für nötig erachtet, so explizit zu werden, aber ich habe … Wie soll ich mich ausdrücken? Ich musste die Erfahrung machen, dass sich manche Leute eingebildet haben, ihrem Albtraum durch den eigenen Tod entfliehen zu können. Verstehen Sie mich nicht falsch, die meiste Zeit geht alles sehr nett und zivilisiert zu, Menschen, die mir treu ihre Loyalität zeigen, behandele ich ausgesprochen großzügig.«
»Sie drohen mir, Beverly etwas anzutun.«
»Sie können zwischen ihr und Ihrem jüngeren Bruder wählen, wenn Ihnen das lieber ist«, sagt Guidi, trinkt einen Schluck seines Vitaminsafts, streicht sich über den Mundwinkel und bittet Peter, die Geige holen zu gehen.
»Habe ich Ihnen eigentlich schon erzählt, dass ich nur Instrumente besitze, auf denen Paganini gespielt hat?«, fragt er. »Das ist das Einzige, was mich interessiert. Es heißt, dass Paganini sein Gesicht hasste … und ich persönlich glaube, dass er seine Seele verkauft hat, um berühmt zu werden. Er nannte sich einen Affen … aber wenn er spielte, kamen die Frauen angekrochen. Das war den Preis wert. Er spielte und spielte, bis ihn Feuergeruch umgab.«
Axel sieht durch die großen Panoramafenster, hinter denen ganz ruhig die gewaltigen Wassermassen liegen. Durch die kleineren Fenster zum Vordeck kann er schemenhaft den weißen Hubschrauber erkennen, mit dem er auf die Luxusjacht gekommen ist. Axels Gedanken pendeln zwischen dem furchtbaren Film und der Suche nach möglichen Fluchtwegen.
Er ist schrecklich müde, sitzt nur regungslos da und hört Guidi zu, der

weiter über Geigen spricht, Stradivaris Fixierung auf die hellsten Klänge, die Härte des Holzes, den langsam wachsenden Ahornbaum und die Fichte.
Raphael Guidi hält inne, lächelt leblos und sagt:
»Solange Sie sich loyal verhalten, können Sie genießen, was in der ersten Waagschale Platz findet, Sie werden eine gesunde Leber haben, gut schlafen und Ihr Leben führen, und als Gegenleistung verlange ich lediglich, dass Sie unseren Vertrag nicht vergessen.«
»Und Sie wollen, dass ich die Ausfuhrgenehmigung unterschreibe.«
»Die bekäme ich so oder so, aber ich will Sie nicht zwingen, ich will Sie nicht umbringen, das wäre Verschwendung, ich möchte Ihre …«
»Meine Loyalität«, ergänzt Axel.
»Finden Sie das etwa dumm?«, fragt Guidi. »Denken Sie bitte kurz nach und nennen Sie mir anschließend die Menschen, auf deren hundertprozentige Loyalität Sie zählen können.«
Es wird still zwischen ihnen. Axel starrt vor sich hin.
»Sehen Sie«, sagt Raphael Guidi nach einer Weile mit traurigem Blick.

109

Der Vertrag

Axel öffnet die Ledermappe auf dem Tisch, sieht, dass sie alle Unterlagen enthält, die erforderlich sind, um dem Containerfrachtschiff M/S Icelus zu genehmigen, den Hafen von Göteborg mit seiner großen Fracht Munition zu verlassen.
Es fehlt nur noch seine Unterschrift.
Raphael Guidis Sohn Peter betritt den Raum, sein Gesicht ist blass, verschlossen. Er hält eine sehr schöne Geige in der Hand, ein rotbraunes Instrument mit bauchigem Klangkörper. Axel sieht sofort, dass es eine Amati ist, eine wirklich gut erhaltene Amati.
»Ich glaube, ich habe schon erwähnt, dass zu dem, was wir nun tun werden, eine gewisse Musik gehört«, erklärt Guidi sanft. »Die Geige gehörte seiner Mutter … und viele Jahre zuvor spielte Nicolò Paganini auf ihr.«
»Sie wurde 1657 gebaut«, sagt Peter, holt seine Schlüssel und sein Handy aus den Taschen und legt alles auf den Tisch, ehe er die Geige ansetzt.
Der Junge setzt den Bogen auf die Saiten und beginnt zögernd zu spielen. Axel hört sofort, dass es das erste Stück von Paganinis berühmtestem Werk, den »24 Capricen« ist. Es gilt als das schwierigste Werk für Geige überhaupt. Der Junge spielt, als wäre er unter Wasser, viel zu langsam.
»Es ist ein vorteilhafter Vertrag«, sagt Guidi leise.
Es ist immer noch hell draußen, die großen Fensterfronten lassen graues Licht in den Salon.
Axel denkt an Beverly, die sich in der psychiatrischen Klinik in sein Bett legte und flüsterte: »Dich umgibt ein Licht, ich konnte es schon vom Flur aus sehen.«
»Haben Sie lange genug überlegt?«, fragt Raphael Guidi.
Axel erträgt es nicht, in die tristen Augen des Waffenhändlers zu sehen, er weicht dem Blick Guidis aus und greift nach dem Stift, der vor ihm liegt. Er hört sein Herz pochen und versucht zu verbergen, wie schnell er

atmet.
Diesmal wird er kein Strichmännchen malen, das Hallo sagt, er wird seinen Namen schreiben und beten, dass Raphael Guidi sich damit zufrieden gibt und ihn nach Schweden zurückkehren lässt.
Axel spürt den Stift in seiner Hand zittern. Er legt die andere Hand auf die erste und führt die Spitze des Stifts vorsichtig zu der leeren Zeile.
»Warten Sie«, sagt Guidi. »Ehe Sie unterschreiben, möchte ich wissen, ob Sie auch wirklich loyal sein werden.«
Axel sieht auf und begegnet Guidis Blick.
»Wenn sie wirklich bereit sind, bei Vertragsbruch ihren Albtraum in Erfüllung gehen zu sehen, müssen Sie mir das zeigen, indem Sie mir die Hand küssen.«
»Wie bitte?«, wispert Axel.
»Sollen wir den Vertrag schließen?«
»Ja«, antwortet Axel.
»Küssen Sie mir die Hand«, sagt Raphael Guidi mit verstellter Stimme, als spiele er einen Idioten in einem alten Theaterstück.
Sein Sohn spielt immer langsamer, versucht, die Finger zu erweichen, ihm zu gehorchen, neue Positionen einzunehmen, spielt in den schwierigen Übergängen jedoch falsch, gerät ins Stocken und gibt plötzlich auf.
»Spiel weiter«, sagt Guidi, ohne ihn anzusehen.
»Es ist zu schwer für mich, es klingt nicht gut.«
»Peter, es ist ein schwaches Bild, einfach aufzugeben, ehe man überhaupt …«
»Spiel doch selbst«, unterbricht ihn sein Sohn.
Das Gesicht des Waffenhändlers wird starr wie eine staubige Felsformation.
»Du tust, was ich dir sage«, erklärt er bemüht ruhig.
Der Junge rührt sich nicht, hat den Blick gesenkt. Raphael Guidi greift sich mit der rechten Hand an den Reißverschluss des Trainingsanzugs.
»Peter, ich fand doch nur, dass es schön klang«, sagt er gefasst.
»Der Steg sitzt schief«, meldet sich Axel fast flüsternd zu Wort.
Peter betrachtet die Geige mit errötenden Wangen.
»Lässt sich das reparieren?«, fragt er.
»Das lässt sich ganz leicht regulieren; wenn du willst, kann ich es für

dich tun«, sagt Axel.
»Dauert das lange?«, erkundigt sich Guidi.
»Nein«, antwortet Axel.
Er legt den Stift weg, nimmt die Geige entgegen, dreht sie und spürt, wie leicht sie ist. Er hat noch nie eine echte Amati in den Händen gehalten und nie zuvor ein Instrument, auf dem Paganini gespielt hat.
Raphael Guidis Handy klingelt. Er wirft einen Blick darauf, steht auf, entfernt sich ein wenig und hört jemandem zu.
»Das kann nicht sein«, sagt er mit einem seltsamen Gesichtsausdruck.
Ein erstauntes Lächeln huscht über seine Lippen, und er sagt mit angespannter Stimme etwas zu seinen Leibwächtern. Sie verlassen daraufhin den Speisesaal und eilen zusammen mit Guidi die Treppe hinauf.
Peter beobachtet Axel, während dieser die Saiten löst. Es knackt in dem Instrument. Die trockenen Geräusche, die seine Finger machen, werden im Resonanzkörper verstärkt. Vorsichtig rückt Axel den Steg gerade und spannt anschließend die Saiten darüber.
»Hat es geklappt?«, fragt Peter flüsternd.
»Ja«, antwortet Axel, während er die Geige stimmt. »Probier sie aus, dann hörst du es.«
»Danke«, sagt Peter, als er die Geige annimmt.
Axel sieht Peters Handy auf dem Tisch liegen.
»Spiel weiter, du hattest gerade den ersten Lauf hinter dir und warst am Anfang des Pizzicato-Abschnitts.«
»Sie machen mich verlegen«, sagt Peter und dreht sich fort.
Axel lehnt sich an den Tisch, streckt hinter sich vorsichtig die Hand aus, erreicht mit den Fingerspitzen Peters Handy und stößt es versehentlich an, sodass es sich auf der Tischplatte einmal lautlos um sich selbst dreht.
Peter hat ihm den Rücken zugekehrt, er setzt die Geige an und hebt den Bogen.
Axel nimmt das Handy, hält es in der Hand verborgen und rückt ein wenig zur Seite.
Peter senkt den Bogen auf die Saiten, hält jedoch inne, dreht sich um und versucht, an Axel vorbeizuschauen.
»Mein Handy«, sagt er. »Liegt es hinter Ihnen?«
Axel lässt das Telefon aus der Hand auf den Tisch zurückgleiten, ehe er

sich umdreht und es hochhebt.
»Können Sie bitte nachsehen, ob ich eine SMS bekommen habe?«, fragt Peter.
Axel blickt auf das Display und sieht, dass der Empfang hervorragend ist, obwohl sie mitten auf dem Meer sind, die Jacht muss eine Satellitenverbindung haben.
»Keine Nachricht«, sagt er und legt das Telefon auf den Tisch zurück.
»Danke.«
Axel bleibt am Tisch stehen, während Peter langsam und immer unrhythmischer fortfährt, Caprice Nummer 24 zu spielen.
Peter ist alles andere als unbegabt und hat viel geübt, aber dieses Stück überfordert ihn. Trotzdem ist der Klang der Geige so wunderbar, dass Axel ihn selbst dann noch genossen hätte, wenn ein kleines Kind an den Saiten gezupft hätte. Er lehnt sich gegen den Tisch, lauscht und versucht erneut, an das Telefon heranzukommen. Peter versucht krampfhaft, die richtigen Stellen auf den Saiten zu finden, wird langsamer, bricht ab und setzt noch einmal an, während Axel das Telefon zu erreichen versucht. Er rückt langsam näher, kommt aber nicht heran. Peter spielt falsch, hört auf und wendet sich erneut Axel zu.
»Das ist schwer«, sagt er und macht einen weiteren Versuch.
Er fängt noch einmal an, verspielt sich aber wieder.
»Es geht nicht«, sagt er und lässt die Geige sinken.
»Wenn du den Ringfinger auf der A-Saite liegen lässt, ist es leichter, rechtzeitig mit …«
»Können Sie es mir nicht zeigen?«
Axel schaut auf das Telefon, das auf dem Tisch liegt. Ein Sonnenreflex blitzt auf, und Axels Augen richten sich auf die Fenster. Das Meer liegt seltsam glatt und leer. Es dröhnt aus dem Maschinenraum, ein unablässiges Stampfen, das er erst jetzt wahrnimmt.
Peter gibt ihm die Geige, und Axel legt sie an die Schulter, spannt den Bogen noch ein wenig und beginnt anschließend, das Stück zu spielen. Die fließende, wehmütige Einleitung strömt in einem schnellen Tempo in den Raum. Der Ton der Geige ist nicht kraftvoll, aber wunderbar sanft und rein. Paganinis Musik jagt sich selbst in immer schnelleren und höheren Pirouetten.
»Oh, mein Gott«, flüstert Peter.

Plötzlich ist der Rhythmus atemberaubend schnell, prestissimo. Die Musik ist spielerisch schön und gleichzeitig durchbrochen von abrupten Saitenwechseln und jähen Sprüngen zwischen den Oktaven.
Axel hat die ganze Musik in seinem Kopf und muss sie nur herauslassen. Nicht jeder Ton ist perfekt, aber seine Finger finden immer noch den Weg auf dem Geigenhals, laufen über Holz und Saiten.
Raphael Guidi ruft auf der Kommandobrücke, und dann fällt etwas so zu Boden, dass der Kronleuchter klirrt. Axel spielt weiter – die hellen, perlenden Läufe funkeln wie Sonnenlicht auf Meerwasser.
Plötzlich hört man Schritte auf der Treppe, und als Axel Raphael Guidi mit verschwitztem Gesicht und einem blutigen Militärmesser in der Hand sieht, hört er abrupt auf zu spielen. Der grauhaarige Leibwächter geht neben Guidi und hält ein gelbgrünes Sturmgewehr in den Händen, ein belgisches Fabrique Nationale SCAR.

110

An Bord

Joona Linna steht mit einem Fernglas neben Pasi Rannikko und dem Offizier mit dem blonden Bart. Sie überwachen die riesige Luxusjacht, die ruhig auf dem Meer liegt. Der Wind ist im Tagesverlauf abgeflaut. Die italienische Flagge hängt schlaff herab. Auf dem Schiff scheint es keine Aktivitäten zu geben. Es ist, als wären Besatzung und Passagiere in einen Dornröschenschlaf gefallen. Es herrscht Windstille auf der Ostsee, das Wasser spiegelt den weiten hellblauen Himmel. Immer seltener sorgt die langsame Dünung dafür, dass sich die glatte Fläche ein wenig hebt.
Plötzlich klingelt es in Joonas Tasche. Er reicht das Fernglas an Niko weiter, nimmt sein Handy und meldet sich.
»Wir haben eine Zeugin«, schreit Saga Bauer ins Telefon. »Das Mädchen ist unsere Zeugin, sie hat alles gesehen. Axel Riessen ist gekidnappt worden, der Staatsanwalt hat schon reagiert, ihr dürft an Bord gehen und nach ihm suchen!«
»Gute Arbeit«, sagt Joona angespannt.
Pasi Rannikko sieht ihn an, als er das Telefon zuklappt.
»Wir haben einen Haftbefehl gegen Raphael Guidi«, sagt Joona. »Er steht unter dem dringenden Tatverdacht der Freiheitsberaubung.«
»Ich nehme Kontakt zur FNS Hanko auf«, sagt Pasi Rannikko und eilt zum Funkgerät neben dem Steuer.
»Sie werden in zwanzig Minuten hier sein«, sagt Niko.
»Wir fordern Verstärkung an«, ruft Pasi Rannikko ins Mikrofon. »Uns liegt eine Anweisung der Staatsanwaltschaft vor, unverzüglich an Bord von Raphael Guidis Jacht zu gehen und ihn zu ergreifen … Ja, das ist korrekt … Ja … Beeilt euch! Kommt, so schnell ihr könnt!«
Joona blickt erneut durch das Fernglas, sieht die weiß lackierte Treppe achtern an der Plattform, schaut am unteren Deck vorbei und zum Achterdeck mit den geschlossenen Sonnenschirmen. Er versucht, etwas in den dunklen Fenstern des Speisesaals zu erkennen, aber sie sind einfach nur schwarz. Seine Augen folgen der Reling, die um das Schiff

herumläuft, und schweifen dann zur nächsten Treppe, die zum großen Sonnendeck hinaufführt.
Wabernde Luft entströmt den Belüftungsschächten auf dem Dach der Kommandobrücke. Joona richtet das Fernglas auf die schwarzen Fenster und hält inne. Durch das Glas meint er eine Bewegung zu sehen. Etwas Weißes rutscht über die Innenseite der Scheibe. Erst denkt er an einen riesigen Flügel, gebogene Federn, die gegen das Glas gepresst werden. In der nächsten Sekunde ähnelt es Stoff oder weißem Plastik, der zusammengefaltet wird.
Joona blinzelt, um besser sehen zu können, und begegnet plötzlich einem Gesicht, das zurückstarrt und ein Fernglas an die Augen hebt.
Die Stahltür zur Kommandobrücke der Jacht wird geöffnet, und ein blonder Mann in dunklen Kleidern tritt heraus, geht mit schnellen Schritten eine Treppe hinunter und auf das Vordeck hinaus.
Es ist das erste Mal, dass Joona an Bord von Raphael Guidis Jacht jemanden sieht.
Der dunkel gekleidete Mann steigt auf den Landeplatz hinauf und eilt zum Hubschrauber, löst die Spannriemen um die Kufen und öffnet die Tür zum Cockpit.
»Sie hören unseren Funkverkehr ab«, sagt Joona.
»Wir wechseln den Kanal«, ruft Pasi Rannikko.
»Das spielt jetzt keine Rolle mehr«, erklärt Joona. »Sie bleiben nicht auf dem Schiff, sie scheinen den Hubschrauber nehmen zu wollen.«
Er reicht das Fernglas an Niko weiter.
»In fünfzehn Minuten ist unsere Verstärkung da«, sagt Pasi Rannikko.
»Sie kommt zu spät«, erwidert Joona.
»Es sitzt jemand im Hubschrauber«, bestätigt Niko.
»Raphael Guidi hat erfahren, dass wir die Erlaubnis des Staatsanwalts haben, an Bord zu gehen«, sagt Joona. »Er muss die Information zur selben Zeit bekommen haben wie wir.«
»Sollen wir zwei an Bord gehen?«, fragt Niko.
»Anders geht es wohl nicht«, sagt Joona und wirft ihm einen kurzen Blick zu.
Niko drückt ein Magazin in ein Sturmgewehr, das schwarz ist wie Öl, ein Heckler & Koch 416 mit kurzem Lauf.
Pasi Rannikko zieht seine Pistole aus dem Halfter und reicht sie Joona.

»Danke«, sagt Joona, kontrolliert die Munition und geht die Waffe anschließend schnell durch, um sie ein wenig kennenzulernen. Es ist eine M9A1, halbautomatisch. Sie ähnelt der M9, die im Golfkrieg benutzt wurde, aber das Magazin sieht etwas anders aus und sie ist mit einer Halterung für eine Lampe und ein Laserzielgerät ausgestattet.
Wortlos steuert Pasi Rannikko zur Plattform am Achterdeck der Luxusjacht, die knapp über der Wasserlinie liegt. Als sie anlegen, kommt ihnen die Jacht so riesig vor wie ein Hochhaus. Der Motor wird auf Gegenschub gestellt und bremst schäumend. Niko hängt die schützenden Fender über die Reling, die Rümpfe stoßen gegeneinander, es knirscht. Joona geht an Bord, die Boote gleiten wieder auseinander, Wasser schwappt zwischen ihnen hoch, Niko springt, und Joona packt seine Hand. Das Sturmgewehr stößt klingend gegen das Geländer. Sie sehen sich kurz in die Augen und gehen anschließend zur Treppe, zwängen sich an einigen kaputten Korbstühlen und alten Weinkisten vorbei und steigen die Treppe hoch.
Niko dreht sich um und winkt Pasi Rannikko zu, der von der Jacht fortsteuert.

111

Verräter

Raphael Guidi steht in Begleitung eines Leibwächters mit kurz geschorenen grauen Haaren und Hornbrille auf der Kommandobrücke. Der Steuermann starrt die beiden ängstlich an und streicht sich mit der Hand über den Bauch.
»Was geht hier vor?«, fragt Guidi schnell.
»Ich habe angeordnet, den Hubschrauber warmlaufen zu lassen«, sagt der Steuermann. »Ich dachte …«
»Wo ist das Boot?«
»Dort«, sagt der Mann und zeigt nach achtern.
Ganz nah, direkt hinter dem Deck der Jacht mit seinem Schwimmbecken und den Winschen mit Rettungsbooten, befindet sich das unbewaffnete Transportschiff der Küstenwache. Schiffswellen schlagen gegen den grau gesprenkelten Steven, und das Wasser schäumt durch den Umkehrschub der Schiffswellen auf.
»Was haben sie gesagt, wie lauteten ihre Worte?«, fragt Raphael Guidi.
»Sie hatten es eilig, baten um Verstärkung, sagten, sie hätten einen Haftbefehl.«
»Das ist unmöglich«, sagt Guidi und schaut sich um.
Durch das Fenster sehen er und die anderen, dass der Hubschrauberpilot bereits im Cockpit sitzt und die Rotorblätter sich soeben in Bewegung gesetzt haben. Plötzlich hört man Paganinis Caprice Nummer 24 aus dem Speisesaal unter ihnen.
»Da ist ihre Verstärkung«, sagt der Steuermann und zeigt auf den Radarschirm.
»Ich habe es gesehen, wie viel Zeit bleibt uns noch?«, erkundigt sich Guidi.
»Sie machen etwas mehr als 33 Knoten und dürften in zehn Minuten hier sein.«
»Kein Problem«, sagt der Leibwächter mit einem Blick auf den Hubschrauber. »Wir haben genügend Zeit, Sie und Peter rechtzeitig fortzuschaffen, mindestens drei Minuten bevor …«

Der zweite Leibwächter rennt durch die Glastür auf die Kommandobrücke. Sein blasses Gesicht ist angespannt.
»Es ist jemand auf dem Schiff«, ruft er.
»Wie viele?«, fragt der grauhaarige Leibwächter.
»Ich habe nur einen gesehen, aber ich bin mir nicht sicher … Er ist mit einem Sturmgewehr bewaffnet, hat aber keine Spezialausrüstung.«
»Du hältst ihn auf«, sagt der grauhaarige Mann kurz zu seinem Kollegen.
»Gib mir ein Messer«, sagt Raphael Guidi schnell.
Der Leibwächter zieht ein Messer mit einer schmalen grauen Klinge. Der Waffenhändler nimmt es entgegen und nähert sich dem Steuermann.
»Wollten die nicht auf Verstärkung warten?«, schreit Guidi. »Du hast gesagt, dass sie auf Verstärkung warten würden!«
»Ich habe es jedenfalls so verstanden, dass …«
»Was zum Teufel tun die hier? Die können mir nicht das Geringste nachweisen«, sagt Guidi. »Sie haben nichts in der Hand!«
Der Steuermann schüttelt den Kopf und weicht zurück. Raphael Guidi nähert sich ihm.
»Was zum Teufel wollen die hier, wenn sie nichts gegen mich in der Hand haben?«, schreit er. »Da gibt es nichts …«
»Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht«, antwortet der Steuermann mit Tränen in den Augen. »Ich habe Ihnen nur gesagt, was ich gehört habe …«
»Was hast du gesagt?«
»Gesagt? Ich verstehe nicht …«
»Dafür habe ich jetzt keine Zeit«, schreit Guidi. »Sag mir verdammt noch mal einfach, was du ihnen gesagt hast!«
»Ich habe ihnen nichts gesagt.«
»Merkwürdig, verdammt merkwürdig, oder nicht? Ist es das nicht?«
»Ich habe ihren Funkverkehr abgehört, genau, wie ich es tun sollte, ich habe nicht …«
»Kann das denn so schwer sein zu gestehen«, brüllt Raphael Guidi, ist mit ein paar schnellen Schritten beim Steuermann und rammt ihm das Messer in den Bauch.
Fast widerstandslos gleitet es durch dessen Hemd und in Fettgewebe und Darm. Über der Klinge zischt Blut wie Dampf, spritzt auf Guidis Hand und den Ärmel seines Trainingsanzugs. Mit ungläubigem Gesicht

versucht der Steuermann, einen Schritt zurückzuweichen, um dem Messer zu entkommen, aber Raphael Guidi folgt seiner Bewegung und sieht ihm eine Weile in die Augen.
Aus dem Speisesaal dringt Geigenmusik herauf, leichte Töne glitzern und perlen.
»Es könnte auch Axel Riessen gewesen sein«, meint der grauhaarige Leibwächter auf einmal. »Vielleicht ist er verwanzt, vielleicht hält er irgendwie Kontakt zur Polizei und …«
Der Waffenhändler zieht das Messer aus dem Bauch des Steuermanns und rennt die breite Treppe hinunter.
Der Steuermann bleibt mit der Hand auf dem Bauch stehen. Blut tropft auf seine schwarzen Halbschuhe, und er versucht, einen Schritt zu machen, fällt jedoch hin und bleibt, den Blick zur Decke gerichtet, liegen.
Der grauhaarige Leibwächter folgt Raphael Guidi mit schussbereitem Sturmgewehr, den Blick auf die Panoramafenster des Speisesaals gerichtet.
Als Guidi herunterkommt und mit dem blutigen Messer auf ihn zeigt, hört Axel Riessen auf zu spielen.
»Verräter«, brüllt der Waffenhändler. »Wie kannst du nur so verdammt …«
Der grauhaarige Leibwächter feuert eine Salve ohrenbetäubender Schüsse ab. Die Kugeln durchschlagen die Fensterfront, und die Hülsen fallen klirrend die Treppenstufen hinab.

112

Schnellfeuer

Mit großen, vorsichtigen Schritten steigen Joona und Niko eine der äußeren Treppen hoch, am unteren Deck vorbei und auf das riesige Achterdeck hinauf. Die stille See breitet sich in alle Himmelsrichtungen aus wie eine endlose Glasscheibe. Plötzlich hört Joona Geigenmusik. Er versucht, hinter den großen Glastüren etwas zu erkennen. Hinter den spiegelnden Glasflächen sind schemenhaft dunkle Konturen zu erkennen. Er kann nur einen kleinen Teil des Speisesaals einsehen. Menschen kann er nicht ausmachen. Es ertönt weiterhin fiebrige Musik. Fern wie in einem Traum, durch die Fenster gedämpft.
Joona und Niko warten einige Sekunden und laufen dann schnell an einem Schwimmbecken ohne Wasser vorbei, unter die vorspringende Terrasse, bis zu der Metalltreppe.
Von der Terrasse über ihnen dringt das Geräusch von Schritten zu ihnen herab, und Niko zeigt auf die Treppe. Leise verstecken sie sich an der Wand hinter dem Geländer.
Die schnellen spielerischen Geigenläufe sind nun deutlicher zu hören. Der Geiger ist ein Virtuose. Joona blickt vorsichtig in einen riesigen Speisesaal mit Büroausstattung auf einzelnen Tischen, sieht aber keine Menschen. Der Musiker muss sich hinter der breiten roten Treppe aufhalten.
Joona gibt Niko ein Zeichen, ihm zu folgen und seinen Rücken zu decken, und zeigt auf die Kommandobrücke über ihnen.
Plötzlich verstummt die Geige mitten in einem schönen Lauf in den höchsten Tonlagen.
Sehr plötzlich.
Joona wirft sich hinter die Treppe und hört im selben Moment eine gedämpfte Maschinengewehrsalve. Es knallt schnell und prägnant. Die Vollmantelgeschosse schlagen in die Treppe ein, auf der er gerade noch gestanden hat, und heulen als Querschläger in verschiedene Richtungen.
Joona schiebt sich weiter hinter die Treppe, spürt erneut das Adrenalin in seinem Körper. Niko ist hinter einem Bootskran in Deckung gegangen

und erwidert das Feuer. Joona bewegt sich geduckt, sieht die Reihe der Kugellöcher im dunklen Fensterglas wie frostige Ringe um schwarze Pupillen.

113

Die Messerklinge

Der grauhaarige Leibwächter eilt weiter die Treppe hinunter, richtet die Waffe auf das Panoramafenster mit der Reihe Kugellöcher. Das Sturmgewehr raucht, leere Patronenhülsen hüpfen klirrend die Stufen hinunter.
Peter hat sich zusammengekauert und hält sich die Ohren zu.
Lautlos verlässt der Leibwächter durch eine Seitentür den Speisesaal.
Axel Riessen weicht mit Geige und Bogen in den Händen zwischen die Tische zurück. Raphael Guidi zeigt mit dem Messer auf ihn.
»Wie kannst du nur so verdammt bescheuert sein«, schreit er und folgt Axel. »Ich werde dir das Gesicht aufschlitzen, ich werde …«
»Papa, was ist los?«, ruft Peter.
»Hol meine Pistole und komm zum Hubschrauber, wir verlassen das Schiff!«
Der Junge nickt, er ist blass, sein Kinn zittert. Der Waffenhändler geht zwischen den Tischen auf Axel zu. Axel weicht zurück, kippt zwischen ihnen Stühle um.
»Lade sie mit Parabellum, Hohlspitzgeschosse«, sagt Guidi.
»Ein Magazin?«, fragt der Junge gefasst.
»Ja, das reicht, aber beeil dich!«, antwortet Raphael Guidi und tritt einen Stuhl fort.
Axel versucht, die Tür am hinteren Ende des Raums zu öffnen, dreht am Türknauf, aber sie klemmt.
»Du und ich, wir zwei sind noch nicht fertig miteinander«, brüllt der Waffenhändler.
Axel zerrt mit seiner freien Hand an der Tür, und sein Blick fällt auf einen hoch sitzenden Riegel. Guidi ist nur noch wenige Meter entfernt. Er nähert sich mit dem Messer, und Axel handelt instinktiv. Er dreht sich um und wirft die schöne Geige auf seinen Verfolger. Rot und glänzend wirbelt sie durch die Luft. Raphael Guidi macht einen schnellen Schritt zur Seite, bei dem er über einen liegenden Stuhl strauchelt, um das Instrument retten zu können, fängt sie fast, verliert sie jedoch wieder,

schafft es aber dennoch, ihren Fall abzudämpfen.
Die Geige rutscht mit einem seltsamen Klang über den Boden.
Axel gelingt es, die Tür zu öffnen, und er rennt in einen Flur voller Müll, es ist so viel Gerümpel, dass er kaum durchkommt. Er klettert über einen Stapel Liegestuhlauflagen, stolpert durch Schnorchelbrillen und Taucheranzüge.
»Gleich habe ich dich«, sagt Raphael Guidi und folgt ihm mit der Geige in der einen Hand und dem Messer in der anderen.
Axel fällt über ein zusammengerolltes Tennisnetz, bleibt mit dem Fuß in den löchrigen Maschen hängen und versucht, sich kriechend Guidi zu entziehen, der mit großen Schritten näher kommt, während Axel strampelt, um freizukommen. Draußen ertönt Gewehrfeuer, eine knatternde Salve.
Raphael Guidi atmet schnell und zeigt mit dem Messer auf Axel, aber ehe er dazu kommt, etwas zu sagen, hat Axel sich befreit. Er rappelt sich auf, weicht zurück und kippt dem Waffenhändler eine große Tischfußballplatte vor die Füße. Er rennt zur nächstgelegenen Tür, seine Hände hantieren fahrig an Schloss und Klinke, irgendetwas blockiert die Tür, er stößt sie ein kleines Stück auf.
»Das hat keinen Sinn«, ruft Guidi.
Axel versucht, sich durch den Spalt zu pressen, der jedoch zu schmal ist. Ein großer Schrank mit gestapelten Tontöpfen steht im Weg. Er wirft sich nochmals gegen die Tür, und der Schrank bewegt sich einige Zentimeter. Axel spürt, dass Raphael Guidi hinter ihm näher kommt. Ihm läuft ein Schauer über den Rücken, und er stößt und presst seinen Körper durch den Türspalt. Er schürft sich die Haut am Schloss auf, aber das ist ihm egal, er muss raus.
Guidi versucht, ihn mit dem Messer zu erreichen, und sticht zu. Die Messerklinge schlitzt Axels Schulter auf.
Er spürt einen brennenden Schmerz.
Axel stolpert in einen hellen Raum mit Glasdecke, der wie ein verlassenes Gewächshaus aussieht. Er eilt hindurch, tastet seine Schulter ab, sieht das Blut auf den Fingern und läuft gegen einen verdorrten Zitronenbaum in einem Tontopf.
Er rennt weiter, duckt sich in den Gängen zwischen den Frühbeeten voller vertrockneter Pflanzen mit braunen Blättern.

Raphael Guidi tritt mit Wucht gegen die Tür, immer wieder und schwer stöhnend. Die Tontöpfe klappern, und der Schrank bewegt sich langsam. Axel weiß, dass er sich verstecken muss, und kriecht rasch unter eine Arbeitsfläche, bewegt sich seitlich unter eine schmutzige Plastikplane und weiter zwischen Zubern und Eimern. Er hofft, dass Raphael Guidi bald aufgeben und die Jacht mit seinem Sohn verlassen wird.
Es hämmert an der Tür, Töpfe fallen herab und zerspringen.
Raphael Guidi betritt den Raum, atmet keuchend und stützt sich auf ein Spalier mit raschelnden Weinranken.
»Komm raus und küss meine Hand«, ruft der Waffenhändler.
Axel versucht, lautlos zu atmen, weicht kriechend zurück, dann versperrt ein großer Metallschrank ihm den Weg.
»Ich verspreche dir, meinen Teil der Abmachung zu halten,« sagt Guidi und sucht die Frühbeete mit den trockenen Stümpfen der toten Sträucher ab. »Die Leber deines Bruders wartet auf dich, und um sie zu bekommen, brauchst du nur meine Hand zu küssen.«
Axel ist schlecht, und er sitzt zitternd vor Angst mit dem Rücken zu dem Metallschrank. Sein Herz schlägt schnell. Er versucht, keinen Laut von sich zu geben. In seinem Kopf braust es. Er sieht sich um, sucht nach einem Fluchtweg und entdeckt, dass es nur fünf Meter entfernt eine Schiebetür zum Vordeck der Jacht gibt.
Er hört das Geräusch des Hubschraubers. Der Motor läuft warm.
Axel überlegt, dass er unter dem Tisch mit den Töpfen voller Erde hindurchkriechen und dann das letzte Stück laufen könnte. Er bewegt sich seitlich, ganz vorsichtig. Die Tür scheint nur mit einem Haken verriegelt zu sein.
Er hebt ein wenig den Kopf, um besser sehen zu können, denkt gerade, dass er in ein paar Sekunden auf dem Vordeck sein kann, als ihm plötzlich fast das Herz stehen bleibt. Die kalte Klinge eines Messers liegt an seinem Hals. Die Berührung mit der Schneide brennt leicht. Raphael Guidi hat ihn gefunden und sich hinterrücks angeschlichen. Adrenalin schießt durch Axels Körper. Als würde er von innen gekühlt. Erst jetzt hört er Guidis Atemzüge und riecht seinen Schweiß. Die Klinge ruht beißend an seiner Kehle.

114

Ein letztes Gefecht

Lautlos verlässt der grauhaarige Leibwächter den Speisesaal, schiebt sich zwischen den Türen hinaus und läuft, die sandfarbene Waffe im Anschlag, schnell an der Glasfront des Decks entlang. Seine Brille blitzt in der Sonne auf. Joona sieht, dass der Leibwächter auf Niko zuläuft und in wenigen Sekunden bei ihm sein wird.
Auf dieser Seite ist Niko nicht gedeckt.
Der Leibwächter hebt sein Sturmgewehr und legt den Finger auf den Abzug.
Joona steht blitzschnell auf, zielt, tritt einen Schritt vor, um eine bessere Schusslinie zu haben, und schießt dem Leibwächter zwei Mal in die Brust. Der grauhaarige Mann taumelt zurück, hebt unwillkürlich die Hand und stützt sich auf das Geländer, um nicht über die Reling zu fallen. Er schaut sich um, sieht Joona auf sich zukommen und hebt sein Gewehr.
Jetzt sieht man, dass er unter seiner schwarzen Jacke eine Schutzweste trägt.
Joona ist bereits bei ihm, schlägt ihm den Gewehrlauf aus der Hand und gleichzeitig die Pistole ins Gesicht. Es ist ein kräftiger Schlag auf Nasenwurzel und Brille. Die Beine des Leibwächters geben nach, sein Hinterkopf schlägt mit einem dumpfen Knall gegen die Reling, Schweiß und Schleim spritzen, und sein Körper sackt in sich zusammen.
Joona und Niko eilen an beiden Seiten des Speisesaals entlang zum Bug der Jacht. Die Rotorblätter des Hubschraubers knattern schneller und schneller.
»Nun kommt schon! Steigt ein«, ruft jemand.
Joona läuft so nahe an der Wand wie möglich. Er wird langsamer, bewegt sich auf dem letzten Stück noch vorsichtiger und schaut auf das offene Vordeck hinaus. Raphael Guidis Sohn sitzt bereits im Hubschrauber. Die Schatten der Rotorblätter flattern über Boden und Geländer.
Joona hört Stimmen von der oberhalb gelegenen Kommandobrücke. Als

er einen Schritt vortritt, merkt er jedoch, dass Guidis zweiter Leibwächter ihn gesehen hat. Der blonde Mann steht fünfundzwanzig Meter entfernt, und seine Pistole ist direkt auf Joona gerichtet. Es bleibt keine Zeit mehr zu reagieren, ehe der Schuss fällt. Ein kurzer Knall ertönt, und es ist, als hätte ein Peitschenhieb Joonas Gesicht getroffen, danach wird alles vollkommen weiß. Er fällt haltlos über einige Liegestühle, schlägt auf dem Metallboden auf, stürzt mit dem Hals gegen das Geländer der Terrasse, und die Hand mit der Pistole prallt gegen die Gitterstäbe. Sein Handgelenk bricht beinahe, und die Waffe löst sich aus seinem Griff. Es klirrt hallend, als die Pistole durch das Geländer rutscht und parallel zum Steven fällt.
Joona blinzelt, sein Sehvermögen kehrt zurück, während er sich zusammenkauert. Seine Hände zittern, er weiß nicht, wie ihm geschehen ist. Warmes Blut läuft sein Gesicht herab, und er versucht, auf die Beine zu kommen, braucht jetzt Nikos Hilfe, muss herausfinden, wo sich der Leibwächter befindet.
Schnell streicht er sich über die Wange. Als er mit den Fingern tastet, spürt er einen brennenden Schmerz und stellt fest, dass die Kugel seine Schläfe gestreift hat.
Sie hat nur eine Fleischwunde hinterlassen, das ist alles.
In seinem linken Ohr hört er einen seltsam klingelnden Ton.
Sein Herz schlägt schnell, pocht in der Brust.
Als er sich im Schutz der Metallwand aufrichtet, wird er von heftigen Kopfschmerzen übermannt. Der schrillende Ton der Migräne steigert sich.
Joona presst zwischen den Augenbrauen einen Daumen auf die Stirn, schließt die Augen, zwingt den blitzenden Schmerz zurück.
Er blickt zum Hubschrauber hinüber und versucht, Niko zu entdecken, seine Augen schweifen suchend über Vordeck und Reling.
Das bewaffnete Schiff der Marine nähert sich auf der spiegelglatten See von hinten wie ein dunkler Schatten.
Joona dreht eine lange Metallsprosse von einem zerbrochenen Liegestuhl los, um sich verteidigen zu können, falls der Leibwächter kommen sollte.
Er schmiegt sich an die Wand und sieht plötzlich, dass Raphael Guidi und Axel Riessen auf dem Vordeck sind. Sie stehen dicht zusammen und bewegen sich rückwärts auf den Hubschrauber zu. Der Waffenhändler

hat seinen rechten Arm um Axel gelegt. In der Hand hält er ein Messer, dessen Klinge an Riessens Kehle liegt. In der anderen Hand hält er eine Geige. Kleider und Haare flattern im Luftzug der Rotorblätter.
Der Leibwächter, der Joona angeschossen hat, bewegt sich seitlich, um ihn hinter der Wand ins Blickfeld zu bekommen. Er weiß nicht, ob er den Eindringling getroffen hat, es ging zu schnell.
Joona weiß, dass der Leibwächter nach ihm sucht, er will sich zurückziehen, aber die Kopfschmerzen machen ihn langsam. Schließlich muss er stehen bleiben.
Nicht jetzt, denkt er und spürt den Schweiß am Rückgrat herablaufen.
Der Leibwächter biegt um die Ecke, hebt seine Waffe, erblickt Joonas Schulter, seinen Hals und Kopf.
Plötzlich rennt Niko Kapanen mit angelegtem Sturmgewehr auf ihn zu.
Der Leibwächter reagiert schnell, fährt herum und feuert seine Pistole ab.
Vier Schüsse. Niko spürt nicht einmal, dass die erste Kugel seine Schulter trifft, aber die zweite, die in seinen Bauch eindringt und den Dünndarm durchschlägt, hält ihn auf. Die dritte pfeift vorbei, aber die vierte schlägt in seine Brust. Seine Beine geben nach, und Niko fällt auf die Seite, hinter das Fundament des Hubschrauberlandeplatzes. Er ist schwer verletzt und merkt wahrscheinlich nicht einmal, dass er im Fallen den Abzug seiner Schnellfeuerwaffe betätigt. Ziellos schießen die Kugeln umher. Er leert das gesamte Magazin innerhalb von zwei Sekunden, direkt aufs Meer hinaus, bis die Waffe klickt.
Niko stöhnt auf, dreht sich auf den Rücken, hinterlässt eine blutige Spur auf der Bande und lässt die Waffe los. Er hat starke Schmerzen in der Brust, schließt kurz die Augen, blickt dann mit trüben Augen hoch und sieht die kräftigen Bolzen an der Unterseite der Hubschrauberplattfom. Ihm fällt auf, dass Rost durch die weiße Farbe rund um die großen Muttern gedrungen ist, dagegen bemerkt er nicht, dass sich sein rechter Lungenflügel mit Blut füllt.
Er hustet schwach, ist kurz davor, das Bewusstsein zu verlieren, entdeckt plötzlich jedoch Joona, der mit einer Metallsprosse in den Händen hinter der Wand zum Speisesaal steht. Ihre Blicke begegnen sich, und Niko mobilisiert seine letzten Kräfte, um das Sturmgewehr zu Joona hinüberzutreten.
Axel Riessen hat Angst, sein Herz pocht, die vier Schüsse klingeln in

seinen Ohren, sein Körper zittert. Raphael Guidi benutzt ihn als Schutzschild. Sie stolpern gemeinsam, und die Klinge schneidet ein wenig in seinen Hals. Axel spürt, dass Blut seine Brust herabläuft. Er sieht, dass sich der letzte Leibwächter Joona Linnas Versteck nähert, kann aber nichts tun.
Joona streckt sich, erreicht das heiße Gewehr mit der Hand und zieht es an sich. Der Leibwächter vor dem Hubschrauberlandeplatz feuert zwei Schüsse auf ihn ab. Sie schießen als Querschläger zwischen Wänden, Boden und Geländer hin und her. Joona nimmt das leere Magazin heraus und sieht, dass Niko in seinen Taschen nach mehr Munition sucht. Er stöhnt auf, ist sehr schwach, presst die Hand auf den blutigen Bauch, muss sich kurz erholen. Der Leibwächter ruft Raphael Guidi zu, einzusteigen. Der Hubschrauber steht zum Abflug bereit. Niko wühlt in einer Hosentasche und zieht die Hand heraus. Ein Schokoladenpapier fliegt im Wind davon, aber in seiner Handfläche liegt eine Patrone. Niko hustet schwach, betrachtet diese eine Patrone und rollt sie über den Boden Joona zu.
Das Vollmantelgeschoss dreht sich klirrend auf dem Metallboden, die Messinghülse und die Spitze aus Kupfer flimmern glänzend.
Joona hält sie auf und presst sie rasch ins Magazin.
Nikos Augen sind mittlerweile geschlossen, zwischen seinen Lippen sieht man eine Blutblase, aber seine Brust hebt und senkt sich weiter in flatternden Atemzügen.
Joona hört die schweren Schritte des Leibwächters.
Er legt das Magazin in sein Gewehr ein, lädt durch, hebt die Waffe, wartet einige Sekunden und verlässt sein Versteck.
Raphael Guidi geht mit Axel Riessen vor sich rückwärts. Sein Sohn ruft ihm aus dem Hubschrauber etwas zu, und der Pilot fordert Guidi winkend auf zu kommen.
»Du hättest mir die Hand küssen sollen, als du die Chance dazu hattest«, flüstert Raphael Guidi Axel ins Ohr.
Ein Stoß bringt die Saiten der Geige zum Klingen.
Der Leibwächter nähert sich Niko mit großen Schritten, beugt sich über die Bande und richtet seine Pistole auf dessen Gesicht.
»*Jonottakaa*«, ruft Joona auf Finnisch.
Er sieht den Leibwächter die Waffe heben, um sie stattdessen auf ihn zu

richten, und bewegt sich rasch seitlich, um die richtige Schusslinie zu finden, er muss mit seiner einzigen Kugel treffen.
Es geht um Sekunden.
Direkt hinter dem Leibwächter steht Raphael Guidi und presst das Messer an Axels Kehle. Der Fahrtwind des Hubschraubers zerrt an ihren Kleidern. Blutstropfen fliegen durch die Luft. Joona geht leicht in die Hocke, hebt das Korn einige Millimeter und feuert.
Jonottakaa, denkt er. Stellt euch hinten an.
Es knallt, und er spürt den harten Schlag des Rückstoßes an seiner Schulter. Das Vollmantelgeschoss verlässt die Waffe mit einer Geschwindigkeit von 800 Metern pro Sekunde. Lautlos trifft es die Halsgrube des Leibwächters, tritt am Nacken wieder aus, verliert kaum an Tempo, schießt durch Raphael Guidis Schulter und aufs Meer hinaus. Der Arm des Waffenhändlers wird durch den Treffer hochgeschleudert, und das Messer rutscht klirrend über die Plattform.
Axel Riessen sinkt zu Boden.
Der Leibwächter sieht Joona erstaunt an, Blut strömt über seine Brust, wankend hebt er die Pistole, aber seine Kräfte versiegen. Er röchelt seltsam und hustet. Blut spritzt auf Mund und Kinn.
Er setzt sich, greift sich mit der Hand an den Hals und blinzelt zwei Mal, dann erstarren seine weit aufgerissenen Augen.
Raphael Guidis Lippen sind blass, er steht im kräftig pulsierenden Wind, presst die Hand mit der Geige auf seine blutende Schulter und starrt Joona an.
»Papa«, ruft sein Sohn aus dem Hubschrauber und wirft ihm eine Pistole zu.
Klappernd schlägt sie auf den Landeplatz, holpert weiter und bleibt vor Guidis Füßen liegen.
Axel sitzt mit trübem Blick an die Reling gelehnt und versucht mit der Hand, die Blutung an seinem Hals zu stoppen.
»Raphael Guidi!«, ruft Joona mit lauter Stimme. »Ich bin gekommen, um Sie zu verhaften.«
Guidi steht fünf Meter vor seinem Hubschrauber, die Pistole zu seinen Füßen. Der Trainingsanzug flattert an seinem Körper. Mühsam bückt er sich und hebt die Pistole auf.
»Sie stehen unter dem Verdacht des Waffenschmuggels in einem

schweren Fall, der Freiheitsberaubung und des Mordes«, sagt Joona.
Raphael Guidis Gesicht ist verschwitzt, und die Pistole in seiner Hand zittert.
»Legen Sie die Waffe weg«, ruft Joona.
Guidi hält die schwere Pistole in der Hand, aber als er Joonas ruhigem Blick begegnet, schlägt sein Herz schneller.
Axel Riessen starrt Joona an und versucht, ihm zuzurufen, dass er weglaufen soll.
Joona rührt sich nicht von der Stelle.
Alles geschieht fast gleichzeitig.
Der Waffenhändler hebt die Pistole und drückt ab, aber die Pistole klickt nur. Er versucht es erneut und holt tief Luft, als er begreift, dass sein Sohn nicht wie versprochen das Magazin geladen hat. Raphael Guidi wird von dem Gefühl übermannt, dass eine furchtbare Einsamkeit ihn wie eine kalte Hülle umgibt. Im selben Moment, in dem er erkennt, dass es zu spät ist, die Waffe fallen zu lassen und sich zu ergeben, seufzt sein Körper auf. Drei weiche Stöße kurz hintereinander. Unmittelbar darauf hört man die Schüsse übers Meer hallen. Raphael Guidi kommt es vor, als schlüge ihm jemand fest auf die Brust, gefolgt von einem nagenden Schmerz, als er zurücktaumelt und jegliches Gefühl in den Beinen verliert.
Der Hubschrauber wartet nicht mehr, hebt ohne den Waffenhändler ab und steigt tosend auf.
Das große Flugkörperschnellboot FNS Hanko der finnischen Marine liegt neben der Jacht. Ein zweites Mal feuern drei Scharfschützen ihre Waffen ab. Sämtliche Kugeln treffen Guidis Rumpf. Man hört nur einen Knall. Der Getroffene wankt mehrere Schritte zurück und fällt, versucht sich aufzusetzen, kann sich aber nicht mehr bewegen.
Sein Rücken ist noch warm, aber seine Füße sind bereits eiskalt.
Raphael Guidi starrt zu dem Hubschrauber hinauf, der rasch in den diesigen Himmel aufsteigt.
Peter sitzt in der Kabine und blickt auf die kleiner werdende Luxusjacht hinab. Sein Vater liegt auf dem runden Landeplatz, innerhalb der Ringe wie auf einer Zielscheibe.
In seiner Hand hält er immer noch Paganinis Geige. Die schwarze Blutlache unter ihm wird rasch größer, aber sein Blick ist bereits tot.

Joona ist der Einzige, der auf dem Vordeck des Schiffs noch steht. Während der weiße Hubschrauber verschwindet, rührt er sich nicht von der Stelle.
Der Himmel leuchtet in einem kristallenen, trostlosen Licht. Auf der spiegelblanken See liegen ruhig drei Schiffe; als wären sie verlassen, treiben sie Seite an Seite.
Bald werden Rettungshubschrauber aus Finnland eintreffen, aber in diesem Moment herrscht eine so eigentümliche Stille wie nach dem letzten verklingenden Ton eines Konzerts, wenn das Publikum, noch von der Musik verzaubert, von der nachfolgenden Stille geblendet ist.

115

Abschluss

Joona Linna, Axel Riessen, Niko Kapanen und der grauhaarige Leibwächter werden mit Rettungshubschraubern ins HUCS Chirurgische Krankenhaus in Helsinki transportiert. Noch im Krankenhaus musste Axel Riessen Joona einfach fragen, warum er stehen geblieben war, als Raphael Guidi die Pistole vom Boden aufhob.
»Haben Sie mich nicht rufen hören?«, wollte Axel wissen.
Joona hatte ihm nur in die Augen gesehen und erklärt, dass er bereits die Scharfschützen auf dem anderen Schiff bemerkt und geglaubt hatte, sie würden ihre Waffen vor Guidi abfeuern.
»Aber das haben sie nicht«, sagte Axel.
»Man kann nicht immer recht behalten«, antwortete Joona lächelnd.
Niko war bei Bewusstsein, als Joona und Axel hereinkamen, um sich zu verabschieden. Der Finne scherzte, er fühle sich wie Vanhala in dem Roman »Der unbekannte Soldat«.
»Schweden vor«, sagte er zu ihnen. »Aber … das kleine, zähe Finnland erreicht einen hervorragenden zweiten Platz!«
Nikos Verletzungen waren schwer, aber er schwebte nicht mehr in Lebensgefahr. Er würde in den nächsten Tagen einige Operationen durchstehen müssen, aber bereits zwei Wochen später in einem Rollstuhl zu seinen Eltern nach Haus kommen. Fast ein Jahr würde es allerdings dauern, bis er mit seiner Schwester wieder Eishockey spielen können würde.
Raphael Guidis Leibwächter wurde verhaftet und bis zum Prozess ins Gefängnis von Vanda gebracht. Joona Linna und Axel Riessen reisten nach Stockholm zurück.

*

Das große Containerschiff M/S Icelus verließ mit seiner Fracht nie den Göteborger Hafen. Die schwere, aus Munition bestehende Ladung wurde gelöscht und in die Lagerhallen des Zolls verfrachtet.
Jens Svanehjälm vertrat in dem langen Gerichtsverfahren die Anklage, aber außer Raphael Guidis anonymem Leibwächter waren die Schuldigen bereits tot.
Es ließ sich nicht beweisen, dass bei Silencia Defence AB außer Pontus Salman weitere Mitarbeiter in die kriminellen Machenschaften verwickelt gewesen waren. Bei der Staatlichen Waffenkontrollbehörde hatte allein der frühere Generaldirektor Carl Palmcrona das Gesetz gebrochen.
Jörgen Grünlicht wurde der Bestechlichkeit und der Vorbereitung eines Verstoßes gegen das Waffengesetz verdächtigt, aber die Ermittlungen mussten eingestellt werden. Man gelangte zu der Schlussfolgerung, dass der Exportkontrollrat und alle schwedischen Politiker, die mit dem Export zu tun hatten, hinters Licht geführt worden waren und in gutem Glauben gehandelt hatten.
Die Ermittlungen gegen zwei kenianische Politiker, die man der Bestechlichkeit verdächtigte, wurden Roland Lidonde übertragen, Antikorruptionsgeneral und Staatssekretär für Governance and Ethics, aber aller Wahrscheinlichkeit nach würde sich herausstellen, dass auch die kenianischen Politiker in gutem Glauben gehandelt hatten.
Die Reederei Intersafe Shipping hatte keine Kenntnis davon, dass die Munition vom Hafen von Mombasa aus in den südlichen Sudan transportiert werden sollte, und der kenianische Frachtführer Trans Continent wusste nicht, dass die Ladung, die mit Lkws in den Sudan verfrachtet werden sollte, aus Munition bestand. Alle handelten nach bestem Wissen und Gewissen.

Axel Riessen

Axel Riessen spürt die Fäden an seinem Hals ziehen, als er das Taxi verlässt und das letzte Stück den Bragevägen hinaufgeht. Im grellen Sonnenlicht ist der Asphalt blass, fast weiß. Als er die Hand auf das Gartentor legt, wird im selben Moment die Haustür geöffnet. Robert tritt heraus, er hat am Fenster gewartet.
»Was hast du nur durchgemacht?«, sagt Robert und schüttelt den Kopf.
»Ich habe mit Joona Linna gesprochen, und er hat mir ein bisschen erzählt, völliger Wahnsinn …«
»Du weißt doch, dass dein Bruder nicht aus Zucker ist«, erwidert Axel lächelnd.
Sie umarmen sich fest und gehen anschließend zum Haus.
»Wir haben im Garten gedeckt«, erklärt Robert.
»Wie geht es deinem Herzen? Ist es noch nicht stehen geblieben?«, erkundigt sich Axel und folgt seinem Bruder ins Haus.
»Ehrlich gesagt sollte ich nächste Woche operiert werden«, antwortet Robert.
»Das wusste ich gar nicht«, sagt Axel, dem ein Schauer über den Rücken läuft.
»Ich sollte einen Herzschrittmacher bekommen, ich glaube nicht, dass ich dir davon erzählt habe …«
»Eine Operation?«
»Sie wurde abgeblasen.«
Axel wirft einen Blick auf seinen Bruder und hat das Gefühl, seine Seele winde sich in der Dunkelheit. Er weiß sofort, dass Roberts Operation mit Raphael Guidi zu tun hat. Sie wäre tragisch verlaufen. Robert wäre auf dem Operationstisch gestorben und hätte ihm anschließend seine Leber gespendet.
Axel muss einen Moment im Flur stehen bleiben und sich beruhigen, ehe er weitergehen kann. Sein Gesicht ist gerötet, und er kämpft mit den Tränen.
»Kommst du?«, fragt Robert leichthin.
Axel bleibt noch einen Moment stehen und atmet tief durch, ehe er seinem jüngeren Bruder durch das Haus in den Garten folgt. Auf dem

Marmorboden im Schatten unter dem großen Baum steht der gedeckte Tisch.
Er ist auf dem Weg zu Anette, als Robert seinen Arm nimmt und ihn zurückhält.
»Als Kinder hatten wir viel Spaß zusammen«, sagt Robert mit einem ernsten Blick. »Warum haben wir aufgehört, miteinander zu reden? Wie war das möglich?«
Axel betrachtet erstaunt das Gesicht seines Bruders, die Fältchen in seinen Augenwinkeln, die zerzausten Haare rund um den kahlen Scheitel.
»Es passieren Dinge im Leben, die …«
»Warte … ich wollte es dir am Telefon nicht erzählen«, unterbricht Robert ihn.
»Was ist?«
»Beverly hat mir erzählt, dass du glaubst, du seist schuld, dass Greta sich das Leben genommen hat, aber ich …«
»Ich möchte nicht darüber sprechen«, unterbricht Axel ihn sofort.
»Du musst«, sagt Robert. »Ich war bei dem Wettbewerb dabei, ich habe alles gehört, ich habe Greta und ihren Vater sprechen hören, sie weinte die ganze Zeit, sie hatte sich verspielt, und ihr Vater hat sich schrecklich aufgeregt …«
Axel macht sich von der Hand seines Bruders frei.
»Ich weiß schon alles, was …«
»Lass mich sagen, was ich dir sagen muss«, unterbricht Robert ihn.
»Dann mach schon.«
»Axel, wenn du doch nur etwas gesagt hättest, wenn ich gewusst hätte, dass du dir die Schuld an Gretas Tod gibst. Ich habe ihren Vater gehört. Es war seine Schuld, es war einzig und allein seine Schuld … sie haben sich furchtbar gestritten, ich hörte ihn schreckliche Dinge sagen. Sie habe ihn lächerlich gemacht, sie sei nicht mehr seine Tochter. Sie solle sein Haus verlassen, von der Schule abgehen und zu ihrer Mutter, der Fixerin, nach Mora ziehen.«
»Das hat er gesagt?«
»Ich werde Gretas Stimme nie vergessen«, fährt Robert fort. »Wie ängstlich sie klang, als sie ihrem Vater zu erklären versuchte, dass sich jeder einmal verspielen könne, dass sie ihr Bestes gegeben habe, dass es

nicht weiter schlimm sei und es noch mehr Wettbewerbe geben werde …«
»Ich habe immer …«
Axel schaut sich um, weiß nicht, was er tun soll, alle Kraft weicht aus seinem Körper. Also setzt er sich einfach langsam auf den Marmorboden und hält sich beide Hände vors Gesicht.
»Sie hat geweint und ihrem Vater gesagt, dass sie sich umbringen werde, wenn sie nicht bleiben und weiter Musik studieren dürfe.«
»Ich weiß nicht, was ich sagen soll«, flüstert Axel.
»Bedank dich bei Beverly«, erwidert Robert.

Beverly Andersson

Es fängt an zu nieseln, als Beverly im Stockholmer Hauptbahnhof auf dem Bahnsteig steht.
Die Reise nach Süden führt durch eine sommerliche Landschaft, die in einen grauen Dunst gehüllt ist. Erst unten in Hässleholm kommt die Sonne wieder heraus. Nachdem sie in Lund in einen anderen Zug gestiegen und von Landskrona aus den Bus genommen hat, kommt sie in Svalöv an.
Es ist lange her, dass sie zu Hause gewesen ist.
Doktor Saxéus hat ihr versprochen, dass die Sache gut gehen wird.
Ich habe mit deinem Vater gesprochen, hatte der Arzt gesagt. Er meint es ernst.
Beverly geht über einen staubigen Platz. Sie sieht sich selbst zwei Jahre zuvor mitten auf dem Platz liegen und sich übergeben. Ein paar Jungen hatten sie dazu verführt, selbst gebrannten Schnaps zu trinken. Sie hatten Fotos von ihr gemacht und sie anschließend auf dem Platz abgesetzt. Nach diesem Vorfall hatte ihr Vater sie nicht mehr zu Hause haben wollen.
Sie geht weiter. Als sie die Landstraße sieht, die sich in Richtung des drei Kilometer entfernten Bauernhofs erstreckt, hat sie ein mulmiges Gefühl im Bauch. An dieser Landstraße hatten die Autos sie immer mitgenommen. Heute kann sie sich nicht erinnern, warum sie mit ihnen fahren wollte. Sie hatte geglaubt, in ihren Augen etwas zu sehen. Eine Art Licht, hatte sie damals oft gedacht.
Beverly nimmt den schweren Koffer in die andere Hand.
Weit vor ihr kommt ein Auto auf sie zu, es wirbelt Staub auf.
Kennt sie diesen Wagen nicht?
Beverly lächelt und winkt.
Papa kommt.

Penelope Fernandez

Die Roslags-Kulla-Kirche ist eine kleine rot schimmernde Holzkirche mit einem großen und schönen, freistehenden Glockenturm. Die Kirche liegt abgeschieden auf dem Land nahe Vira bruk, ein ganzes Stück entfernt von den viel befahrenen Straßen in der Gemeinde Österåker. Der Himmel ist hellblau und die Luft klar, der Wind trägt den Duft von Wildblumen auf den friedvollen Kirchhof.
Gestern wurde Björn Almskog auf dem Stockholmer Nordfriedhof beerdigt, und nun tragen vier Männer in schwarzen Anzügen Viola Maria Liselott Fernandez zu ihrer letzten Ruhestätte. Hinter den Sargträgern, zwei Onkeln und zwei Cousins aus El Salvador, gehen Penelope Fernandez und ihre Mutter Claudia zusammen mit dem Pfarrer. Sie bleiben am offenen Grab stehen. Das Kind eines Cousins, ein neunjähriges Mädchen, sieht ihren Vater fragend an. Als er ihr zunickt, greift sie zu ihrer Blockflöte und beginnt, »Wohl dem, der den Herrn fürchtet« zu spielen, während der Sarg in die Erde gesenkt wird. Penelope Fernandez und ihre Mutter stehen Hand in Hand am Grab, und der Pfarrer liest aus der Offenbarung des Johannes.
»Und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein.«
Claudia Fernandez sieht Penelope an, rückt ihren Kragen gerade und tätschelt ihre Wange, als wäre sie ein kleines Kind.
Als sie zu den Autos zurückkehren, surrt Penelopes Handy in ihrer schwarzen Leinentasche. Es ist Joona Linna. Penelope löst sich behutsam von der Hand ihrer Mutter und geht in den Schatten unter einem der großen Bäume, um dort das Gespräch anzunehmen.
»Hallo, Frau Fernandez«, sagt Joona in seinem singenden, aber ernsten Tonfall.
»Hallo, Herr Linna«, sagt Penelope.
»Ich dachte, Sie sollten wissen, dass Raphael Guidi tot ist.«
»Und die Munition für Darfur?«
»Wir haben den Frachter gestoppt.«
»Gut.«
Penelope lässt den Blick über Verwandte, Freunde und ihre Mutter

schweifen, die sich nicht von der Stelle gerührt hat, ihre Mutter, die sie nicht aus den Augen lässt.
»Danke«, sagt sie.
Sie kehrt zu ihrer Mutter zurück, die sie mit ängstlicher Miene erwartet und wieder nach ihrer Hand greift. Gemeinsam gehen sie zu den anderen zurück, die bei den Autos warten.
»Penelope.«
Sie bleibt stehen und dreht sich um. Sie hat das Gefühl gehabt, die Stimme ihrer Schwester gehört zu haben, ganz nah. Ihr läuft ein Schauer über den Rücken, und ein Schatten zieht sachte über das zarte grüne Gras. Das kleine Mädchen, das Blockflöte gespielt hat, steht zwischen den Grabsteinen und sieht sie an. Es hat sein Haarband verloren, und seine Haare fliegen zerzaust in der sommerlichen Brise.

Saga Bauer und Anja Larsson

Die Sommertage nehmen kein Ende, bis zum Morgengrauen schimmert die Nacht wie Perlmutt.
Die Landespolizei feiert ihr Sommerfest im Barockgarten vor Schloss Drottningholm.
Joona Linna sitzt mit seinen Kollegen an einer langen Tafel unter einem großen Baum.
Auf einer Bühne vor einem Tanzboden aus rotem Holz steht eine Combo in weißen Anzügen und spielt eine schwedische Volksweise, das Hårga-Lied.
Petter Näslund tanzt Polka mit Fatima Zanjani aus dem Irak. Er sagt ihr etwas mit fröhlich hochgezogenen Mundwinkeln, was sie glücklich zu machen scheint.
Eigentlich erzählt das Lied vom Teufel, der so gut Geige spielte, dass die jungen Leute niemals aufhören wollten zu tanzen. Sie machten die ganze Nacht weiter, und als sie den Fehler begingen, das Läuten der Sonntagsglocken nicht zu respektieren, konnten sie nicht mehr aufhören zu tanzen. Die jungen Menschen waren so erschöpft, dass sie Tränen vergossen. Ihre Schuhe wurden verschlissen, ihre Füße wurden verschlissen, und am Ende sprangen nur noch ihre Köpfe zur Geigenmusik umher.
Auf einem Klappstuhl sitzt Anja Larsson in einem blau geblümten Kleid. Sie starrt die tanzenden Paare an. Ihr rundes Gesicht ist mürrisch, enttäuscht. Als sie jedoch sieht, dass Joona seinen Platz am Tisch verlässt, laufen ihre Wangen rot an.
»Einen schönen Sommer wünsche ich dir, Anja«, sagt er.
Zwischen den Bäumen bewegt sich Saga Bauer tanzend über das Gras. Sie jagt mit Magdalena Ronanders Zwillingen Seifenblasen hinterher. Ihre blonden gewellten Haare mit den bunten Bändchen glänzen in der Sonne. Zwei Frauen mittleren Alters sind stehen geblieben und betrachten sie erstaunt.
»Meine Damen und Herren«, sagt der Sänger nach dem Applaus. »Uns ist ein besonderer Wunsch zugetragen worden …«
Carlos Eliasson lächelt vor sich hin und schielt zu jemandem hinter der

Bühne hinüber.
»Ich stamme aus dem finnischen Oulu«, fährt der Sänger lächelnd fort. »Und deshalb werde ich mit Freuden einen finnischen Tango für Sie singen, der den Titel ›Satumaa‹ trägt.«
Magdalena Ronander hat einen Blütenkranz im Haar, als sie sich Joona nähert und seinen Blick sucht. Anja starrt auf ihre neuen Schuhe hinab. Die Kapelle beginnt, den schmachtenden Tango zu spielen. Joona dreht sich zu Anja um, deutet eine Verneigung an und fragt leise:
»Darf ich bitten?«
Anjas Stirn, Wange und Hals werden feuerrot. Sie begegnet seinem Blick und nickt ernst.
»Ja«, sagt sie. »Ja, das darfst du.«
Sie nimmt seinen Arm, wirft einen stolzen Blick auf Magdalena und folgt Joona mit hoch erhobenem Kopf auf den Tanzboden.
Anja tanzt konzentriert, ernsthaft, mit einer schmalen Falte auf der Stirn. Aber schon bald wird ihr Gesicht ruhig und glücklich.
Die stark eingesprayten Haare liegen in einem kunstvoll frisierten Dutt in ihrem Nacken. Sie lässt sich von Joona führen, ihr Körper ist folgsam.
Als sich das sentimentale Lied dem Ende zuneigt, spürt Joona auf einmal, dass Anja ihn in die Schulter beißt, ganz vorsichtig.
Sie beißt noch einmal, diesmal etwas fester.
»Was tust du da?«, fragt er sie.
Ihre Augen leuchten, sind etwas glasig.
»Ich weiß es nicht«, antwortet sie aufrichtig. »Ich habe nur ausprobiert, was passiert, denn das weiß man nie, bevor man es nicht probiert hat …«
Im selben Moment verstummt die Musik. Er lässt sie los und bedankt sich für den Tanz. Ehe er dazu kommt, sie zu ihrem Platz zu eskortieren, tritt Carlos zu ihnen und fordert Anja auf.
Joona steht eine Weile etwas abseits und sieht seinen Kollegen beim Tanzen, Essen und Trinken zu und geht schließlich zu seinem Wagen. Weiß gekleidete Menschen sitzen auf Picknickdecken oder flanieren zwischen den Bäumen.
Joona erreicht den Parkplatz und öffnet die Tür seines Volvos. Auf dem Rücksitz liegt gut verpackt ein riesiger Blumenstrauß. Er setzt sich ins Auto und ruft Disa an. Beim vierten Rufton meldet sich ihre Mailbox.

Disa Helenius

Disa sitzt in ihrer Wohnung am Karlaplan vor dem Computer. Sie hat ihre Lesebrille aufgesetzt und sich ein Plaid um die Schultern gelegt. Auf dem Schreibtisch liegt ihr Handy neben einer Tasse kalten Kaffees und einer Zimtschnecke.
Auf dem Computerbildschirm leuchtet das Bild eines verwitterten Steinhaufens in wildwüchsiger Vegetation. Überreste des Cholerafriedhofs bei Skanstull in Stockholm.
Sie schreibt ihre Notizen in die Computerdatei, streckt sich und hebt die Tasse halb zum Mund, überlegt es sich dann aber anders. Als sie aufsteht, um neuen Kaffee aufzusetzen, surrt das Handy auf ihrem Schreibtisch.
Ohne nachzusehen, wer sie anruft, schaltet sie es aus und bleibt stehen, schaut aus dem Fenster. Staubstriemen leuchten in der Sonne. Disas Herz schlägt schnell und hart, als sie sich wieder an den Computer setzt. Sie hat nicht die Absicht, jemals wieder mit Joona Linna zu sprechen.

Joona Linna

Es herrscht Wochenendstimmung in Stockholm, und es sind nur wenige Autos unterwegs, als Joona langsam die Tegnérgatan hinabgeht. Er hat den Versuch aufgegeben, Disa zu erreichen. Sie hat ihr Handy ausgeschaltet, und er geht davon aus, dass sie ihre Ruhe haben will.
Joona biegt um die Ecke des Blauen Turms, in dem Strindberg seine letzten Lebensjahre verbrachte, und geht den Teil der Drottninggatan hinab, an dem die Antiquariate und kleinen Geschäfte liegen. Vor der esoterischen Buchhandlung Wassermann steht eine alte Frau und tut so, als würde sie sich das Schaufenster ansehen. Als Joona an ihr vorbeigeht, macht sie eine Geste in Richtung Fenster und folgt ihm mit etwas Abstand.
Es dauert eine Weile, bis er bemerkt, dass er verfolgt wird.
Erst als er sich an dem schwarzen Zaun vor der Adolf-Fredriks-Kirche befindet, dreht er sich um. Nur zehn Meter hinter ihm steht eine Frau von etwa achtzig Jahren. Sie sieht ihn ernst an und hält ihm einige Karten hin.
»Das sind Sie, nicht wahr?«, sagt sie und zeigt ihm eine der Karten.
»Und hier ist der Kranz, die Brautkrone.«
Joona Linna geht zu ihr und nimmt die Spielkarten, das Spiel, zu dem sie gehören, heißt »Kille«, es ist eines der ältesten Kartenspiele Europas.
»Was wollen Sie?«, fragt er ruhig.
»Ich will nichts«, erwidert die Frau. »Aber ich soll Ihnen etwas von Rosa Bergman ausrichten.«
»Das muss ein Missverständnis sein, ich kenne niemanden, der …«
»Sie möchte wissen, warum Sie so tun, als wäre Ihre Tochter tot.«

Epilog

Es ist Frühherbst in Kopenhagen, die Luft ist klar und kühl geworden, als in vier separaten Limousinen eine diskrete Runde in der Glyptothek eintrifft. Die Männer steigen die Treppe hinauf, passieren den Eingang, setzen ihren Weg durch den üppig blühenden Wintergarten unter dem hohen Glasdach fort, gehen mit hallenden Schritten durch den steinernen Korridor, an antiken Skulpturen vorbei und in den pompösen Festsaal hinein.
Das Publikum hat bereits Platz genommen, und das Tokyo String Quartet sitzt auf einer flachen Bühne mit seinen legendären Stradivaris, jenen Instrumenten, die früher einmal von Nicolò Paganini gespielt wurden.
Die vier letzten Gäste nehmen an einem Tisch im Säulengang neben dem übrigen Publikum Platz. Der jüngste von ihnen ist ein zartgliedriger, blonder Mann namens Peter Guidi. Er ist kaum mehr als ein Junge, aber die Mienen auf den Gesichtern der anderen Anwesenden sagen etwas anderes, und gleich werden sie seine Hand küssen.
Die Musiker nicken einander zu und beginnen, Schuberts Streichquartett Nummer 14 zu spielen. Es beginnt mit großem Pathos, einem aufgestauten Gefühl, einer Kraft, die bezähmt wird. Eine Geige antwortet schmerzlich und schön. Die Musik holt ein letztes Mal Atem und fließt anschließend einfach dahin. Die Melodie spricht von Glück, doch die roten Instrumente haben einen Klang, der voller Trauer über noch mehr verlorene Seelen ist.

*

Täglich werden neununddreißig Millionen Patronen für verschiedene Schusswaffen produziert. Zurückhaltenden Schätzungen zufolge liegen die Militärausgaben weltweit bei jährlich 1226 Milliarden Dollar. Obwohl unaufhörlich riesige Mengen Waffen produziert werden, ist die Nachfrage nicht zu befriedigen. Die neun größten Exporteure für konventionelle Waffen weltweit sind: USA, Russland, Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Niederlande, Italien, Schweden und China.